P.O.germ.
900 fk

Marggraf

<36608201780019

<36608201780019

Bayer. Staatsbibliothek

Bücher und Menschen.

Von

Herrmann Marggraff.

Bunzlau,
Appun's Buchhandlung.

1837.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nehmen Sie sich in Acht vor einer großen Arbeit. Das ist's eben, woran unsere Besten leiden, gerade diejenigen, in denen das meiste Talent und das tüchtigste Streben vorhanden. Ich habe auch daran gelitten und weiß, was es mir geschadet hat. — Was ist da nicht alles in den Brunnen gefallen! — Wenn ich alles gemacht hätte, was ich recht gut hätte machen können, es würden keine hundert Bände reichen.

Eckermanns Gespräche mit Göthe.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

I. Phantasiestücke und Lebensbilder.

	Seite
John Clinton	3
Raymund Berengar der dritte am Hofe Friedrichs des ersten und der Minnesänger Jauffred de Rudel	16
Eine Neujahrsnacht	21
Der moderne Faust im Faustischen Wintergarten	33
Aus den Briefen eines hauptstädtischen Irren	36
Fensterleben des Literaten	51
Die Provinzbewohner in der Hauptstadt	57
Pfingstschießen und Schützenplatz	64
Die Poesie des kleinstädtischen Bürger- und Sonntagslebens	71
Eine nächtliche Bilderschau	83
Ignatius Pudding's Leiden und Schicksale	97
Warum der Himmel blau ist	111
Schinschu in der Registratur des Marionettentheaters zu Pecking	115
Eine chinesische Klein-Kindertragödie	130
Ludwigs des vierzehnten tägliche Lebensordnung	150

II. Charakteristiken und kritische Streifzüge.

Charlotte Stieglitz	159
J. K. Wezel, der Sonderling von Sondershausen	177
Wilhelm Albrecht	208

	Seite
Christian Grabbe	215
Gasparini	224
Reliquien von Ferdinand Weisse	240
Leopold Schefer	262
August, Graf von Platen-Hallermünde	266
Langbein	272
Byron als Dichter und Politiker	275
Michael Beer	280
Abbotsford und Newstead	284
Charakteristik der deutschen Geschichte	291
Die Jetztwelt und ihr Historiograph Ernst Münch	308
Das Florentiner Kunstleben	316
Die Sprache des menschlichen Gesichts	327
Ueber deutsche Kritik und Polemik	335
Zweck und Bedeutung der Akademieen	349
Die moderne lyrische Poesie	355
Ueber deutsche Prosa und Prosaisten	363

I.

Phantasiestücke

und

Lebensbilder.

John Clinton.

John Clinton, der Dorfschullehrer, war in seiner Jugend ein stiller Knabe, der sich wenig mit den Menschen, desto mehr aber mit Blättern und Blüthen und mit allem Lebendigen, was an Blatt und Blüthe hängt, zu thun machte. In dieser Gesellschaft bildete sich seine Naturpoesie aus; hier wurzelte sie, hier fand sie ihre unerschöpfliche Nahrung. Er sprach viel, aber nur für sich; er schien mit den Elementargeistern wohl vertraut zu seyn, denn er führte oft lebendige Zwiegespräche, ertheilte Antworten, warf Fragen auf, ohne daß man in seiner Nähe ein lebendiges Wesen bemerkt hätte. Die ganze Natur war für ihn ein wesentlich Geistiges, in allen Punkten Lebendiges, durch hundert Sprach- und Gefühlsorgane dem Gemüth sich Offenbarendes.

Aber es kam ein Zwiespalt in seine innere Natur; es geschah ein Riß in den Tempelvorhang, der das Allerheiligste seines Herzens umschloß; es ging ein Erdbeben, ein Sturm erschütternd durch sein Gemüth, ein durch die Reibungen zwischen der Trokkenheit und Härte der äußern Welt und der saftigen Weiche seiner innern hervorgerufener allgemeiner Brand. Denn durch Reibung entsteht und wächst das verzehrende Feuer.

Alsobald erfaßte ein Zorn sein Gemüth, der ihn die Natur, so lange sie in Ruhe war, verabscheuen und nur die in Bewegung gesetzte lieben lehrte, den Streit und Widerstreit der Elementarkräfte untereinander, den Schall, wenn er zum Donner hinauf sich potenzirte, die Luft, wenn sie in Sturm und Orkan sich umsetzte, das Wasser, wenn es von Orkanen zerwühlt und aus seiner innersten Tiefe emporgewälzt ward. Die zarte selige Selbstvergessenheit, womit seine Lieder wie freiwillige Opfer der Natur sich hingegeben hatten, machte der sich sträubenden und ankämpfenden Wildheit, der Bizarrität und der Zerrissenheit Platz. Man erzählt von einer Art edler Rosse, die, um dem in ihrem Blute tobenden Feuer Abfluß zu geben, sich die Adern selbst öffnen. Das that Clinton auch; aber das Blut, das ihm entquoll, bestand aus einem Schwall

wilder, gesetzloser, übermüthig sprudelnder Lieder. Er öffnete seine dichterische Ader nur, um seine gepreßte Brust zu erleichtern und wie eine schwärende Wunde offen zu halten.

Von seinen Freunden aufgemuntert, durchbrach er die Schranken seines heimathlichen, eng zusammengezogenen Lebens. Er wollte aus sich heraus eine Peripherie glänzender Lebensverhältnisse bilden, deren einzelne Punkte in Ansehen, Ehre, Reichthum und Wohlleben bestehen sollten; er warf sich kopfüber in die Wogen des weiten Oceans, unbekümmert, ob seine Schwimmkunst und Kräfte ausreichen würden. Mit einem gedruckten Exemplare seiner Lieder und einer Börse, welche doppelt mehr zu fassen im Stande war, als sie zur Zeit faßte, begab er sich auf den Weg nach London, dem Ur- und Hauptsitz brittischer Kunst und Wissenschaft.

Wie hatte sich John Clinton verrechnet! wie schrumpfte hier seine Person zum unmerkbaren Punkte zusammen! wie ganz unberücksichtigt verlor er sich in diesem ungeheuern Massenverhältniß von thätigen und lebendigen Seelen und Nichtseelen! Ohne Verbindung, ohne Fürsprache, ohne eine festgesetzte, ausgeschiedene Persönlichkeit, welche consequent durchzudringen und sich geltend zu machen im Stande gewesen wäre, bald Sturm laufend und gewaltig sich

Bahn brechend, bald von dem kleinsten Widerstande gebrochen und eingeschüchtert, bald herrisch abstoßend und gebieterisch, bald bis zur Demuth zahm und nachgiebig, sah sich Clinton verwaist, ausgestoßen, auf sein eigenes Ich beschränkt, und als Abentheurer und Eindringling überall verkannt und verachtet. Die Anerkennung, die seinen Liedern bei Einzelnen und in der Tagesliteratur zu Theil ward, fand keine Stütze und Nahrung in seiner Persönlichkeit und seinen äußern Verhältnissen. Eine Partei, eine Faction anzuwerben und für sich ins Feld zu stellen, war ihm in seiner Armuth verwehrt; denn er hatte nichts zu spenden und zu schenken als Lieder, Anweisungen auf den innern Menschen, in einer Hauptstadt ohne realen Werth; Blutstropfen seines zerstochenen und verstümmelten Herzens, die für die Mägen der Menge Blausäure waren, oder ihr wie glühende Funken und Kohlen schmerzlich auf das ausgetrocknete Gemüth fielen.

John Clinton stand auf dem Punkte, seine Poesie als einen verlorenen Posten aufzugeben. Von seinem Leben war der Blumenstaub abgestrichen; reizlos lag es vor ihm, wie ein skelettirtes, geschundenes Blatt; die Zukunft erschien ihm wie ein langer dunkler Pfeil, dessen Spitze unverrückt gerade auf sein Herz gerichtet war; aber das Leben selbst

hielt er fest; er war nicht der Thor, sein letztes und einziges Gut um die unsichere Anweisung auf ein künftiges besseres Sein oder ein trostloses Nichtsein von sich zu werfen. Er mußte um sein Leben, um den Augenblick kämpfen, ohne zu wissen, was der nächste ihm bringen werde. Dieser Kampf allein gewährte ihm noch einige Unterhaltung. Es kam ihm darauf an, in diesem fortgesetzten Kampfe seine Kräfte zu prüfen und die zähe Speise seines Lebens so viel wie möglich auszudehnen und zu verlängern. Um diesen Zweck, wie um ihren Mittelpunkt, ordneten sich von nun an seine Bestrebungen. Sein poetisches Talent wurde zur Dienstmagd herabgesetzt.

Er versuchte es mit der Bühne; er fügte sich den Forderungen der Zeit und schrieb ein melodramatisches Stück für Covent-Garden. Es wurde ihm zurückgesendet, nicht ohne Anerkennung seines Talents; aber man scheute die Mühe der Einrichtung und des Einstudirens; man schützte die Kosten vor, den ungewissen Erfolg, vor Allem den noch unbekannten Namen des Dichters.

Unter den Hogarthschen Blättern giebt es eines von furchtbar erschütternder Wirkung. Der junge liederliche Lord, vor der Zeit alt geworden, hat das letzte Mittel, seine Gläubiger zu befriedigen,

versucht, ein Theaterstück geschrieben und es unberücksichtigt zurück erhalten. Diesen Moment finden wir auf dem Blatte dargestellt. Die herabgekommene, zerzauste Gestalt des Lords hängt kaum auf dem Stuhle fest. Das unglückliche Manuscript ruht in den schlaff über den Schooß gelegten Händen. Ein Weibsbild, dessen Gesicht in lauter kleine Fältchen der Wuth und des Zornes hingeschrumpft ist, drückt ihm durch Vorwürfe und Schmähungen den Stachel der Reue und den giftigen Pfeil der Verzweiflung noch tiefer ins Herz. Das Gesicht des Lords verkündet den aus dem Herzen ins Hirn sich herauf arbeitenden Wahnsinn. So ungefähr saß Clinton da, das Manuscript in der Hand, gebrochenen Herzens, aber emporgeschnellt durch neue Lebenslust; mit einem gewissen, durch das unerhörte Mißgeschick und Fehlschlagen aller Unternehmungen erzeugten Stolz drückte und schluckte er den Wahnsinn hinab in die Tiefe des Leibes, begab sich zum Schreibtisch, faltete einen Brief und schrieb an seine Geliebte.

Der Brief hätte wohl Steine erweichen mögen, aber kein menschliches Herz, denn die Herzen der Menschen sind in gewissen Fällen härter und undurchdringlicher wie Stein. Er erinnerte seine Geliebte an einen berühmten englischen Dichter, der

die Freundin seines Herzens in einer ähnlichen Lage offenherzig um einen Rock bat und außer diesem zugleich Geld, Muße und Liebe doppelt erhielt, so daß er nun ein gemachter Dichter und Mann ward. Clinton aber bat nicht um einen Rock, sondern um das, was den Rock mit dem Körper vermittelt, um ein Hemde; denn das seine war verschollen und in einen Abgrund von unzähligen Löchern, also in das offenbare bodenlose Nichtsein, gerathen. Diese unzarte Bitte war sein Sturz. Die beleidigte Dame kündigte ihm neben dem Hemde auch ihre Liebe und Zuneigung auf. Sie würde schon längst gebrochen haben, schrieb die decente Lady, wenn sie hätte ahnen können, daß sie in ihrem Geliebten einen Mann ohne Hemd umarme.

Der bejammernswerthe Clinton! Wenn er zu einem Buchhändler mit einer Novelle kam, so hieß es: Schade, daß es kein wissenschaftliches Werk ist! und wenn er mit einem wissenschaftlichen Werke kam, so hieß es: Schade! daß es keine Novelle ist. Die literarischen Gesellschaften wollten ihn nicht eher anerkennen, als bis er irgend ein tüchtiges Werk verlegt hätte; die Buchhändler nichts eher von ihm verlegen, als bis er Mitglied einer literarischen Gesellschaft wäre; die Theaterdirection nicht eher seine Stücke aufführen, als bis er in eine literarische

Gesellschaft aufgenommen und durch ein vielgelesenes Werk bekannt worden wäre. Seine Geliebte aber ließ ihn in der Tinte sitzen, das heißt ohne Hemde — für Clinton der letzte furchtbare Schlag.

Was sollen wir von den seltsamen Versuchen sagen, die nun Clinton unternahm, um sein Leben zu fristen? Wie er unter Matrosen, Livreebedienten, Fuhrleuten und Packträgern in den erbärmlichsten Spelunken und berüchtigtsten Kellerwirthschaften an Feiertagen warm aß, und an gewöhnlichen Tagen kalt speiste, oder wie man es wohl nennt an der Sonne? Seine Person gewann dadurch jene Langgedehntheit und transparente Idealität, die ihm späterhin als Dorfschullehrer so wohl zu Statten kam. Sein Körper verlor an Masse, was er an einer gewissen geistigen Verflüchtigung, er verlor an Rundheit, was er an spitzfündigen Ecken gewann; er dehnte sich mehr in die Länge, als ob er gleichsam sich selbst aus- und überwüchse; er warf seiner Durchsichtigkeit wegen einen Schatten, der so schmal war wie ein mäßiger Messerrücken. Er hatte keinen bestimmten Ort, wo er sein Haupt hinlegte. Man erzählt, er habe ein großes Stehspind in einem Hausflur gemiethet und sich in dieser Behausung ein Nachtlager zurecht gemacht. Aber er konnte bald die vierteljährliche Miethe von sechs Schilling

nicht bezahlen, mußte ausziehen und seinen Strohsack als Pfand zurücklassen. Er tröstete sich mit dem unglücklichen Chatterton und einer großen Anzahl deutscher Dichter, die auch nie Gelegenheit hatten, ihrem Magen zu viel zu thun.

Wir übergehen diese in gleichmäßiger Unruhe sich fortbewegenden Jahre, wo er, wie der Bär zur Winterszeit, von dem Ueberreste seines Fettes zehrte. Die herzzerreißende Noth, in welcher sich Clinton befand, erregte endlich mehr Aufmerksamkeit als seine Gedichte — er gewann hohe, vielvermögende Gönner unter den Aristokraten und Geldmäklern der Hauptstadt, und durch einen derselben, der sich Seine Herrlichkeit nennen ließ und bei tausend Jagdhunden Vaterstelle vertrat, das Amt eines Dorfschullehrers im Kirchspiel Lighton.

So kamen endlich auf die sieben magern pharaonischen Jahre die sieben fetten. Er hatte eine Welt von unschuldigen zügellosen Knaben und Mädchen vor sich, denen er das englische A B C durch alle pädagogischen Mittel, die ihm zu Gebote standen, beibrachte. Er aß nun von dem Kohl, den er selbst pflanzte, von dem Baum, den er selbst raupte, von den Kartoffeln, die er selbst behackte. Die Kinder aber liebten seine gutmüthige, überaus langweilige Gestalt und fürchteten seinen Stock,

„Tröster“ genannt, mit dem er während des Buchstabirens den Takt schlug. Er trug für gewöhnlich keine Brille, aber er setzte sie, weil sein ehrwürdiges Ansehn dadurch vermehrt wurde, in der Religionsstunde auf und sah die Gegenstände seines theologischen Unterrichts um so deutlicher. An Sonn- und Festtagen kamen die Musen zu ihm; er machte Gelegenheitsgedichte für alle möglichen Fälle, hundert für ein Pfund Sterling; dann stopfte er seine Thonpfeife oder seine Kleider, an denen er sorgsam Alles ausbesserte, was während der Werkeltage daran schadhaft geworden war. Wenn nach den Lehrstunden eine Erschöpfung eintrat, ruhte er sich auf einer Schulbank aus und legte ein von ihm selbst gestopftes Heukissen unter das sorgenvolle Haupt. Am liebsten aber lag er im Grase seines Gartens unter dem großen Birnbaum auf dem Rücken. Wenn er in dieser Lage, unter mehreren Graden westlicher Länge und einem halben der nördlichen Breite, in das unendliche, von Laubgrün unterbrochene Blau des Himmels hinaufschaute, so starb ihm gewissermaßen der körperliche Leib ab und sein geistiger wurde lebendig und wuchs bis zur hohen Veste des Himmels. Es war ihm, als berühre der magnetische Pol seines Körpers, der kahle Scheitel, das Zenith des Himmels; als setze ein Meridian sein

Herz mit der unendlichen Tiefe in Verbindung, als wäre dort oben seine Heimath, in der er früher gelebt, und wohin er nun bald zurückkehren müsse. Dann schienen die Sterne und Sonnenstrahlen um sein Haupt zu spielen, wie weiße unschuldige Lämmer, und zu ertönen wie Schellen und silberne Glöcklein; und die Lieder seiner Jugend stiegen zu ihm herab verkörpert und in sichtbarer Gestalt und kühlten mit den wehenden Flügeln die heißen Schläfe des alten Mannes. Dann lag er mit offnem Munde da und verschlang heißhungrig das Blau und die Lieder und stand gesättigt wieder auf.

Seine Gelegenheitsgedichte verbreiteten sich endlich bis nach der Hauptstadt und machten auf den verschollenen Dichter aufmerksam. Man erinnerte sich seiner früher herausgegebenen Lieder, man suchte sie in den Buchläden unter alten Ladenhütern hervor, las, bewunderte, vergötterte sie, ahmte sie nach. Die Jungfrauen nahmen John Clinton, d. h. seine Werke, mit sich zu Bett; die jungen Lords lasen ihn der Verdauung wegen, wenn sie ihren Mittagsschlaf hielten. Sein adliger Gönner war gestorben, aber der Erbe, bedacht, den dichterischen Edelstein in Gold zu fassen, dankte hundert ergraute und invalide Jagdhunde ab und legte die dadurch ersparten Kosten dem Gehalt des Schullehrers bei.

Die Reichen traten endlich zu einer Clinton'schen Stiftung zusammen, setzten ihm eine Pension aus und beriefen ihn nach London, damit er von nun an sorgenfrei sein dichterisches Talent pflegen könne zu Nutz und Frommen Alt-Englands.

Als eine Deputation der hauptstädtischen Gönner nach Lighton kam, um ihm den schnellen Glückswechsel kund zu thun, die Diplome mehrerer literarischen Gesellschaften zu überbringen und seine Hand brüderlich zu fassen, fanden sie einen stillen Mann an ihm, der ihren Händedruck nicht mehr erwiederte. Denn Clinton war unterdeß gestorben, auf dem Rücken liegend, unter dem Birnbaum. Der blaue Himmel und die unendliche Sehnsucht hatten ihn getödtet.

Da lag er vor ihnen, der verwitterte und zerknitterte Leib des Todten. Das Schicksal hatte ihn gefaßt, von unten auf gerädert und gliedweise gebrochen; der Tod gab ihm den Gnadenruck auf's Herz; er klappte seinen Leib zusammen und steckte ihn in das stille Sargfutteral. Aber die Falten, die vulkanischen Lavazüge, die brüchigen Erdbebenspalten, die bis dahin sein Gesicht eckig und uneben gemacht hatten, waren verschwunden und ausgeglichen worden von der ebnenden Hand des Todes.

Der Vorsteher der Deputation hielt an seinem

Grabe eine Rede an die Bauern von Lighton, zur Lehre und Warnung. Er sagte am Schluß: „Ihr Bauern von Lighton! hütet euch vor der Hauptstadt, diesem vielgefräßigen, Alles verschlingenden und aufreibenden Ungeheuer! diesem glühenden Moloch, zu dessen verzehrender Umarmung wie zur Festfeier rastlos die Talente und bessern Köpfe des Landes sich drängen! Zähmt den Genius Eurer Kinder, erstickt ihr dichterisches Talent mit Kartoffelkraut, oder weist es hinaus in den Gemüsegarten! Vor Allem hütet sie und Euch vor der gefräßigen Hauptstadt, ihr lieben Bauern von Lighton!"

Möge der geehrte Leser über diese Mittheilung nicht verwundert den Kopf schütteln, wie die Bauern von Lighton über die unverständlichen Worte des brittischen Redners! Wahrheit und Dichtung grenzen hier so nahe zusammen, daß sie auf keine Weise von einander zu scheiden sind. Clinton ist, wenn auch kein existirendes Individuum der Realität nach, doch der Idee nach ein Repräsentant aller bis jetzt verhungerten, gelähmten und verwahrlosten Poeten — wie ich selbst einmal irgendwo gesungen habe:

Und läßt auch seine Sänger
Verhungern das deutsche Land:
Drum hat sich Keiner zu kümmern —
Sie verhungern auf eigene Hand.

Raymund Berengar III. am Hofe Friedrichs I., und der Minnesänger Jauffred de Rudel.

Aus der sang- und liebereichen Provence, dem Ur- und Hauptsitz des süßen Minneliedes und der ritterlichen Galanterie, zog mit dem Herzog Berengar III. ein ganzer Hof von Edelleuten, Minnesängern und Spielleuten an das Hoflager Friedrichs des Rothbarts, der mit dem Kopfe ein Fürst, mit der Hand ein Held, mit dem Munde ein Dichter, und mit Hand und Mund ein Deutscher war. Berengar aber hatte des Kaisers Nichte Richilde zur Gemahlin, so daß verwandtschaftliche Zuneigung, neben gegenseitiger Achtung, ein unauflösliches Band ward zwischen Beiden.

Der Kaiser aber war ein echter deutscher Mann und hielt an der angestammten Landessprache also, daß er, obgleich mehrerer Sprachen kundig, mit ausländischen Gesandten nur durch Dolmetscher reden mochte. Sei es aber, weil er höflich sein wollte gegen den Verschwägerten, oder sei es, weil der syrenenhafte Wohllaut der provençalischen Sprache im Munde der Troubadours und der reizenden frem-

den Damen ihn entzückte und hinriß — er wurde damals zuerst und vielleicht das einzige Mal in seinem Leben der deutschen Sprache abtrünnig, er begann in provençalischen Reimen zu singen und verherrlichte seiner Gäste Lob in einem Epigramm, welches Nostradamus (vergl. dessen **histoire et chronique de Provence**) uns aufbewahrt hat. Der Merkwürdigkeit wegen theilen wir diese Probe kaiserlicher Dichtkunst in der Ursprache und in deutscher Uebersetzung mit. Das Epigramm lautet:

Plas my Cavallier Francés,
E la Donna Catallana,
E l' onrar del Gynoés,
E la cour de Kastallana,
Lou kantar Provensallés,
E la Dansa Triuyzana,
E lou Corps Aragonnés,
E la Perla Julliana,
Las Mans, e kara d' Anglés
E lou Douzel de Thuscana.

Ritter aus dem Franzenland,
Edle Frauen catalanisch,
Zierlichkeit von Genuas Strand,
Feine Sitte castilianisch,
Aus Provence der Lieder Tand,
Tänze lieb' ich trevisanisch,
Arragon'schen Wuchs gewandt,
Feine Perlen julianisch,
Englisch sei Gesicht und Hand
Und das Mägdelein Toskanisch.

Hatte hier die provençalische Dichtkunst einen rechten Sieg errungen über ein strenges deutsches Hel-

denherz, einen Sieg, der einem Wunder nahe kam, so sollte noch während der Zeit, daß man prachtvoll Hof hielt, etwas weit Wunderbareres geschehen und angestaunt werden. Gleichsam zur Sühne für die Gewalt, mit welcher die provençalische Sprache das Herz eines Deutschen wie eine verführerische Syrene gebannt und bezaubert hatte, sollte einer von den provençalischen Troubadours einer seltsamen und bis dahin wie nach ihm unerhörten Liebe zum Opfer fallen.

Es erschienen an dem Hofe des Kaisers mehrere von den Wundern des Ostlandes erfüllte Kreuzfahrer, so daß hier vom Osten die Religion und die ritterliche Tapferkeit, dort vom Westen die Liebe und die Dichtkunst ausgezogen zu sein schienen, um sich an des Rothbarts Hoflager zu begegnen, zu vereinigen und ihre Vorzüge gegenseitig in einander zu schmelzen.

Unter allen Abentheuern, glücklichen und unglücklichen, deren diese Kreuzfahrer sich zu erfreuen oder zu betrüben gehabt hatten, war ein Begebniß freundlicher Art, dessen sie vorzüglich gedachten, das sie mit allen Farben und Bildern ausschmückten, woran die dichterisch gestimmte und aufgeregte Phantasie der damaligen Zeit so überschwänglich reich war. Von einer Gräfin erzählten sie, die an Liebreiz, höflicher Sitte und Züchtigkeit nicht blos in Tripolis, wo die

Herrliche wohne, sondern auch in der ganzen Christenheit die Erste ihres Geschlechts sei. Sie konnten nicht müde werden, von der freundlichen Aufnahme und köstlichen Bewirthung zu erzählen, die sie bei ihr, der schönen Gräfin, in Tripolis gefunden. Auch unterließen sie nicht, die Reize, womit sie aller Männer Herzen bewältige, die Tugenden, womit sie die Scheuen anziehe und die Kühnen abweise, einzeln zu schildern und zu erheben.

Unter allen Zuhörern, die von diesem Wunder von weiblicher Schönheit und Güte der Ritter Preisrede vernahmen, war indeß einer, auf den diese Erzählung einen seltsamen, wunderbar tiefen Eindruck hervorbrachte. Jauffred de Rudel, Edelmann und Troubadour aus Blieux, einer der Begleiter des Herzogs, stimmte nicht mit ein in die Ausrufe der staunenden, in die Fragen der neugierigen, in die Zweifelreden der bedächtigern Zuhörer — vielmehr wurde er ernst und schweigsam von Stunde an — sein Herz ein Geheimniß für die Andern — sein Mund ein verschlossenes Thor für die Worte — sein Auge ein offnes für die Thränen; und wie er seinen Freunden ein Räthsel ward, so ward er es sich selbst — denn die Dämmerung in seinem Kopfe verstand das Licht nicht, welches in seinem Herzen strahlte.

Die Gesundheit des bis dahin blühenden Man-

nes schwand allmählig hin; die Röthe seiner Wangen nahm ab, wie seine Tiefsinnigkeit zunahm. Die theilnehmenden Freunde wurden besorgt um ihn; sein ganzes Wesen verkündigte den unheilbaren, krankhaften Schmerz einer unglücklichen, unerhörten Liebe. Aber wer unter den Hofdamen, unter den Edelfräulein war die Bevorzugte, die er liebte? die Stolze, Spröde, die ihn verschmähte? Es kannte Keiner die Dame seines Herzens.

Endlich, gedrängt von seinen Freunden, offenbarte er, daß der Gegenstand seiner höchsten Bewunderung, seiner innigsten Zuneigung, ja! seiner glühendsten Liebe kein anderer sei — als die schöne Gräfin von Tripolis. Sogar in jener minnigen, für die überspanntesten Gefühle offnen Zeit mußte die Liebe zu einer so unsichtbaren, fernen Dame Verwunderung und Bedauern erregen — aber die Liebe war einmal da und dem kranken Manne mußte geholfen werden.

Man schlug eine Reise nach England vor, um ihn zu zerstreuen und seinen phantastischen Gedanken eine ableitende Richtung zu geben. Jauffred de Rudel willigte, in seinem Zustande kaum eines Entschlusses fähig, in den ihm gemachten Vorschlag ein und ging im Gefolge Gottfrieds, eines Bruders Richards des Ersten, über See nach England. Je mehr Län-

der und Gewässer aber zwischen ihm und seiner von ihm noch nie gesehenen Geliebten sich ausbreiteten, um so mehr wuchs seine Liebe, seine unergründliche Sehnsucht, seine krankhaft überreizte Seelenstimmung. Zu spät fiel man auf das einzige Mittel, welches ihn retten und heilen konnte; man beschloß, ihn in die Nähe seiner Geliebten und ihr unter die Augen zu bringen. Mit Bertran de Allamanon, einem ritterlichen Troubadour, ging er im Jahre 1162 zur See, gen Tripolis, wohin sein liebesiecher Sinn allein gerichtet stand.

Seine Liebe, bei ihm eine wirkliche Krankheit, die durch die Psyche auch den Leib zerstörte, hatte in ihren traurigen Wirkungen leider schon allzuweit um sich gegriffen. Selbst die freudige Hoffnung, den geliebten, bewunderten, angebeteten Gegenstand in der Nähe zu sehen, Blick um Blick mit der holden Gräfin zu tauschen und Wort um Wort, konnte auf diesen zerrütteten, keinen Widerstand irgend einer Art mehr leistenden Körper nur einen schädlichen, tödtlichen, betäubenden Einfluß ausüben. Krank, sprachlos, bettlägrig langte er im Hafen von Tripolis an.

Die Gräfin, von ihrem seltsamen provençalischen Liebhaber und seiner in der Auflösung begriffenen Körper- und Seelenstimmung benachrichtigt, überwand

ihre sittsame weibliche Scheu und begab sich zu dem Kranken, um ihn wo möglich durch ihren Anblick, das letzte, aber auch heroisch gewaltsamste Mittel, zu retten und dem Leben, dem er mehr und mehr abstarb, zu erhalten.

Als der todtkranke Rudel, am Ziele seines Lebens das Ziel seiner Wünsche erreichend, die liebreizende, in Schaam und liebevoller Theilnahme verwirrte, nach trostreichen Worten vergebens suchende Gräfin vor sich stehen sah, flammte in ihm das erlöschende Leben noch einmal auf. Er fand die verlorne Sprache wieder, aber kaum Worte genug, um der Liebeswürdigen innigst Dank zu sagen für ihre freundliche Theilnahme, und ihr zu schwören, daß er nun, eines solchen Glückes theilhaftig, beruhigt und zufrieden sterben werde. Kurz darauf brach sein schwacher kranker Leib unter der Last der überschwänglichen Freude zusammen — der beseligt Unselige hatte ausgelitten.

Die Psyche in höchster Potenz ist mehr bei dem Manne, als bei dem Weibe vorherrschend.

Zum Schluß gebe ich ein Gedicht, welches von Jauffred de Rudel während seines krankhaften Zustandes gesungen und von mir irgend wo in einer Uebersetzung aufgefunden worden ist. Diese lyrische Reliquie lautet folgendermaßen:

Trüb und traurig muß ich scheiden,
Um zu sehn die Liebe fern,
In der Brust der Zweifel Leiden,
Denn ihr Land ist gar zu fern.
Gott, der schuf, was ist zu sehen,
Diese Lieb' auch, ach so fern;
Gieb mir Kraft, sie auszuspähen
Die Geliebte, die so fern.
Zweifelst, Herr? Du kannst erproben,
Wie ich liebe, die so fern;
Tausend Schmerzen mich umtoben,
Und mein Heil ist mir so fern.
Nirgend ich nach Lieb' mich sehne,
Als bei ihr, die mir so fern;
Keine gleichet ihr an Schöne
Weder hier, noch in der Fern'.

Darin aber steht Jauffred de Rudel über allen liebenden Dichtern und Nichtdichtern, daß er bloß für das geistige, in seinem Gemüth reproducirte Abbild seiner Angebeteten eine Liebe trug, die ihn verdarb, einer verzehrenden Neigung für ein körperlich fernes, geistig nah gerücktes Ideal sich hingab, die schon zu seiner Zeit als wunderbar galt, in der unsrigen aber angesehen werden dürfte als ein Wunder über alle Wunder, als ein spukhafter Wahnsinn, als ein wesenloser Traum. Rudel ist von allen Liebhabern der uneigennützigste, der unkörperlichste, derjenige, welcher die höchste und geistigste Sublimation der zarten Dichterliebe am reinsten und ungemischtesten darstellt.

Eine Neujahrsnacht.

Du Eintagsfliege, Mensch! zerbrechliches
Gefäß aus Staub, deß Handhab' bei des Todes
Berührung flugs zerbröckelt und zerfällt!
Mit Fleisch bekleidet, wie mit einer Larve
Zum Possenspiel, und doch nur ein Geripp!
Verdränger früherer Geschlechter, deren
Man nur gedenkt aus alter Höflichkeit!
Du Aschenkrug erstorbner Hoffnungen!
Dein Leben ist ein jahrelanger Tod,
So lang' Du lebst, so lange stirbst Du auch.

Aus dem noch ungedruckten Trauerspiel
„Kaiser Heinrich IV."

Wir sterben in jedem Moment für den vorhergehenden ab und werden in dem künftigen für den jetzigen absterben. Jeder Moment ist ein auf das Kleinste zusammengezogenes Leben; wir haben also in jedem e i n Leben abgeschlossen. Wir sterben von Augenblick zu Augenblick und merken es nicht, weil es allmählig geschieht. Unser Leben ist nichts als eine fortgesetzte Reihe von Punkten, jeder Punkt ein momentaner Tod; und diese Reihe von Augenblicken, wo wir im Sterben liegen, nennen wir Leben. Je mehr Tode der Art wir auszuhalten vermögen, desto länger leben wir. Aber es kommt Jedem der Augenblick, der den letzten, intensiven Tod, die Zerstörung

aller durch das lange Absterben erschöpfter Organe mit sich führt.

Der Leser weiß nun, was er von seinem Leben zu halten hat. Er liest als Sterbender die Neujahrsbetrachtungen eines Sterbenden, — das ist Alles. Aber er wird ironisch werden und über mich lachen; denn das Leben scheint ihm ein sehr behaglicher, angenehmer Tod zu sein. Er schlummert sanft und allmählig ein und unter süßen Träumen, wie an der Brust einer schmeichelnden Geliebten. Er träumt angenehm, weil er mich nicht versteht; oder umgekehrt — er versteht mich nicht, weil er angenehm träumt.

Ein ganzes Jahr sind wir gestorben und beginnen nun einen neuen Tod, der abermals eine Jahreslänge haben wird.

Die Zeit, als ein an sich Leeres, ist zugleich das Lieb- und Herzloseste. Sie kennt keine Liebe, bevorzugt kein Geschlecht, kein Alter, keinen Stand. Saturn verschlingt seine Kinder theilnahmlos, als ob sie Steine wären, und empfindet kein Mitgefühl während der That, keine Reue nach ihr. Die Zeit stellt die Wiegen der Menschen neben einander mit eben der kalten, ruhigen Miene, womit sie die Särge in den Todtenkammern ordnet und Leichen auf Leichen häuft. Wenn die Zeit im Frühling denkt, so

werden ihre Gedanken zu Blumen; und wenn sie im Herbste denkt, so sinnt sie Tod und vernichtet, was sie selbst schuf. Sie pflanzt und säet, reißt aus und mäht ab, indem sie in der einen Hand das Säetuch, in der andern die Sichel trägt. Mit beiden Attributen zugleich hätten die Alten ihren Saturn ausstatten müssen, um einen vollkommenen Saturn zu haben. Die Zeit ist das Bild des Indifferentismus. Sie hält nicht für nöthig, das, was sie gebaut, vor dem Verfallen zu schützen; sie zerstört ohne gehässige Leidenschaft, wie sie ohne Liebe schafft und ernährt. Wenn diese Zeit ein Herz hätte — wie umfassend, wie liebevoll müßte es sein!

Der Mensch ist eine analytische Natur und von Hause aus ein Anatom. Er löst Alles auf; Alles zerblättert sich unter seinen Händen und fällt auseinander; er will Theile für das Ganze; denn er selbst kann sich als Ganzes nicht fassen, und wenn er sagt: ich bin ein Mensch! — so werden ihm zugleich die organischen Theile, aus denen er zusammengesetzt ist, einfallen. Dieser Scheidekünstler hat sogar das ins Unendliche sich wölbende Kugelthier, den Raum, zu einem Kerbthier gemacht, er hat ihn überall eingeschnitten, secirt; er hat die ganze Mythologie zu Hülfe gerufen, um die ihm sichtbaren Himmelsräume abzutheilen und zu bezeichnen. Aber er

ist auch über die Zeit hergefallen, er hat ihre gerade Linie zu brechen und ihren starren Leib zu zerreißen versucht. Er hat sie zergliedert in Jahre, Tage, Stunden, Minuten, Sekunden nnd Augenblicke; er hat die kaum denkbarsten Diminutivzeiten aus ihr herausgeschnitten.

Er kann aber das Untheilbare dem Wesen nach nicht theilen, eben so wenig wie der unräumliche mathematische Körper räumlich dargestellt werden kann. Diese Eintheilung beeinträchtigt das Totale der Zeit nicht; sie hat keine Glieder, denn sie hat keinen Körper. Wir aber, wenn wir wiederum ein Jahr zurückgelegt haben, werfen übermüthig den Kopf zurück und rufen: Hier ist ein Zeitabschnitt! jetzt hat ein Stück Zeit sein Ende genommen, und ein neues wird sich nun an den Stamm der Zeit ansetzen! — Gleich als ob sie ihre Ringe hätte wie die Eiche, deren Jahre wir daran zu betasten und abzuzählen vermögen!

Wenn ein Achtzigjähriger sein langes Leben zurückschaut, so werden ihm die Jahre immer kleiner und unmerklicher erscheinen, je weiter die Spirallinie der Erinnerung nach dem Geburtsjahre zu sich abwärts windet. Die meisten haben ihre Merkmale für ihn verloren und existiren für ihn nicht mehr; er überspringt sie gänzlich, und die Jahre der Kind-

heit sind ihm nichts als hüpfende farbige Sonnenflecke ohne Zusammenhang. Ich denke mir, daß der dem Schöpfer am nächsten stehende Geist ungefähr so viel Raum und Zeit zu übersehen vermag, als alle Menschen, die bisher gelebt, zusammengenommen, wenn man nämlich die Sehkraft des ersten Menschen mit der des zweiten multiplicirt und so in's Millionenfache bis auf uns herab. Wie mag diesem Geiste, wenn er die unendliche Zeitlinie hinunterschaut, eins unsrer Erdjahre erscheinen? Es ist für ihn das Minimum eines nur gedachten Punktes.

Ich möchte meine hypochondrische Ansicht auf die Spitze treiben und behaupten, die unendliche Zeit sei nichts als eine fortlaufende, zusammenhangende Reihe von momentanen Toden, Göthe's „ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer;" geschaffen und erzeugt werde nur, damit die Zeit von dem Geschaffenen und Erzeugten sich nähre; Geburt sei nur ein Sekundäres; das Absolute aber sei der Tod.

Wir freuen uns wie billig, daß unser Leben nach Rückwärts hin abermals seinen jährlichen Zuwachs erhalten hat, und daß dies zurückgelegte Jahr von unserm Leben, das nach Vorwärts in die Ferne der Zukunft geht, abgezogen werden darf. Wir freuen uns, denn wir haben Mühe genug gehabt, das ver-

gangene zu überwinden. Der Sterbende hat ein Recht, für den künftigen Augenblick zu fürchten, zu hoffen und sich, oder den Arzt zu fragen: Was wird er bringen? Wir als allmählig Absterbende haben am Jahresschluß auch ein Recht, an das künftige Jahr eine Frage zu thun; denn mit dem vergangenen haben wir abgerechnet.

Was wir von dem neuen Jahr zu hoffen und zu fürchten haben? — — Ich lasse ein historisches Factum sprechen. Es ist ein geschichtlicher Boden, auf den der Leser treten wird; ich will ihn mit Hypothesen und vorgefaßten Meinungen nicht irre führen; aber Antwort soll ihm werden.

In der Sylvesternacht ist die Geisterwelt lebendiger, zutraulicher und zudringlicher, als sonst. Man wird es kaum glauben, aber ich habe in dieser Nacht das alte Jahr leibhaftig gesehen. Es stellte sich personificirt dar in der gedrückten Gestalt eines alten Mannes. Es war sehr eingeschrumpft und sah blaß und leidend aus, hatte aber da, wo die Backenknochen hervortraten, zwei rothe gespenstische Flecke. Zuweilen nahm es, um seine Gewissensbisse zu übertäuben, mit zitternder Hand eine Prise. Hinter dem bizarren Gießhause stand es, in eine der irregulären Ecken gedrückt, während die Birken, die aus dem alten Gemäuer ihre Nahrung kümmerlich saugen,

vom Dache herab heimlich rauschten. Es murmelte in sich hinein und hüllte sich tief in den Mantel; denn die Luft war rauh und empfindlich kalt. Ich sah, daß es zwar an der Zeit gewesen war, aber doch eine Ausnahme von der Zeit machte; denn die Zeit an sich ist gefühllos, aber dies alte abgedankte Jahr war gefühlvoll, sentimental und in gerührtem Zustande.

„Mühseliges Menschengeschlecht!“ sagte das Wesen halblaut, „ich war ein milder Regent; ich habe dich bis auf den Federkrieg der Diplomaten und Gelehrten sanft geleitet; wenig Blut ist vergossen worden, aber die Dinte floß in Strömen; einen meuchelmörderischen Sand hab’ ich nicht erzeugt, aber ich habe den Sand da gelassen, wo er ist, nämlich in der Mark, und seinen Gebrauch nicht gehemmt. Ich habe wenig kleine Männer groß, wenig dumme klug, aber viele große Männer klein und viele kluge dumm gemacht. Ich ließ, damit Alles in seinem Gang bleibe, Jeglichen seinen Fuß nur dahin setzen, wohin schon vor ihm einer getreten. Die Einfalt hielt ich heilig und half ihr auf; das Genie mußte sich selbst forthelfen oder verkümmern. Dem Einen führt’ ich aus, woran er nie gedacht, und was ein Anderer seit Jahren vorbereitet, das blieb unausgeführt liegen. Zu dem Dum-

men schickt' ich das Glück in der Nacht, zu dem Klugen nicht einmal am Tage. Schein galt für Wahrheit; Höflichkeit empfahl, und Fürsprache entschied Alles. Das Feuer in den Gemüthern hab' ich niedergehalten, aber Dörfer und Städte ließ ich darin aufgehn. Der alte Schlendrian war mir recht. Ich begünstigte die Langweile, welche die Menschen schlaff macht. Ich ließ sie in müßiggängerischer Betriebsamkeit sich herumtummeln auf den öffentlichen Marktplätzen und richtete ihren Sinn auf den Gewinn, das Materielle und auf den Krämergeist. Ich habe im Buchhandel und bei den Theaterdirectionen nur die eine Frage gelten lassen. Was wird es bringen? Ich war gesonnen, die ganze Literatur auf Pfennigausgaben zu reduciren. Ich war der Patron der Bälle und Ballette und ließ hier die Beine, wie in Gedichten die Verse und in der Theologie das heilige Wort Gottes, nach Belieben verrenken. Was durch die Censur ging, fiel den Recensenten in die Hände. Dem Verdienste zog ich den Rock aus, um ihn dem Scheinverdienste anzuziehen. Ich habe die Bureaus nicht gereinigt von Spinnweben und vom Staube, die Gesetze nicht aufgeräumt, das Lachen der Glücklichen im Werden erstickt, in die trocknen Augen der Unglücklichen neue Thränen gepreßt; ich ließ die

Menschen in den Wiegen laut und in den Särgen stumm werden, — in Summa: ich habe, obgleich ich ein milder Regent war, nichts Neues und Großes hervorgebracht; ich habe Alles gelassen, wie es war, und ich schäme mich dessen, — denn ich hätte viel Gutes stiften können."

Während das Wesen kläglich zu wimmern anfing und immermehr in seinen eigenen Unterleib hineinkroch, bog ein stürmischer Poltron um die Ecke, ein junger blühender Mann, das neue Jahr! Der trat zu dem alten und sprach: „Jammere nicht, Exregent! ich werde fortregieren in deinem Sinn, und das Geistige soll erstickt werden vom Sinnlichen, die That vom Wort, das Leben vom Tod; und die Frage: „Was wird es bringen?" soll auch unter meiner Herrschaft allein gelten bis an ihr Ende!"

Und als die schwerfällige Domglocke die Mitternacht verkündigte, ergriff das neue Jahr das alte, klappte es zusammen, wie ein abgenutztes Taschenmesser, und verbarg es im Rockschoß. Aber es wuchs mächtig empor gegen den Himmel und der Komet von 1835 hing wie ein glühender, flammender Zopf von seinem Nacken drohend herunter.

Der moderne Faust im Faust'schen Wintergarten.

Die Menschenwelle trieb sich um, überschlug sich, stauchte zurück, drang vorwärts — ein Bild des Weltlebens im Kleinen; Jeder wollte mit seinem langen und langweiligen Ich den Andern voraus sein; und auf dem kleinen Plätzchen, wo der Einzelne sich niederließ, da glaubte er, habe auch die Weltgeschichte sich niedergelassen. Hin und wieder colonisirte man sich, Damen und Herren, um eine Flasche Weißbier — ja! vier, paarweise, um eine. Der Kellner hatte viel zu thun, die Herren nichts, die Damen noch weniger. Aber man sah doch Menschen, oder glaubte sie zu sehen. So viel auch berufen waren, keiner war ausgewählt; es unterschied sich in diesem Chaos Niemand; es war keine gewählte, höchstens eine wählige Gesellschaft.

Einen Menschen gab es unter den Vielen — und der war traurig. Ein Trauriger ist unter Allen und überall der rechte Mensch; der Lustige setzt sich aus sich selber und über die Menschheit hinweg; der Traurige nimmt den ganzen Schmerz des menschlichen Geschlechtes auf und schluckt ihn hinunter.

Der weinende Mensch ist eigentlich Mensch, sonst keiner.

Wie er stieß und sich stoßen ließ — der Mensch mit seinen großen Gedanken und wachenden Träumen, mit seinen Falten auf der Stirn, und seinem gebrochenen Herzen, und wie er nichts dachte, als was einen Bruch oder einen Riß hatte mitten hindurch!

Was kümmerten ihn die Lichter, die überall flackten — sein Auge war dunkel! was kümmerte ihn die Musik, die modernen Halbwalzer und Halbouvertüren — sein Ohr war verschlossen! Aber seine Sinne gingen nach innen; da brausten Waldbäche und Waldvöglein sangen und Waldbüsche rauschten im Winde; aber der Wind war mächtig und ward erregt durch die innere Wärme, die in die kühle Stimmung draußen umher überströmte.

Und der Arme war eine bleiche, halbverschollene Gestalt, hingeschrumpft in ärmlicher Stubenvegetation, ein Exemplar deutscher Gelehrtheit und Gelehrsamkeit. Und sein Freund, der mit ihm ging, sagte zu ihm: „Du bist mein Faust; ich will Dein Mephistopheles sein, der Dich in's Leben führt; aber der Pudel und pudelhaften Naturen, die ihre geheimnißvollen Kreise um Dich ziehen, giebt es hier, denk' ich, genug.“

Und der neue Faust beobachtete die Pudel, die

männlichen und weiblichen, die weißen und schwarzen, die geschickten und ungeschickten. Und er wunderte sich, daß sie so stumm waren, und an ihrem Weißbier oder ihren Cigarren oder ihrem Strickstrumpf saugten, wie am ewigen Leben, und daß sie nichts sprachen, nichts von ihrem Gott, nichts von ihrem Vaterlande, sondern nur vom Weißbier, von der Güte der Cigarren und von den Maschen am Strickstrumpf, die man fallen ließ. Was galt ihnen Gott, Vaterland, Kunst und Wissenschaft, wo die Interessen sich auf nichts weiter bezogen, als auf den gemüthlichen derben Schaum im Glase oder auf die Obstructionen, an denen der Cigaro litt.

Aber der junge Faust stürzte sich mitten in die Fluthen des Weins und der Phantasie. Und er sah im Glase Perlen steigen auf und ab, dämmrige Träume, alte Sagen vom Rhein, und er sah den Rheinstrom selbst und den Lurley-Felsen daran, wilde Uebergehänge, reißende Strudel, verengtes Strombett, und den Kahn, der sich hindurchzwängen will, und von den Wogen und dem Liede der Loreley erfaßt wird. Aber er selbst saß auf dem Kahn und bemerkte die Loreley oben auf dem Felsen, wie sie Lieder flocht und den Zauber und das goldne Heer, das sich um ihn und den Kahn legte und in die Tiefe hinabzog.

Und er wäre wirklich gestürzt in die Tiefe, von dem Stuhl auf die Diele herab, weil der Zauber des Weins und der Loreley in ihm saß. Aber sein Freund, der angebliche Mephistopheles, hielt ihn aufrecht. „Wahrlich," stammelte Faust, „das Menschengetriebe widert mich an. Laß mir meine bestäubten und berauchten Bücher und Pergamente, den Urväterhausrath, woraus das eigentliche warme Leben mir entgegenquillt. Auch der Götheſche Faust floh den Auerbachschen Keller und die compacte Dorfluft; aber in Gretchens engem, heimlichem Stübchen ward er der Faust, der unselig Selige, der bis in den Himmel und die Hölle vergnügt Betrübte. Künftig hin aber, Freund Mephisto, vermittle mich, Deinen Faust, nicht mehr durch den Faust'schen Wintergarten mit dem Abgrund der Langweile, sondern laß mir die Tiefe meiner Seele selbst, das Hinabstrudeln in meine eigne Gedankenwelt und die Faust'schen Elemente, die in mir gähren, und in der Studienstille und im Einzelleben sich am Besten verarbeiten und eins das andere absorbiren."

Aus den Briefen eines hauptstädtischen Irren.

Was Du, mein vernünftiger, mein gelehrter Freund! mir nicht hast glauben wollen, das haben nun die Anatomen bestätigt, sie haben bestätigt, daß ich aus zwei verschiedenen Menschen, aus einem Zwillingspaare bestehe, von denen der eine den positiven, der andere den negativen Pol bildet, der eine das immer verneint, was der andre bejaht, der eine das immer abstößt, was der andere anzieht. Der Ormudz in mir wird übermächtig, wenn Ahriman schläft, aber Ahriman schläft nur, wie der Vogel der Minerva, am Tage. In der Nacht beginnt er sich zu regen und zu dehnen; denn die Wissenschaft schlägt ihre Augen nur auf, wenn es zu dämmern anfängt und der müde Ormudz mit der Sonne schlafen geht. Die Wissenschaft aber hat etwas von der Natur des Ahriman und etwas von der Natur des Ormudz; von jenem den Zweifel, von diesem den Glauben, von jenem das Verneinen, von diesem das Bejahen, von jenem das Zergliedern, von diesem das Zusammensetzen. In der Wissenschaft vereinigen sich Gut und Böse; sie ist am thätigsten, wenn in der Abend- und Morgendämmerung das gute Prinzip des Lichts und das

böse der Finsterniß mit einander ringen; sie ist bei aller Wärme gegen beides indifferent, aber das Böse tritt durch sie in die Poten des Guten und die Finsterniß in die Potenz des Lichts. Das Böse erkennen und davon wissen, ist Zweck des Wissens.

Nicht immer kommt Ahriman bloß des Nachts oder in der Dämmerung; er kommt auch nicht selten am Tage. Denn der Tag hat seine Nebelflecke, die aus meinem eignen Herzen, wie vulkanische zerstörte Inseln, sich hervorheben. Diese Nebelflecke sind auch dem Kranken ähnlich, von dem man weiß, daß er zu gewissen Zeiten raub- und beutelustig an die Oberfläche des Meeres heraufsteigt. Sie legen sich dann um meine Augen, wie ein Isisschleier, hinter dem ich das Licht der Wissenschaft und der Wahrheit ungestört genieße. Die Menschen verstehen das, was ich in solchen Nebelstunden und Götterdämmerungszeiten spreche und ahne, nicht, und wenn sie den Isisschleier heben, so erschrecken sie vor dem blendenden Gorgonenhaupt der Wahrheit und nennen meine Wissenschaft Wahnsinn.

Neulich haben die Anatomen mich bei lebendigem Leibe untersucht und secirt. Denn ich lebe im Lande gegen Norden, in Turan, im Reich des Afrasiab, wo nach Zerduhscht die Dews, die bösen Geister, wohnen, denen das Unrecht Gesetz ist, die

nicht auf den Tod warten, sondern das blühende Leben erfassen, auf den Secirtisch legen, untersuchen, foltern und zerschneiden. Sie haben in mir die beiden Menschen vorgefunden, deren qualvolles Dasein Du so lange bezweifelt hast. Sie haben ausgesagt, daß ich ein verkörperter Dualismus sei. Der Ormudz, der Licht- und Luftgeist, habe seinen Sitz in der Lunge und sende von hier das fröhlich hüpfende rothe Blut aus, aber aus allen Organen käme das schwarze dem Herzen und den Lungen zugeflossen, als der dunkle Ausfluß der bösen Geister und bösen Gedanken. Ich glaube, sie nannten jenes das arterielle, dieses das venöse Blut. Aber die bösen Gedanken sind nur gefallene Engel, Segenssprüche, die in Verwünschungen, Gebete, die in Gotteslästerungen sich umsetzten. Endlich fand man noch ein sonderbares Wahrzeichen, ein Merkmal meiner Unsterblichkeit, einen verknöcherten Beweis meiner Langlebigkeit. Es war der Knochen Aschalun, von dem die tunesischen Rabbiner aussagen, er faule im Grabe nicht und trotze der Verwesung. Dieser Knochen sitzt am Halse. Aschialun wird am Tage des jüngsten Gerichts alle die Stoffe, die zur Bildung des verklärten Leibes kreisen und sich mischen werden, magnetisch an sich reißen; es wird sich an ihn ein Knochen nach dem andern an-

legen und das verklärte himmlische Fleisch als Mitgift empfangen, bis das neue Gebilde beseelt, in sich gerundet und fertig dasteht. Einen solchen Centralknochen hat die Erde in ihrem Grundgebirge, jedes Buch in seinem Centralgedanken, an welchen die übrigen Theile des Buches sich ablagern. Wenn wir ein Buch zersetzen und zergliedern, so muß uns zuletzt jener Aschialun als Rückstand übrig bleiben, jener Centralgedanke, Hauptknoten und Gebirgsstock, von dem alle Höhenzüge der Schrift ausgehen, an den alle Ebenen und Flächen, und zwar in einer gewissen verwandtschaftlichen Folge, sich anschließen. Es ist der verklärte geistige Leib des Schriftstellers, der sich auf diese Weise zusammensetzt und allmälig aufbaut; denn ein Schriftsteller muß, ehe er ein Buch schreibt, der Materie absterben, das sinnliche Fleisch an ihm muß verwesen; er muß sich vorher selbst vernichten, um im Buche als geistiger Mensch und von allen Schlacken der Materie gereinigt verklärten Leibes aufzustehen. Er muß an Masse, Schwere und Opacität verlieren, was er an Geist, Leichtigkeit und Durchsichtigkeit gewinnen soll.

Als die Anatomen diesen Knochen untersuchten, war es endlich nur die unverwesliche Idee zu einem Buche, das ich noch zu schreiben und mit der

Devise „hauptstädtische Zustände" zu beschenken die Absicht habe. Die Metropolis, in der wir athmen und etwas denken und nichts thun, ist ein nach dem System gebauter und nach dem Gemeinheitstheilungsrecht gemein vertheilter allgemeiner Kerker, worin Tausende die Lebensluft sich gegenseitig wegzuathmen bemüht sind und endlich, nachdem sie den Sauerstoff verbraucht, an Seele und Leib verkalken. Eben deshalb ist sie zu einer weitläufigen Kranken- und Pflegeanstalt, zu einer mitleidslosen Charité, zu einem Hospital und Invalidenhaus geworden, wo Alles siecht, Alles lahmt und schwindsüchtig hustet, wo die Krankenkammern, dickluftig, eng und numerirt, nach der Straße zu Kehrt machen, wo der Nagel an der Wand unter dem Druck des Gesetzes, die Pflastersteine vor der Thür unter Aufsicht der Polizei, und Wort, Rede und Schrift unter den speziellen Commissionen der Beschneidung und Verdächtigung stehen.

In dem halbwilden Zustande eines Provinziellen trat ich in diese bis zur krankhaften Cultur herangebildete Welt. Der Sprung eines Kleinstädters in eine große Stadt ist immer ein gewagter Salto mortale. Er muß sich hinwegsetzen über alte angenehme Vorurtheile, Bequemlichkeiten und liebgewordene Gewohnheiten; er muß sein Ich dem neuen

Leben vollständig zum Opfer bringen. Eine große Stadt glättet mit dem Hobel der Cultur jede provinzielle Eigenthümlichkeit ab; sie untergräbt das Individuum, bis es in sich selber einstürzt und wenigstens als Ruine den übrigen gleich gemacht ist. Je mehr Mensch das Individuum ist, desto mehr hat es sich in dem Kreise seines ursprünglichen Daseins festgesetzt, an der mütterlichen Scholle angesaugt, desto tiefer wurzelt in ihm die provinzielle Sitte, desto kräftiger bietet es der großstädtischen Nivellirkunst Trotz. Daher glaube ich auch, daß die guten Menschen nach ihrem Tode nicht so leicht verhimmeln und dem himmlischen Leben sich anbilden werden. Denn die Guten sind nicht flüchtig, nicht wetterwendisch; sie hängen an ihren historischen Erinnerungen, an ihren alten Zuständen, insofern diese erträglich waren. Sie werden einen Theil der alten Erde mit hinauf nehmen und einen Theil Himmel zusetzen und in diesem Mischzustande sich wohl befinden.

Ich hatte, als ich nach der Hauptstadt kam, viele anmuthige provinzielle Gedanken, die sich wie die redlichen Veilchen ausnahmen, welche als Wachtposten oder wie eine fortlaufende, mit Düften bombardirende Tirailleurlinie an den Wasserbächen meiner vaterländischen Flur stehen. Es gab auch viele sogenannte

Blümelein Vergiß nicht mein darunter. Du weißt, daß die ganze freundliche Blumengesellschaft vertrocknet ist in der dumpfen Schulstube, wo ich als Elementarhilfsschullehrer Menschen bilden sollte aus ungefügem zweibeinigem Thon vermittelst des Buchstabirens und Lautirens. Ich verlor endlich die Geduld, entlief der Schule, setzte mich an die Wasserbäche des stolzen Babels und weinte, wenn ich an Zion gedachte. Eine unsichtbare Hand hatte mein Herz umspannt und blutig gepreßt und mein zweiter Mensch, mein siamesischer Zwillingsbruder, Ahriman der Böse, wuchs mir damals zu. Er war anfangs noch klein, aber er nährte sich von meinem eigenen Blut, wie ein Vampyr, und ist nun größer und stärker geworden, als ich selbst, als mein zweites Ich, als der Ormudz, der ich von Geburt bin.

Wir leben beide in einer bösen Zeit. Was erhoben werden sollte, das macht man zum Hebel; das lautre Getränk verachtet man; den Schaum schlürft man begierig und berauscht sich am Bodensatz. Der Lichtgeist in mir ist in dieser höflich kalten, übel gelaunten und calculirenden Zeit zu einer innerlichen verzehrenden Flamme geworden; es brennt ein Docht in mir, aber nicht nach außen, sondern versteckt und nach innen, so daß ich die

äußre Form behalte, während der inwendige Mensch allmählig sich abzehrt.

II.

Ich werde von nun an in dem neuen dualistischen Style schreiben; denn die Doppelmenschen in mir fangen an zu predigen und zu murren. Ich mag keinem ein Leids thun. Ormudz spricht und Ahriman wird mitsprechen. Ich kann weder den einen, noch den andern vollkommen neutralisiren.

Man behauptet: es giebt keine absolute Finsterniß, sondern nur einen gedenkbar kleinsten Theil von Licht. Wie? wenn man behauptete: es giebt kein absolutes Licht, sondern die absolute Finsterniß dämpfe sich bis zu einem Minimum ab, und dies Minimum erscheine uns als Licht?

Auf eine ähnliche Weise eignet sich der eitle Mensch als sein eigenthümliches, von den untergeordneten thierischen Geschöpfen ihn unterscheidendes Merkmal die Vernunft zu. Aber der Mensch kommt auf die Welt im Zustande vollkommener Vernunftlosigkeit, die dem finstern ursprünglichen Chaos, dessen Dunkel durch die Strahlen der Sonne nur auf ein Minimum gebracht ward, analog erscheint. Die sinnlichen Eindrücke, die den immer weiter sich aufschließenden Organen des Kindes zugeführt werden, die Reize, welche auf die immer

mehr sich ausbildenden Nervenenden wirken und sie zur Thätigkeit anregen, die Empfindungen, Gefühle und Begriffe, die sich demnach im Seelenleben einbürgern und ansiedeln, cultiviren das brachliegende Feld der Vernunft allmählig, oder schaffen vielmehr erst den Boden, wo sie thätig sein, pflanzen und gedeihen soll. Es giebt nichts Unvernünftigeres als einen Baumstamm oder, nach einer kühnen Inversion, einen Stammbaum. Schaff' aber einem Stamm' ein wenig Fleisch, ein Paar Knochen, ein Paar Muskelbündel und einige hundert Nerven, so wird er leben oder Empfängniß haben für das Leben; gieb' ihm nun Augen, Ohren und die übrigen Sinnenwerkzeuge, so wird er die Functionen der Sinne genießen; packe zu oberst eine Masse Gehirn zu hauf, so wird er denken; setze ihm nun Arme an, spalte den untern Theil in Beine und Füße, kappe die Zweige oben, reiße ihn von der Wurzel los unten — und der Holzstamm wandelt, sichtbarlich, in vollendeter Menschenschöne, denkt, ist thätig, wandelt — ein Wunder und doch kein Wunder — ein zweibeiniges Verstandesthier! Nein! wir Menschen haben nicht die absolute Vernunft, wir haben die absolute Unvernunft. Diese auf ihr möglichstes Minimum zurückzuführen, ist der Zweck, die Aufgabe unseres diesseitigen Lebens.

Unvernunft ist Vernunftlosigkeit, nichts anderes als das von der Vernunft Abgewandte, das einer einseitigen Richtung, wie das Chaos der Nacht, beharrlich Folgende, also nichts anderes als embryonischer, unausgebildeter Wahnsinn; ebenso wie umgekehrt der Wahnsinn als das Minimum der Vernunft und nicht ohne einen Beisatz von Vernunft erscheint. Hier ist räthselhafte, mit mysteriösen Geburten schwanger gehende, geheimnißvoll brütende Nacht, das eigentliche Chaos, das erst gebären und zur Klarheit über sich kommen soll. Was war die chaoische Welt anders, als eine ursprüngliche, in einseitiger Nacht befangene, wirre und wahnsinnige Welt? Endlich, als die Götterdämmerung anbrach, als der Demiurg das erste Licht erschuf, wurde dies Licht zur Vernunftthätigkeit der Welt. Die ersten Strahlen erzeugten die schöpferischen, ordnenden Ideen im Chaos; aber es waren die fixen Ideen eines halb wahnsinnigen, die sich an verschiedenen Punkten feststellten oder durch einander schossen, wie fliegende bizarre Gedanken, und sich anfeindeten, und einander angähnten und in wilder Vertilgungsschlacht bekämpften, bis endlich das Licht das Uebergewicht gewann über die Nacht und die eigentliche Geburt der Vernunft und der Lichtwelt vor sich ging.

In unendlich Vielen steckt ein maskirter, nur

selten hervorschielender, aber dem geübten Auge des Menschenbeobachters erkennbarer Wahnsinn. Auch der Weiseste, der für sich das Minimum der Unvernunft und des Wahnwitzes in Anspruch nehmen darf fällt auf Augenblicke in den Urzustand der Unvernunft zurück. Unser ausschließliches Ringen nach Glückseligkeit, in welcher Richtung es auch erscheinen mag, bildet sich zu jener geraden und starren Linie, welche ihren einzelnen fixirten Punkten nach aus mindestens eben so viel Partikulartheilchen Unvernunft wie Vernunft besteht. Die gebogene, einen weiten Raum umschreibende Kreislinie der Viel- und Allseitigkeit mit ihren unzähligen Tangenten, Radien und Sehnen weist in ihren einzelnen Punkten die verhältnißmäßig größte Masse Vernunft auf.

Da hab' ich unsere Zeit vor mir, in der wir leben, weben und sind. Wie sie mich anwidert! wie ungeschlacht sie ist! wie chaotisch! wie ungegliedert! welch' ein Gemisch! — keine Linie! kein Kreis! kein Viereck! sondern alles das und bunt durch einander! — Willst du etwa sagen, sie sei ein Dreieck? Unsre europäische Welt ist's, im Osten! da ist ein Dreieck, das Symbol der politischen Trinitas! Willst du sagen, unsre Welt sei ein Viereck? Du kannst es — unsre europäische Welt ist's, im Westen, durch die Quadrupel-Allianz! Willst du sagen, unsre Welt

sei ein Kreisrund? Du kannst es — das wissen sogar die Elementar- und Warteschüler. Willst du sagen, sie sei eine gerade unendliche Linie? — Ganz recht! — der unendliche Raum sieht darnach aus. Aber ich merke, daß ich, wie unsre Zeit, das Ungehörigste zusammen mische. Da liegt unser Leid. Ein Labyrinth, ein Minotaur — unschuldige Opfer — aber kein Theseus, kein gerechter Minos, keine Ariadne. Gieb mir einen Zwirnsfaden, der mich rettet, den ich besingen kann, als einen Gegenstand modern lyrischer Empfindung! Ich werde umhergetrieben wie von einem bösen Geist und reibe mir bald an den Ultratorys in England, bald an den Doctrinärs in Frankreich, bald an unserm Glauben, bald an unserm Unglauben — an unsern unwirschen Zuständen reibe ich mir das Herz wund und blutig. Ich möchte aus dem Käfig, Deutschland genannt, heraus, und bin gewiß, in eine Maul- und Gedankensperre des Auslands zu gerathen; denn die ganze Welt ist voller Kerker und Dänemark ist einer davon. Ich möchte aus meiner Haut in eine andere, aber ich weiß, die Häute um mich her taugen eben so wenig, als meine eigene; ich möchte mein Herz klein reiben an meinem Hirnschädel; aber mein Schädel ist weich geworden und sein Inhalt an Mark und Saft quillt ungehindert daraus hervor.

In lauter Miniaturverhältnissen stecke ich und komme darin um. Eine Veränderung der Luft wäre mir nothwendig, eine Vertauschung unseres Planetensystems mit einem andern — ich will mir eine Weltsphäre bilden! große allgemeine Verhältnisse in unendlicher Kugelform! ich will auf Eroberungszüge ausgehen, weit hinauf, ins Blaue, wo hinein ich schon oftmals sah. Alle Elementarkräfte ruhen in mir und gähren in mir! Mit Versprechungen und Hoffnungen haben mich diese Hauptstädter vollgestopft, daß ich gefüllt bin, wie eine Luftblase. Ich bin hier so kleinlich geworden, daß ich mich kaum selbst erkenne, so inconsequent, daß aus meinem Thun nichts mehr folgt als Nichts. — Mir fehlt eine gute Gesellschaft, die ihr Gehirn verloren hat, wie ich, und von ihrem Verstande genesen ist. Noch enthält unsre Zeit ein betäubendes Maaß Wahnsinn, mit dem ich mich nicht vertragen kann —, ich möchte sie auf die Luftpumpe setzen und ihren Speculationsgeist und ihre übermäßige Verständigkeit, die mit dem Wahnsinn Eins ist, auspumpen. Jetzt sind wir Alle Spürhunde, die auf dem Gesicht der Nebenmenschen nach Gedanken herumschnüffeln, welche die Censur vielleicht streichen könnte.

Aber da fängt sich etwas an gegen mich zu bewegen und sich zu regen wie mit tausend Spinnen-

füßen. Himmel und Erde! ein Vielfuß! — ein Haufe deutscher Stubenluft! zu einem festen Körper zusammengeballt und verdickt! Aggregatzustände der politischen Luft, die durch das Fenster sich eingeschlichen hat! Sie sitzt in allen unsern Poren, uns Gelehrten! sie macht uns zu den blassen, hagern Cassiusfiguren der modernen Zeit! — Deutsche Stubenluft! Ich wollte, sie würde griechisch und die griechische Schönheit gestaltete sich darin sichtbarlich und der griechische Himmel läge über mir! Ja! mein Ahriman wirft seine Pelzmütze in die Luft und ruft: Griechenland! von deiner Luft nur diese Mütze voll! — und mein Ormudz wirft seinen neuen Filzhut in die Luft und ruft: England! England! von deinem Gemeinwesen nur diesen Hut voll! Ja! Luft! Luft! — Ich schnappe darnach.

Fensterleben des Literaten.

Der deutsche Literat hängt nur durch schwache Fühlfäden mit dem öffentlichen Leben zusammen; höchstens spielt das Fenster den Vermittler, wenn er, abgearbeitet, Menschengewühl und Volkstreiben in Augenschein nehmen will. Auf der Straße, wohin seine Geschäftsgänge ihn je zuweilen führen, drängt und stößt er, wie er sich selbst stoßen und drängen läßt, oder er ist nachgiebig und weicht aus, bald nach rechts, bald nach links, entweder gedankenlos oder voller Gedanken, die nicht viel taugen. Die Besuche und Geschäfte in Deutschland — andere Länder kenn' ich nicht — sind meist peinlicher Natur; offen von Hause aus, haben wir uns officiös und ceremoniell gemacht; so geht es uns wie dem an die geschmeidige Nacktheit gewöhnten Wilden, den man in enge Kleider und Schnürleiber zwängt. Wir haben kein Hellauf an des Hospes Pforte zu erwarten, wie sollten wir selbst auf der Straße im Hellauf der Fröhlichkeit uns bewegen! Also gedrückten und gebückten Hauptes und zuweilen einen sehnsuchtsvollen Blick zum unendlichen Himmel! In beiden Stellungen aber gleitet das Auge vom Volksgewühl ab. Wir haben alle Taschen voll Geschäfte; unser geistiges Ohr hört sie klappern wie einen

Sack mit Nüssen. Den poetischen Menschen legen wir ab mit dem Hausrock; er bleibt auf dem Sopha liegen, während wir selbst promeniren. Wir sind still gemacht, für die Stille erzogen und haben Gemüth für die Stille. In der Abgeschlossenheit der Stube erwacht der poetische Mensch in uns. Wir sehnen uns nach der Stube zurück, wie der venetianische achtzigjährige Gefangene nach seinem Kerker. Auch die Einsamkeit der Natur mit ihren leisen Berührungen behagt uns. Das Volksgewühl schreckt uns.

Ganz anders, wenn der Literat mit dem irbeatenden Chaos seiner Gedanken, das er halb auf das Papier geschüttet, halb in seinem Kopfe fortwühlen läßt, an das offne Fenster tritt. Jetzt ist er im Zustande der Bequemlichkeit, der Sammlung, der Reflexion. Jetzt hat Alles, was er sieht und hört, Interesse und Bedeutung für ihn. Jeder abnorme, mehr als der andere ausgewachsene Stein fesselt ihn; das Moos auf dem Dache des gegenüberstehenden Hauses beschäftigt ihn; und nun gar das Mädchen, das drüben strickt oder näht — eine langweilige Arbeit! — wie verfolgt er jede ihrer Bewegungen, wie nistet er sich in ihren Zügen mit seinen Augen und Betrachtungen ein, wie nahe dünkt sie ihm, wie seelen- und herzenverwandt. Das Mäd-

chen ist wahrlich nicht schön. Säh' er sie anderswo, er würde auf sie nicht achten — aber er steht am Fenster mit einem Herzen voll unbestimmter Sehnsucht und einem unbefriedigten Verlangen, er weiß selbst nicht, wonach. Man begreift es nicht, was das zu sagen hat: ein Literat steht am Fenster. Während sie drüben ihr Zwirnknäul aufwickelt, wickelt er seine Lyrik auf und spinnt, näht oder strickt Gedichte. Zuweilen fehlt ihm ein Fuß; den läßt er fallen wie eine Masche und strickt ruhig fort, oder er bessert später das Fehlende und Mangelhafte nach und aus. Diese Fensterarbeit ist beschwerlich, aber anziehend. Ich kenne junge Literaten, die ihre Gedichte nirgends anders fertigen als am Fenster, und nichts anders besingen, als was am Fenster gegenüber beim Strickstrumpf lacht oder in zierlichen Töpfen blüht und duftet. Und da kommen ihnen allerlei Gedanken vom Hausstande und der Kinderstube, Gedanken, die einem ärmlichen deutschen Literaten gefährlich sind.

Ich habe von meinem Fenster aus oft die Tagelöhner und Holzhauer beneidet, die ihr bestimmtes Pensum abarbeiten und dann ihre freien Stunden haben und einen süßen Schlaf ohne Träume. Das Pensum eines Literaten aber ist ein unendliches, nur von Pausen unterbrochen, die er sich willkührlich

macht und die der Continuität seiner Gedanken schaden; sein Schlaf aber erfordert einen langen Ansatz, er muß fast durch Reflexion erzwungen werden, indem man der Vorwürfe, warum man heut so lange am Fenster gestanden und die Arbeit unterbrochen hat, endlich Herr wird. Und wenn der Schlaf gekommen ist, so ist es ein Schlaf voll verwirrter banger Träume. Dazu rechne man die Einförmigkeit des literarischen Lebens. Wo der Stuhl am Abend gestanden hat, steht er am Morgen noch; Feder, Tinte, Papier — die Arbeit selbst immer noch an derselben Stelle; dieselbe Umgebung, dieselbe Stubenluft. Ja! das gelehrte Leben ist ein Leben in der Wüste, worin die Fensterbetrachtungen freundliche Oasen bilden.

Wenn die Kinder unter dem Fenster spielen und „grüne, grüne Seide" singen — das ist rührend, das macht uns selbst zum Kinde, uns Altkluge; wir spielen in Gedanken mit, wir machen unsre Kinderjahre in der Erinnerungsschnelle des Augenblicks noch einmal durch. Und wenn ein Knabe zum andern sagt: Fritz! meine Mutter hat eine kleine Schwester bekommen — so müssen wir herzlich und innig lachen über diese Naivität, die ungeheuchelt alle Verhältnisse und Ereignisse vom Standpunkt der eignen Persönlichkeit aus bestimmt.

Die kleinen Mädchen sind schon klüger, die lachen und tuscheln sich hinter dem Rücken etwas zu, und wissen recht gut, daß die Mutter keine Schwester, sondern wie sie's verständiger ausdrücken, ein kleines Mädel bekommen hat.

Es gab eine Zeit, wo man von den Parisern sagte, sie könnten nicht aus dem Fenster sehn, ohne den Revolutionsgeruch zu haben und einer Emeute beizuwohnen; und es giebt bei uns noch eine Zeit, wo man nicht aus dem Fenster sehen kann, ohne einen Trunkenen zu Gesicht zu bekommen. Unser Berliner Pöbel kann nicht anders, er muß trinken — obgleich ich die Nothwendigkeit von diesem Muß nicht einsehe. Neulich sah ich von meinem Fenster aus ein solches Individuum, dessen Füße in bedeutenden Zweifeln und einer gefährlichen Skepsis befangen waren. Hin und her schlotternd stammelte er in wenigen Wiederholungen: reiten oder fahren — das ist mir eins! — Der Mann hatte sich gewiß in seinem Leben die Füße matt und müde gelaufen. Jetzt, in der Betrunkenheit, setzte er sich so zu sagen auf das hohe Pferd — er hatte nur die Wahl zu reiten oder zu fahren — und beides war ihm gleich. —

In belebten und doch etwas abgelegenen Straßen, wie die, wo ich wohne, giebt es ein interes-

santes Gassenleben, das nicht selten auch tragische und erschütternde Momente aufzuweisen hat. Neulich am Fenster stehend, vernehm' ich einen gellenden Schrei; ein junger Mensch, zerrütteten Ansehns, die Spuren der bewußtlosesten Verzweiflung im Gesicht, tobt die Straße herauf. Wie Lear wirft er den Plunder der Kleiderhülle von sich. Die Hände streckt er aus, bald gegen den Himmel, bald gegen die Menschen, die ihm begegnen; er hält mit einem scharf fahrenden Wagen Takt; er ruft: Rache! Rache! — Man weicht ihm aus; endlich versammelt man sich um ihn, am äußersten Ende der Straße, die Gruppe entzieht ihn meinen Blicken. Wie ich späterhin hörte, war es ein Kleinhändler, wahnsinnig geworden durch eine Liebe, von welcher die Aeltern nichts wissen wollten. Darum schrie er Rache! Rache! aber er übte sie an keinem aus. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß schon die ganz gewöhnliche Liebe oft halber Wahnsinn ist; hier ward sie zu einem finstern, sinnverrückenden Dämon. Es war der volle frische Wahnsinn, der erste gewaltigste Zuck, die concentrirteste Kraft desselben in dem Augenblicke, als der Mensch bei meinem Fenster racheheischend vorüberstürmte. Ich weiß nicht, was weiter aus ihm grworden ist.

Die Provinzbewohner in der Hauptstadt.

Man könnte behaupten, daß jede Hauptstadt, wo es nicht gerade so innerlich rührig und lebendig zugeht, wie in London oder Paris, nur durch die provinzialen Zuflüsse vor gänzlicher Stagnation bewahrt wird. Auch die Weltstädte London und Paris wären, wenn auch nicht versumpft, doch vielleicht schon längst vollständig demoralisirt, ohne die reinen Abflüsse der Provinz, die sich tagtäglich in diese großen Behälter, Cisternen und Kloaken — man mag sie nennen wie man will — mächtigen Stroms ergießen. Die Kultur geht über eine Hauptstadt hin und her wie ein großer Hobel, und er hobelt und glättet so lange, bis die einzelnen Physiognomien und Charactere sich alle bis auf einen gewissen Grad ähnlich sehen. Der Provinziale bleibt für diese hauptstädtische Kultur eine Klippe; er assimilirt sich schwer; er ist, besonders noch als homo novus, als hauptstädtischer Frischling, leicht heraus zu kennen. Der höchste Grad von Neugierde macht ihn bemerkbar; aber es ist eine schwerfällige Neugierde, die sich träge fortbewegt und den von den buntesten Eindrücken Bestürmten überall festwurzelt. Seht ihr, wie

er vor dem Bilderladen steht und seinen Rücken Preis giebt? wie er den Telegraphen, das undenkbare Ding, anstarrt und die Stöße der Spaziergänger duldet, wie unvermeidliche Stöße, die ihm das Schicksal zutheilt? Wie er sich breit macht, um sich Bahn zu machen und an dem Laden eines Uhrmachers zu sehen, was in Berlin an der Zeit ist? Seht! das ist ein Provinzbewohner, vielleicht ein hartscholliger Pommer, oder ein knorriger Neumärker, oder ein grundehrlicher Schlesier.

Wenn du aber an einem von diesen Ankömmlingen wahr nimmst, daß er am Schauspielhause, oder am Museum die lateinische Inschrift studirt, so kannst du hundert gegen eins wetten, — er ist ein Prediger vom Lande oder ein gedienter Schulmann, ein Rector, ein Subrector oder Baccalaureus, der die in Berlin vorhandenen Proben klassischen Lateins in seinem Kopfe aufspeichern will. Und wenn er wieder zu seiner Schuljugend zurückkehrt und auf dem verschollenen Katheder sitzt, der ihm die Welt bedeutet, so trägt er die Inschrift vor oder schreibt sie an die Tafel und fordert zuerst den Primus der Klasse auf, den deutschen Sinn aus unserm Berliner Latein herauszukriegen. Gelingt's einem, so freut sich der Baccalaureus auswendig und ärgert sich inwendig — gelingt's keinem, so sitzt der Aerger im

Gesicht und die Freude im Herzen, denn er kann nun selbst seine Uebersetzung vortragen, die er im Postwagen gemacht, zu Hause aufgeschrieben und mehrmals umgeschrieben hat. So der Baccalaureus. Ein Ungelehrter erzählt aber in der Provinz, die Berliner Inschriften seien so lang wie das ganze Gebäude oder reichten wohl darüber noch hinaus; ja! fährt er fort, die Inschrift ist so lang und so groß und so breit, daß man nicht weiß, ob die Inschrift des Gebäudes oder das Gebäude der Inschrift wegen da ist. Und hierin hat er nicht ganz Unrecht. Ich war oft versucht zu glauben, daß diese Inschriften zuerst gemacht und aufgestellt, und die Gebäude erst später daran angebaut wurden. Wenigstens findet hier eine innige Wechselbeziehung zwischen Ursach und Wirkung, dem Primären und Sekundären, statt.

Wenn du dagegen einen Provinzialen bemerkst, der für nichts Anders ein Ohr hat, als für Pferdegetrappel und Wagengeräusch, für nichts Anderes ein Auge, als für den vierbeinigen Bestandtheil des hauptstädtischen Lebens, für nichts Anderes Aufmerksamkeit, als für berittenes Militair oder Jagd- und Reiterstücke auf Kupfern, Lithographien und Pfeifenköpfen, so darfst du dreist präsumiren, daß dieser breitspurige Mensch ein Oekonom oder ein Oekono-

mengenosse sei. Man kann behaupten, daß das menschliche Antlitz seinen hervorstechenden Charakter nur durch die Nase, insofern sie existirt, erhalte; die Provinzialen bilden an dem gleichmäßigen Gesicht der Hauptstadt eben so viele Nasen, d. h. charakteristische Merkmale.

Wißbegierde zeichnet die Provinzbewohner aus; aber sie lassen sich leicht etwas weiß machen. Ich sah einmal einen Provinzialen von einem Berliner, der durch mehrere Symbole als Friseur sich auswies, umherführen. Der Berliner litt an einem unleidlichen Redefluß, der Provinzialmensch an einer gänzlichen Mundverstopfung. Beide standen vor der Kanonentrias am Zeughause. „Das sind die Kanonen,“ sagte der Berliner Cicerone, „die zwei Meilen weit tragen und mit denen Napoleon Spanien hat beschießen wollen.“ Der Berliner raisonnirte fort, der Provinziale blieb im Bewundern und Schweigen gleich unüberwindlich.

Zwei Provinzialen standen neulich an der großen Granitvase. „Siehst Du,“ sagte der Eine, „das ist die berühmte Schaale aus ägyptischem Marmor.“ — Welche Ehre widerfuhr dir da, du weichherziger, märkischer Granit! Du versprengter Scandinavier! Du Emigrant aus der ersten Erdre-

volution, der in der Mark sich ansiedelte! Du Nachzügler der Urwelt!

Ich kannte einen gelehrten Mann, der, als er zum ersten Male nach Berlin kam und des rechten Flügels am Universitätsgebäude ansichtig wurde, sich berichten ließ, das sei das Gebäude der Universität. Nun wollte er auch im Weiterschreiten sich sagen lassen, was der linke Flügel für ein Gebäude sei; er konnte sich die drei Haupttheile an der Universität gar nicht als eine Einheit und im Zusammenh.nge denken; er wollte sie durchaus geschieden wissen. Das war eine wesentlich kritische Natur, die Alles scheidet und sondert, was zusammengehört.

Es finden sich auch zuweilen Individuen aus den Provinzen ein, die in ihrer Individualität festsitzen wie in einem Schneckenhause, und ihre Fühlhörner nur ganz leise und scheu hervorstrecken, um sich immer wieder in ihren Indifferentismus zurückzuziehen. Einen solchen Mann von seltener Gleichgültigkeit hatte ich neulich Gelegenheit zu beobachten, oder vielmehr nicht zu beobachten, denn er bot der Beobachtungsgabe nur ein geringes Terrain dar. Ich fand ihn hinter dem Ofen sitzen, beim Frühstück, die kurze Pfeife im Munde. Er bedauerte es höchlich, gestern im Theater gewesen zu sein; er habe, sagte er, darüber eine Partie Solo und drei

oder vier Pfeifen Taback versäumt. Als ich ihn nach dem Museum fragte, wußte er davon weiter nichts, als daß die Rotunde rund und das Fenster oben von Glas sei. Auf seinem Tische lag ein Papier, worauf ein auswärtiger Freund alle Merkwürdigkeiten, dir für ihn von Interesse sein konnten, verzeichnet hatte. Hierunter befanden sich folgende Gegenstände: die Läden in der Königsstraße, besonders die mit Pfeifenköpfen ausgestatteten (eine ziemlich derbe Hinweisung auf ein mitzubringendes Andenken), das Königliche Schloß, der Kandelaber, die Stechbahn, die fünf Statüen auf dem Wilhelmsplatz, worunter der alte Ziethen, die Linden, das Brandenburger Thor und ein Mensch, der die Rasirmesser gut zu schleifen weiß.

Welche neue Ideen mögen diesem Provinzialen während seines dreitägigen Aufenthalts in Berlin zugekommen sein? Wir wollen hören. Alexander, schreibt mir ein Bekannter aus der Provinz, ist zurückgekehrt; er weiß, daß B. in der Wilhelmsstraße und A. in der Kaiserstraße wohnt; er ist schweigsam wie immer und thut wie einer, der aus dem Monde gefallen, oder dem der Mond auf den Kopf gefallen ist; er hat nur einen Witz mitgebracht, und das ist ein großer Waldteufel, der als Symbol des von ihm überstandenen Berliner Weihnachts-

marktes in einem seiner Knopflöcher hängt und mit dem er sagen zu wollen scheint — symbolisch, denn die Sprache versagt ihm — seht! auch ich war in Arkadien!

So weit mein Freund. Diese Gleichgültigkeit kann auffallen, aber sie findet sich in Berlin und unter den eingebornen Berlinern selbst. Ich kenne einen halbhundertjährigen wohlhabenden Bürger, der weder das Opern-, noch das Schauspielhaus im Innern gesehen hat und auch nicht das geringste Bedürfniß darnach fühlt. Im Königstädtischen Theater war er ein Mal, auf ein Freibillet, das er nicht ausschlagen konnte. So lebt er wie ein langbärtiger Insulaner innerhalb seiner vier Wände, während die Wogen des Lebens an seinem Hause rauschend sich brechen. Ich wundre mich, daß solche Leute nicht gänzlich auf das mystische Wort Om! einschrumpfen, wie die Nabelbeschauer, und immer noch von etwas mehr wissen, als bloß von ihrem Nabel und dem Wort Om!

Pfingstschießen und Schützenplatz.

Mit zwei Mottos aus berühmten Deutschen Dichtern versehen könnt' ich mich kopfüber in die Sache stürzen; ich könnte mit Uhland sagen: Pfingsten war, das Fest der Freude, das da feiern Flur und Haide, oder mit Göthe: Pfingsten das liebliche Fest war gekommen; aber ich kenne ein anderes Motto, meine eigenen Jugenderinnerungen. Wer in einer kleinen Stadt groß geworden — wenn er nämlich groß ward — der weiß, was das Wort zu sagen hat, das Wort Pfingsten. Wie durch einen Zauberschlag wird die ganze Stadt grün, ein Wald, ein Schilfmeer; vor den Häusern der Bemittelten prangen tüchtige Birkenbäume, die Unbemittelten schmücken ihre in allen Farben schillernden Fenster wenigstens mit Birkenzweigen und mit Kalmus; überall reiht sich Schilf und Birke, und blühende Fliedersträuße bewegen sich die holperigen Straßen hinab, getragen von den Händen frommer Kirchengängerinnen, so daß Alles ein Blühen, Grünen und Duften ist und der Frühling sichtbarlich durch die engen Gassen wandelt. Und wie wir Jungen, die wir mit der Mutter Erde noch ziemlich genau zu-

sammenhingen und so zu sagen noch am Erdboden klebten, damals um das mit zerschossenen Scheiben ausgeschmückte Schießhaus herumstrichen und auf das mysteriöse Knallen der Büchsen horchten, das uns unheimlich und seltsam genug vorkam! Ja ein solcher Pfingstschütz in seiner Uniform hatte für uns etwas Imposantes, etwas Spuckhaftes, etwas auf unsre Phantasie bedrohlich Wirkendes! Ich brachte einen solchen grün Uniformirten immer mit der Vorstellung vom wilden Jäger zusammen, wozu der ernsthafte Gesichterschnitt dieser Leute wesentlich beitrug! Und dann das Würfeln an den Glücksbuden! Ich kannte damals das Wort Fatum noch nicht; aber ich fühlte etwas davon; die geheimnißvolle Macht des Schicksals schien mir über den Würfeln zu schweben! Und nun gar die Glücksbuden, wo man bei einem Groscheneinsatz mindestens für einen Dreier gewann, — hier war gewiß eine höhere Macht im Spiele! Meine Würfe waren gewöhnlich unglücklich; wenn ich aber gewann, so nahm ich meinen Pfefferkuchen hin in frommer Rührung wie eine Gottesgabe, und wenn's an's Verzehren ging, so schmeckt' ich bei jedem Biß ein Stück Fatum heraus! — Wenn die Schützen in die Stadt zogen, im Marschtakt, mit vornehm ehrbaren Gesichtern und Paukeu, einen alten Hauptmann aus dem siebenjährigen Kriege und einen

Fahnenträger vorauf, der sein Fähnlein zwei Stock hoch zu werfen und wieder zu fangen wußte — das war ein Festzug, eine Parade — dergleichen giebt es weder unter den Linden, noch im Angesicht des Kreuzberges! —

Damals gab es eine Zeit, wo die allgemeine Volkslust noch gepflegt wurde und die Bürger zusammen hielten. Das Zünftige hielt, trotz der eingeführten Gewerbefreiheit, noch eine Zeitlang vor. Jetzt amüsirt oder ennuyirt sich jeder, so gut er kann, abgesondert, für sich. Die Festzüge, das Uniformirte, das eigentliche Bürgervergnügen hat aufgehört. Im Hausrock schleicht der Bürger als einzelne Größe nach dem Schützenhause, wo er, was er braucht, Büchse, Branntwein und Tabackspfeife vorfindet. Der Schützenkönig, ein Philister seiner selbst, drückt sich, als habe er kein gutes Gewissen, mit wenigem Gefolg nach Hause; er ist kein Gegenstand der Bewunderung mehr, er imponirt nicht einmal den Kindern und Gassenbuben, weil die Pauken fehlen und der Königsmarsch und der ehrwürdige Veteran und der Mensch, der das Schützenpanier so kunstmäßig zu schwingen wußte.

Wer auf unserm Berliner Schützenplatze Humor sucht, wird Trunkenheit und Zanksucht finden; aber die einzelnen Gruppen, in welche die Menge sich

auflöst, geben manches Genrebild, was für einen niederländischen Pinsel wie gemacht erscheint; man wird auch mitunter — Prügelscenen finden, so natürlich und derb in ihrer Wirklichkeit, daß ihre Idee über ihre äußere überwältigende Erscheinung gänzlich verloren geht, und die Berliner Art, wie man prügelt und sich prügeln läßt, und das Raffinement, wie man es zu einer Prügelei bringt, recht deutlich zur Anschauung kommt. Familienweise läßt man sich auf dem Erdboden nieder, und schwelgt in Preußischen Landesprodukten — ein königliches Mahl, dessen Hauptbestandtheile Würste und gebrannte Wasser sind. Jeder Anständige ist ein Gegenstand allgemeinen Argwohns; wo sich keine Reibungen zufällig finden, sucht man sie. Es schwebt über diesem Menschenhaufen kein Geist der Versöhnlichkeit. Dumpf brütet über Allen der Geist einer modernen Gottheit, die man hier zu Lande Schnaps nennt, und deren Cultus, als einer Culturgottheit, in bestimmten Tempeln, Buden genannt, betrieben wird. Dies gebrannte Lebenswasser, dessen öffentliches Ausschenken untersagt ist, wird hinter dem Rücken der Polizei vertheilt und hat als verbotene Waare seinen doppelten Reiz. Wo die Vegetation aufhört und nichts weiter fortkommt, als Sand, lagert man sich im Sande, mitten im Sand der Wüste; denn der Berliner Pöbel

hat ein inniges Verhältniß mit und zu dem Sande. Unter den Gruppen, die ich zu bemerken Gelegenheit hatte, zeichnete sich eine aus, bestehend aus Mann und Weib; jener, ein vielleicht dreißigjähriger Repräsentant des grobkörnigsten Materialismus, mit einem Angesicht, worin jede einzelne Falte nach Liqueur roch und aussah; diese, eine Frau in den Sechzigern, ganz Geist, ganz himmlische Liebe, ganz Romantik, die nichts sprach, nichts that, nichts zu sich nahm als einen pappenen Einband aus der Leihbibliothek nebst Inhalt, und mit ihrer ewig frischen Phantasie unter Edelherren und Edelfräulein sich erging, während der Gemahl in der Herrlichkeit des Getränks sichtlich verdunstete. — Nun klage noch Einer unsre Romanliteratur an! Nicht aus der Bibel, nicht aus dem Gesangbuch, nein! aus einem alten, abgestandenen Roman zieht diese Frau, eine Halbgreisin, ihre Trostgründe für ihr eheliches Leiden! Sie setzt sich, trotz ihres Alters, an die Stelle der Edeldame, welcher die Blüthe der Ritterschaft huldigt; sie kredenzt mit ihr den Becher; sie krönt den Sieger im Turnier; sie schreckt den Verführer zurück durch Adel der Gesinnung und weibliche Schämigkeit! Alles um sie her ist vergessen! ihr materieller Gemahl und die Fleischbude, woran sie sitzt, — alle Realität der Dinge schwindet vor ihrem

trunkenen Blick, und nur, was in der Idee lebt, was in altergrauer Zeit oder nie wohl geschehen ist, gilt ihr als wirklich und als ein Moment der Gegenwart! — Später sah ich sie neben ihrem Gemahl kauern im Sande, eine Stellung, in welcher sie noch immer kein Wort sprach, aber romantische Würstchen zu sich nahm. Ihr blasses, leidendes Gesicht war unterdeß unter den Einflüssen der Romantik durchsichtig geworden, so daß die Strahlen der abendlichen Sonne ungehindert hindurchgingen. — Als Kunstliebhaber wandt' ich mich von diesem mit Wehmuth gepaarten Anblick und betrat eine Kunsthalle, eine bretterne Bude, wo es optische Darstellungen gab in grober, aber gemüthlicher Guckkastenmanier. Hier versagt mir das Wort! Die deutsche Sprache hat für diesen erhabenen Genuß keinen Ausdruck! Und wenn ich beschreiben wollte, wo soll ich anfangen und wo endigen? — Hier war zu sehen der Teufel, wie er mit seiner Großmutter russisch tanzt, — eine höchst wunderbare, originelle Erfindung! — ferner der Brand zu Moskau, wie er bei Tage aussah, und gleich darauf, wie er bei Nacht aussah! endlich die beiden Schlösser des Pharao, dahinter, nach des Interpreten historisch-geographischer Erklärung, das schwarze Meer, und im Vordergrunde die Kaiserin, welche mit zwei

Schwarzen von einem Schlosse zum andern hinübergondelt. Es geht nichts über die Naivität dieser optischen Vorstellungen! — Ein Groschen Entree — und die ganze Weltgeschichte, den seligen König Friedrich und die noch seligere Königin Louise mit einbegriffen, zieht an euch vorüber. Und wenn ihr aus der heiligen Kunsthalle wieder heraustretet, so breitet sich das ganze Panorama mit seinen beweglichen Figuren vor euch aus — das gesammte privilegirte Vergnügen, aus dessen trüben Wogen die rothen Kragen und Gesichter der vaterländischen Lictoren emportauchen, welche die Civil- und Schnapsordnung aufrecht zu erhalten berufen sind.

Die Poesie des kleinstädtischen Bürger- und Sonntagslebens.

Das sturm- und geräuschvolle Leben großer Städte schleift von dem einzelnen Menschen die Ecken und hervortretenden Unebenheiten ab, wie ein schnellfließendes Wasser die an sich eckigen Kiesel, über die es hinrollt, allmälig glatt und rund macht. Ein solches Wasser läßt zugleich eine ruhige Abspiegelung der es umgebenden Gegenstände nicht zu; sie erscheinen darin höchstens wie in einem Drehspiegel, in einer vibrirenden und wirbelnden Bewegung. Das Auge, dem kein Ruhepunkt gestattet wird, haftet auf keine längere Zeit an dem einzelnen Bilde. Der Blick, der an dem einen Gegenstande sich festsaugen will, wird schnell von einem zweiten verschlungen oder lose gemacht.

Das Leben in einer kleinen Landstadt gleicht dem Spiegel eines ruhig bewegten Sees, der den Gegenständen in der Tiefe ihre Urform, mit allen Ecken und Unebenheiten, läßt. Die Lebensbilder spiegeln sich klar ab, in den erkennbarsten Umrissen und Begrenzungen.

In einer großen Stadt gleicht sich Alles mehr aus; das charakteristische Merkmal verliert sich; Jeder ist dem Andern bis auf einen gewissen Grad ähnlich. Wirkliche Antipoden giebt es nicht. — Der Kleinstädter bleibt mehr sich selbst gleich; er verwischt sich nicht, indem er einer fremden Eigenthümlichkeit sich anzubilden strebt; er erleidet keine andre Wandlung als eine aus seinem innersten Wesen hervorgehende.

Das kleinstädtische Leben, als ein Urborn, hat die Fülle in sich selbst, das großstädtische mehr durch Zuflüsse von außen. Jenes ist daher naiver, ungemischter und überhaupt poetischer als dieses.

Das, was wir gewöhnlich Poesie nennen, ist nur eine Unterabtheilung derjenigen, welche ich Poesie des Lebens nenne. Im Wesentlichsten haben beide dieselben chemischen Bestandtheile.

Zur Poesie des Lebens gehört keineswegs eine geniale Leichtfertigkeit, die über alle Ereignisse, gute und schlimme, sich hinwegzusetzen weiß, alle Größen und Höhen überspringt und die ganze umgebende Welt gleichsam verpufft und in den Wind schlägt; noch weniger eine düstre, morose, schwerfällige Seelenstimmung, die wie eine ungeheure Katakombe voll vertrockneter Mumien und Leichen das ganze Wesen des Menschen unterwölbt; eben so wenig eine lei-

denschaftlose Thätigkeit des spekulirenden Verstandes, der nicht nach dem Seyn, sondern nur nach dem Zweck und dem Grunde des Seyns forscht, der mehr am skelettirten als am frisch grünenden Blatte sich freut, der nicht auf das Gespinst des Seidenwurms, sondern auf das spinnende Thier, nicht auf die Arbeit, sondern auf die arbeitende Kraft sieht. Alles dies ist, jedes für sich allein, auch in der eigentlichen Poesie nicht zulässig. Denn die geniale Leichtfertigkeit ist der höchste schreiende Ton, ohne wirklichen Klang, ohne Tiefe; die morose Seelenstimmung der unterste Ton, der nur murrt, nicht klingt, ohne Höhe; der spekulirende Verstand ist die Theorie der Musik, nicht die Musik selbst. Die Mitteltöne haben den reinsten und vollsten Klang; auf den Mitteltönen und Mittelstimmungen, worin Höhe und Tiefe, Schmerz, Lust und Gedanke sich vereinigen, beruht die Poesie.

Die Lebenspoesie ist nicht genußsüchtig, aber für den Genuß offen; sie hält sich an die Erscheinung, nicht an ihr Princip; selig in der Unbewußtheit und unbewußt in der Seligkeit, ruht sie in ihrem eigenen Mittelpunkte. In der Natur sucht sie Genuß, in der Religion ihren Trost. Ihr Glaube ist nicht ohne Aberglaube — sie sucht und findet Wunder auf Erden, am Himmel und in den himm-

lischen Erscheinungen; das thut die Dichtkunst auch. Sie ist neugierig; das Neue reizt sie wie ein ungeahntes Wunder; aber sie hält am Alten, an der Sitte und dem Brauch der Väter, wie die Dichtkunst. Sie läßt sich nicht hinreißen, aber sanft einnehmen; sie geräth nicht in den enthusiastischen Fieberschweiß der Entzückung, aber sie wird oft und leicht in eine milde Wärme versetzt.

Die Poesie des kleinstädtischen Lebens, die aus den vorgenannten Grundstoffen hauptsächlich besteht, offenbart sich dem aufmerksamen Betrachter vorzüglich an den sommerlichen Sonn- und Festtagen.

Das Wochenwerk ist gethan. Man hat am Sonnabend das Haus und das Geräthe sauber gemacht und von allen Flecken wo möglich gereinigt. Die Festfeier zieht ein in geordnete Gemüther. Die Sonne fällt auf glatte, von den Werkeltagsfalten befreite Stirnen, auf blanke Tassen und Kannen, gefegte Dielen, abgestäubte Bänke. Die Glocken laden zur Kirche. Man versteht den Ruf der klaren eisernen Zungen; man nimmt die Kleider, die man am letztvergangenen Sonntage in die Truhe gelegt, wieder heraus und geht geputzt zur Kirche; schweigend, ehrbar und in festlicher Stimmung; denn das zur Kirche Gehen ist in kleinen Städten ein Bedürfniß des Herzens.

Die feierliche Stimmung spricht aus den Mienen Aller und theilt sich jedem Einzelnen mit. Die Matronen und jungen Mädchen tragen Blumensträuße in der Hand, und die Artigkeit und ein alter Brauch wollen, daß jede den ihrigen den Nachbarinnen zum Riechen giebt, wofür sie ein momentanes Anrecht an die in den nächsten Kirchenstühlen duftenden Blumensträuße gewinnt. Sie gehen von Hand zu Hand und vertreten die Stelle des lauten Morgengrußes. Es ist eine Art Tauschhandel. Natürlich daß durch diesen Brauch ein Wetteifer, die moglichst besten Blumen auszuwählen, veranlaßt wird. Die Eine hat Lavendel und Thymian, aber die Andre hat noch Rosen dazu, oder was sonst die Jahreszeit bescheert. — Die Töne der Orgel fangen an zu schwellen; der Gesang erhebt sich, er kommt aus dem Herzen, und die Worte des geistlichen Redners gehen zu Herzen. Sie fallen auf einen empfänglichen Boden, welcher nach geistlicher Speise dürstet.

Erhoben, gestärkt, getröstet verläßt man die alterthümliche Kirche. In den Gebildeten macht sich die jedem Menschen angeborne kritische Natur Luft; man zergliedert die Predigt, man vergleicht, lobt und tadelt. Aber auch der Ungebildete kennt die Kritik der reinen Vernunft und zieht, wenn der

Prediger Blößen gab, mit der Bibel gegen ihn zu Felde. Im Allgemeinen ist der Kleinstädter leicht zufrieden gestellt, besonders die Frauen, wenn ihr Liebling predigt, und es kommt den guten Bürgerinnen nicht darauf an, den einen Diaconen mit Luther, dem anfeuernden Princip, und den andern mit Melanchthon, dem besänftigenden, auf eine gelehrte Weise zu vergleichen.

Der Großstädter kennt den Genuß nicht, den der Anblick dieser alten Straßen mit dem geradebrechten holprigen Pflaster und den geflickten eckigen und finstern Giebelhäusern gewährt — am Sonntag, wenn die Leute, Gesangbücher und Blumensträuße in der Hand, nach Hause gehen. Bis zur Nachmittagspredigt giebt es ein Interregnum der Welt-, Eß- und Sprechlust, und die langen unsichtbaren Arme der Kirche erstrecken sich bis in dies Zwischenreich nicht. Jetzt erlaubt man sich, zusammenzutreten, zu lachen und zu raisonniren. Die netten, frischen und rundlichen Bürgerstöchter und die ehrbaren jungen Bürger, Schreiber und Aktuare berathen über die Zukunft und über den Ort, wo sie den Nachmittag oder den Abend in Gesellschaft verleben wollen.

Allgemein hält man in kleinen Städten viel auf Rosenbäume, die man vor die Thüren pflanzt und

bis zum obern Stock hinaufzieht. Es ist eine Pracht, eine Reihe solcher, der Blüthenfülle fast erliegenden Bäume zu sehen! Man weiß genau, vor welchem Hause in diesem Jahre der schönste prangt, man kennt sogar die Zahl der Rosen, die er trägt; die numerischen Verhältnisse gehen durch die Stadt von Mund zu Mund. Wer keinen Rosenstock an den Fenstern haben kann, zieht wenigstens hinter denselben in zierlichen Blumentöpfen eine Pflanzung von Geranium und Myrthe groß; und wer keine Blumentöpfe hat, ersetzt sie durch ein Surrogat von Scherben und zerschlagenen verbrauchten Geräthschaften.

In den äußersten Vorstädten, wo die ärmern, aber gottesfürchtigen und altgläubigen Leute wohnen, wird hinter diesen kärglichen Stubenpflanzungen sogleich nach dem Gottesdienst abermals gebetet, gesungen und aus der ehrwürdigen Postille, worin der Urgroßvater schon Trost und Belehrung fand, eine sonntägliche Betrachtung verlesen. Jedes Haus wird zu einer Kirche, und wo man den kunstlosen Gesang nicht hört, da vernimmt man wenigstens die grundehrlichen altväterischen Sprüche der Hauspostille.

Aber von der Gallerie des Rathhausthurmes herab erklingen Pauken, Trompeten und Posaunen.

Es ist ein alter Brauch, von dem man nicht läßt. Es gehört zu den Verpflichtungen der Stadtmusici, an Sonntagen und Jahrmärkten vom Hauptthurme der Stadt herab zu blasen und die Pauken zu schlagen. Man hört keine Rossinische oder Bellinische Melodien und keine Steiermärkische Jodel-Arien — man hört ehrbare Choräle von endlos langgezogenem Ton und derbe handfeste Musikstücke, im alten deutschen Marschtakt, von gesetztem Charakter. Diese steifleinene Musik thut dennoch so wohl, weil die gute alte Zeit sich darin spiegelt, die Zeit, wo der Bürger noch etwas hatte, nämlich am Rocke silberne Knöpfe und am Stock oberhalb einen großen goldenen, auf dem seine ehrenfeste Hand trotzig und sicher lag.

Ich rathe Jedem nach der Nachmittagspredigt in das Feld oder, wie die Kleinstädter sagen, hinten herum, oder, wie sie bezeichnender und poetischer sich ausdrücken, ins Freie zu gehen. Jeder Rain hat seine Spaziergänger. Der ehrliche Bürger im Sonntagsrock führt seine ehrbare Ehehälfte, die auch ihr bestes Kleid angethan, an der Hand. Wer Kinder hat, läßt auch diese neben sich hertrottiren. Ein Großstädter kennt die Genüsse nicht, die dem Einwohner einer kleinen Stadt in der Natur sich darbieten. Man setzt sich auf keinen Char-

lottenburger, man eilt nicht gleichgültig an den umgebenden Gegenständen vorüber, um endlich zum Genuß einer Flasche Weißbier zu gelangen und in einer drängenden Volksmenge wie eine Null unter einer Masse Nullen sich zu verlieren. Man sucht die Einsamkeit, weil man sich selbst genug ist und als selbstständige Zahl in der Einsamkeit etwas gilt; man geht, um zu gehen, und genießt, indem man geht, nicht erst, nachdem man so oder so viel tausend Schritte durchmessen hat. Die Eheleute stehen still; sie fassen sich unter den Arm; es scheint etwas ihre Blicke auf sich zu ziehen. Was mag es seyn? — Ein Kohlbett, worin ein einzelner Kohlkopf wie ein hoch gegipfelter Chimborasso von Kraut mächtig hervorragt. — Ein herrlicher Anblick! — Eine Aussicht auf wohlfeile Mittagsschüsseln! — Ein Gegenstand, woran sich eine lange Reihe gottseliger Betrachtungen knüpft. Denn Gottes Größe und Güte haben sich an diesem Kohlkopf offenbar gemacht; man darf nicht kalt und gleichgültig vorübergehen. — Sie stehen abermals still. Was mag es seyn? — Ein Maulwurfshügel oder mehrere, in denen die zerstörende Kraft der Natur sich produzirt. Warum Gott diese Thiere, die so viel zu Grunde richten, geschaffen hat? — Diese Frage würde skeptische Untersuchungen veranlassen, wenn

nicht ein Blick auf das rings fröhlich und üppig erwachsene Getreide und die Hoffnung auf eine lohnende Erndte, auf einen mehlreichen Herbst, die Gemüther mit der göttlichen Regierung wieder aussöhnte.

Schon wirft die Sonne ihre letzte Hand voll Strahlen an die höchsten Gegenstände. Großer Gesinnung, wie sie ist, trennt sie sich vom Erhabenen zuletzt, wie sie das Erhabene zuerst begrüßt. Man kehrt in die Stadt zurück, in die enge vertrauliche Stube.

Das gemüthliche Zusammenleben mit Vettern und Muhmen beschließt den Tag. Die Frauen rücken zusammen und unterhalten sich vom Hauswesen, Liebes- und Spuckgeschichten, Stadtneuigkeiten, gefallenen Mädchen, verunglückten Reisenden, Pastoren, dem neuvergoldeten Knopfe auf dem Kirchthurm und der bevorstehenden Wochenwäsche. Der Vater aber läßt sich wie immer in den altväterischen Lehnstuhl nieder, erhebt sich nur, um seine Pfeife in Brand zu stecken oder einen Schluck Dünnbier auf die Lippen zu nehmen, spricht von seinen Wanderjahren, von Krieg und Frieden, und wie sonst Alles so anders und besser war als jetzt; wie der Verdienst herabgekommen, aber wie der Himmel gewiß Alles noch zum Besten kehren werde.

Endlich hört man den Nachtwächter. Er singt mit rauher Stimme einen geistlichen Vers. Die Bürgerglocke hat geschlagen. Man begleitet die Gäste hinaus, trennt sich mit der Ueberzeugung, daß man einen gottesfürchtigen und genußreichen Sonntag verlebt und vergißt nicht auf die Sternenwelt dort oben einen bewundernden Blick zu werfen.

Dieß ist ungefähr der Kreis, in welchem das Sonntagsleben der an den alten Sitten hängenden Kleinbürger abläuft. Ein Theil dieser poetischen Gemüthlichkeit geht aber auf die niedere, um die augenblickliche Existenz müh- und kummervoll ringende Menschenklasse über.

Ich kenne Städte, die aus Mangel an Verdienst und Arbeit täglich mehr einschrumpfen, und weil man die verfallenen Gebäude nicht ersetzt, monatlich um eine Häuserlänge kürzer werden, Städte, wo unter den niedrigsten Volksklassen Kartoffeln mit Salz ein köstliches Mittagsmahl abgeben — aber die Leute haben ihre Natur vor Augen, ihre Poesie im Gemüth, ihren Gott im Herzen und am Ende der Woche ihren Sonntag, der Alles ausgleicht. Ich habe auch in großen Städten des Elends, das sich in Dach- und Kellerwohnungen zusammenhäuft, genug gesehen; ich habe Kinder beobachtet, die vor den Schwellen der Gasthäuser saßen und die weg-

geworfenen Knochen benagten, Frauen, welche im Gassenschmutz ihre Nahrung suchten, oder eine vergossene Suppe vom Trottoir begierig aufsaugten. Fühlen diese ihr Elend einerseits weniger, weil sie leichtfertiger sind und von dem Sturm großstädtischer, sogar in ihrem Gesicht markirter Leidenschaften hin- und hergeschüttelt werden, so haben sie auch andrerseits den gottseligen Genuß nicht, der die Bedürftigen in kleinen Städten erwartet, wenn die Sonntags-Morgensonne sich erhebt, wenn das Gemüth sich rüstet zum Dienst des Herrn und eine innere Stimme zu ihnen spricht: Alles kommt von Gott und Alles geht wieder zu Gott! — Die Poesie des eigentlich sonntäglichen Lebens bleibt den untern Volksklassen einer großen Stadt fremd. Sie genießen den Sonntag nicht, sie zehren ihn auf; sie durchleben ihn nicht, sie durchstürmen ihn; sie wissen von ihm, aber sie verstehen und heiligen ihn nicht.

Die Reichen, Bevorzugten und vornehm Gebildeten aber haben überall dieselbe stabile Physiognomie, dieselben Fehler und Tugenden und dieselbe steife Larve conventioneller Höflichkeit, hinter welcher sie ihre eigenthümliche Natur zu verstecken und zu verheimlichen wissen.

Eine nächtliche Bilderschau.

Oft, wenn ich in heller Mondnacht bei dem neuen Museum vorbeistrich, und das Gebäude in seiner klassischen Ruhe sich vor mir erhob, fiel mir unwillkührlich die gespenstische Stille ein, die jetzt in den weitläufigen Räumen herrschen müsse, und ich begann zu schaudern. Wie? dacht' ich, wenn der todte Stoff der Farben in der Nacht Leben empfinge? Wenn die Marmorbilder nicht in ihrer todten Ruhe die Nacht durch verharrten, sondern ihre starren steinernen Glieder rührten und ein geschäftiges Leben begännen? Wenn die Gestalten aus den Bilderrahmen heraus als massenhafte Farbenkörper träten und in den menschenleeren Räumen auf menschliche Weise wandelten, sich ergötzten, schäkerten und neckten? Wenn sogar diejenigen, denen es drinnen zu eng würde, auf eine wunderbare Weise in das Mondlicht hinausschlüpften, um sich hier ein wenig zu ergehen und die Wärme dieses dünnen geistigen Lichts, die gerade für einen solchen aus Farben gewobenen Sylphenkörper hinreichen möchte, zu genießen?

Ich bin ein Sonntagskind. Zudem hat der feine magnetische Stoff der Poesie mit meinem Gemüth

sich in Rapport gesetzt und mich zu einem clairvoyanten Sommambulisten gemacht, so daß ich nicht bloß mit den Augen und nicht bloß am Tage, sondern auch mit dem derber organisirten Magen und in der Nacht sehe, daß mir überhaupt eine Einsicht in das geistige Leben der irdischen Stoffe vergönnt ist.

Es war eine schöne Mondnacht. Das Licht der geisterhaften Nachtsonne pflegt sich um die Gebäude zu legen wie ein träumerischer verklärender Duft, so daß ihre Masse zurücktritt, durchsichtig wird und in einem geistigen Hauch sich verliert. Mein ganzes Innere war Mondschein. Alle Poren meines Gemüths hatten sich geöffnet wie Triumphthore, wodurch die Geisterwelt ihren Einzug nahm. Ich stand vor dem Museum, an der Granitschale; ich war mit Betrachtungen überzogen wie mit Moosgrün, eine träumerische Ruine meines Selbst's, ein gestürztes, in sich selber eingesunkenes Ich. Da fühlt' ich einen Schlag auf meiner Schulter; ich wandte mich erschreckt um — der Herzog von Geldern, ganz in jener Gefahr drohenden Gestalt, wie Rembrandt ihn auf die Leinwand geprägt, ganz mit derselben erhobenen und geballten Faust, von den beiden unheimlichen Mohren begleitet, stand vor mir. „Daniel!" rief er „Daniel! Was machst du hier zu dieser Stunde?" — er hatte augenscheinlich Hoffmanns

Majorat gelesen und citirte seinen Lieblingsschriftsteller. Kaum hielten mich meine Knie aufrecht; ich ging in der Schnelle alle mir bekannten Romane durch, um zu sehen, wie man sich in einem Falle der Art zu verhalten habe; aber ein Beispiel von einem ins wirkliche Leben getretenen Farbenbild wollte mir nicht einfallen. Hier galt es, das fühlt' ich wohl, mich zusammenzunehmen und in Achtung zu setzen; ich faßte mich und stotterte einige Entschuldigungen. Der Herzog sah auf mich herab mit einem halb bemitleidenden Lächeln; er legte so viel Wohlwollen in seine Züge, als deren feste Derbheit irgend auszudrücken im Stande war. „Fürchte dich nicht!" sagte er; „die musternden Blicke der Kritiker und Beschauer haben wie ein läuterndes Fegefeuer mein grausames Selbst gereinigt. Du bist ein Geisterseher, ein Sonntagskind; ich kenne Dich wohl, denn ich habe Dich oft am Tage gesehen oben im Saal; Du recensirst und ich mag es mit Dir nicht verderben. Weißt Du nicht," sprach er weiter, und sein Gesicht wurde faltenreicher und finstrer — „was sie da oben für einen Sabbath haben? — Die neuen Farbenmenschen aus den Sälen der Kunstausstellung *) haben uns heute einen Besuch gemacht. An der

*) Von 1834.

Seit' eines Recensenten hoff' ich mich in dem bunten Treiben, dem ich mich entzog, besser zurecht zu finden. Zur jetzigen Zeit ist auch ein Herzog nichts, wenn er nicht seine Kenntnisse in der Kunst und seinen Geschmack im Urtheil auf jede mögliche Weise zu vermehren und zu bilden sucht."

Damit faßte er mich, ohne meine Bedenken gegen seine Begleitung abzuwarten, unter den Arm. Ich weiß nicht, durch welche Mittel er den Schlag auf die Schulter so concret und fühlbar gemacht hatte; denn jetzt fühlte ich keine Last; der Herzog bestand aus bloßen Farben; der Mond schien mitten durch ihn hindurch; er warf keinen Schatten. Dennoch hört' ich seine Sporen klirren und den schweren Tritt der nachstolpernden Schwarzen. Wenn etwas Großes geschehen soll, müssen mancherlei günstige Umstände zusammentreffen. Der Wachtposten bemerkte uns nicht; er stand mit dem Gesicht gegen die Börse gekehrt. Wahrscheinlich berechnete er den Gewinn, der ihm dadurch zu Theil geworden, daß er mit seinem Vermögen auf keine spanischen Papiere subscribirt hatte. Wir gelangten ohne Hinderniß die Freitreppe hinauf.

Polyhymnia, durch deren marmornes Gewand die edlen nackten Theile des Oberkörpers hindurchschimmerten, lehnte sich in ihrer denkenden schönen Stel-

lung auf das Geländer und schaute nach dem Lustgarten. Um die Warwickvase aber lagen die zwölf oberen Götter und tranken den Nektar, womit die Vase gefüllt war. Bachus lag in den Armen einer Nymphe; Jupiter mit seinem goldenen Scepter hatte sich auf den Rand der Vase niedergelassen. Die Götter in ihrer seligen Selbstgenüge schienen uns nicht bemerken zu wollen; Jupiter nahm sogar, nachdem er einen Seitenblick auf uns geworfen, einen herrischen Ton an. „Unser lieber Ganymed ist heut zu säumig," sprach der Vater der Götter; „der gute schwächliche Knabe ermüdet vom vielen Einschenken." „Aber wir," fiel ihm Bachus ins Wort, „nicht vom unendlichen Trinken," und ein unauslöschliches Gelächter erscholl im Kreise der Götter. „Hole uns," sprach Jupiter zum Merkur, „die Canovasche Hebe herauf, daß sie unsern Mundschenken unterstütze. Das schlanke Mädchen, das mit ihrer Gliederfülle, wie unsre Göttinnen thun, nicht prahlen darf, gefällt mir." „Besonders, wenn sie uns den Nektarbecher herumreicht," fiel Bachus abermals ein, und wiederum erscholl das *ἀσβεστος γελως* der seligen Götter.

„Dem Volke hier wird jede Nacht zum Fest," murmelte mein Herzog und stieß gegen die hohe Flügelthür, daß sie aufsprang, und das Echo in dem hohen Rundgewölbe erschütternd wiederhallte. Oben

auf der Gallerie gingen mehrere wandelnde Statuen, die dem Herzog ehrerbietig Platz machten; unten auf dem getäfelten Boden spazierten Andre Arm in Arm; und in der Mitte lag der trunkne Silen ausgestreckt und hielt einen Becher in der Hand, den er wahrscheinlich aus der Sammlung im Erdgeschoß sich entwendet hatte. Amors und Amoretten waren eben im Begriff, die Blumensträuße der Rachel Ruysch, des Huysum und Segher als Gewinde an den Säulen emporzuführen, und aus den innern obern Räumen vernahm ich ein verworrenes Geräusch, flüsternde und dumpfe Töne, Liebes- und Zankworte, und Guitarren und Mandolinen schwirrten in die Gesänge, die von zarten Liebhabern der harrenden Geliebten als Ständchen gebracht wurden.

Am Arm meines sonderbaren Farbenherzogs trat ich in das bunte phantastische Getreibe. Der Herzog wurde unruhig; er ballte die Faust, durchlief in wildem Zorn die Säle und suchte seine treulose Geliebte, das Mädchen des Savoldo. Sein alter redlicher Vater mit der rothen Sammetkappe sah aus dem Rahmen hervor und verwies seinem Sohne das ungebührliche Treiben. „Duckst Du auch wieder auf, Du Abgelebter?" rief der Herzog, seiner nicht mehr mächtig, und schlug mit der geballten Faust nach dem ehrwürdigen Gesicht des greisen

Vaters. Dieser aber zog sich in seinen Rahmen zurück, und nur die Sammetkappe blieb in den Händen des Herzogs, der sie hastig zusammenknüllte. Er bemerkte nicht, daß Savoldo's Mädchen mit dem deutschen Edelknaben*) vertraulich koste und ihn mit ihrem weiten braungelben Gewande zu verbergen bemüht war. Die reichsstädtische Kirchgängerin,**) über den Verlust ihres Geliebten und vor Eifersucht weinend, fand bald in der Liebe des Herzogs Trost und Rache. Er bemühte sich, durch freundliche Zusprache ihre Thränen zu trocknen, und es gelang ihm; sie aber liebäugelte ihm die alte Geliebte aus dem Herzen fort. — Das ist ein zerrissenes Treiben, ganz wie unter uns Menschen! sprach ich leise für mich hin, — ich bin gekommen, höhere Genüsse zu suchen und werde sie bei Dir finden, guter ehrlicher Ritter Don Quixote!

Don Quixote***) aber stierte, in seinen Lehnstuhl halb versinkend, in den aufgeschlagenen Folianten, den er krampfhaft auf seinen Schooß niederdrückte. Die Narrheit der ganzen Menschheit hatte sich in diesen Blicken festgesetzt; das wahnsinnige

*) Gemälde von Wittig.
**) Gemälde von Blanc.
***) Gemälde von A. Schrödter.

Treiben von Tausenden, die ein Hirngespinst zur Wahrheit erhoben, bewegte und schüttelte diesen Körper, daß bald der rechte bespornte Fuß von den Folianten, die seinen Fußschemel bildeten, herabglitt, und der linke ungespornte wie willenlos auf dieselben hinaufruckte, bald dieser wiederum jenem Platz machte. Was an Narrheit in diesem sorgenvollen Kopfe aufgeschichtet lag, wollte auch nicht zum tausendsten Theilchen aus den offnen Augen herausflüchten; vielmehr zog aus dem Buche selbst durch die Augen hindurch eine immer größere Menge fixer Ideen in sein Haupt, um sich hier wie heiße Dämpfe zum wirklichen consistenten Wahnsinn zu verdichten. Ein solcher Don Quixote, dacht' ich, ist Jeder, der eine fremde, ihm unerreichbare Eigenthümlichkeit sich anzueignen strebt, und nicht, wie das Kind, aus voller und ungetheilter Liebe am Spiele den Feldmarschall, oder den Eroberer, oder den Bärenführer macht, sondern in Folge einer in sich selbst zerrissenen Verzweiflung! Ein solcher Don Quixote ist der junge Dichter, der mit seinen Liedern die Welt erobern, mit Trauerspielen erschüttern, mit Epopöen sich unterwerfen will! Ein solcher der junge Kaufmann, der mit Schwefelfäden und Siegellack anfängt und aus dem Gewinn ein großes Waarenlager zu errichten gesonnen ist! Ein solcher der junge

Soldat, der an seinen Achselklappen in Gedanken die goldenen Majorstroddeln hängen sieht! — Eure Hoffnung ist so rührend und gottgläubig, aber sie verzerrt sich, wenn sie nicht zur Erfüllung kommt, in die Züge der nackten Verzweiflung. So, dacht' ich, wird die Menschheit aussehn, wenn sie insgesammt närrisch wird, eintrocknet, in diese zerbrechliche und gebrochene Donquixotegestalt hinschrumpft und sich bis auf ihre Eingeweide zusammenzieht vor heißer Sehnsucht, die aus dem Endlichen heraus in das Unendliche greift. Deutscher Faust! was bist du anders, als der traurige Ritter de la Mancha, der in Deutschland promovirt worden ist, mit seinem eignen Innern den Don Quixote spielt und an dem absoluten Wissen selbst, das nur dem Einen und Ewigen zu Theil geworden, zum Ritter werden möchte! Wehe Dir, wenn Du erkennst, daß Deine Hirngespinste nichts Anderes sind, als die raffenden Windmühlflügel des Don Quixote, die dich Ankämpfenden zerschlagen werden!

Don Quixote lehnte sein Haupt in den kolossalen Stuhl, der seine Größe überragte, zurück; dann streckte er es wiederum vor; er hielt das Buch mit der Rechten und stützte das Haupt auf die Linke; er zog die Linke unter dem Haupte fort, warf es in die Rechte und faßte das Buch mit der Linken. —

Alles war an ihm convulsivisch bewegt, wie an einer Holzpuppe. Die innere Unruhe trieb ihn endlich empor; der Foliant sank zu den andern hinab; der Ritter hatte sich an der Narrheit des Buches vollgesogen, — er griff nach der Lanze, die von der Diele bis zur Decke reichte. Lang, lang stand sie vor mir, die zerfaserte, geschrundene, ausgezerrte Gestalt des Ritters. Ein trocknes Heldenfeuer brannte in seinen Blicken; eine rührende Verzweiflung lag über ihm. Er fuhr mit der Lanze in der Luft hin und her, und siehe da! die feindlichen Geschöpfe, mit denen er zu kämpfen hatte, fanden sich schaarenweise ein. Es waren jene fliegenden Fische und Schlangen, jene Fledermäuse, deren eigentlicher Körper nur aus einem Eulenkopfe oder einem bloßen Haarwulste besteht, jene Eierschalen mit Hühnerköpfchen, jener turnierfähige Froschritter mit dem Gurt, an welchem das Schlachtmesser lang herunter hängt, endlich jener geschnäbelte Ritter, der eine gehenkelte Bierkanne mit zopfähnlich hängendem Deckel als Waffenrock angezogen, beide auf fliegenden Fischen reitend, — alle diese Ungethüme, die uns das Bild des jüngern Tenier's „die Versuchung des heiligen Antonius" vorführt, kamen nun, um den armen Don Quixote zu necken und wie stechende Mücken zu peinigen. Die beiden letztgenannten Ritter, von denen der ge-

schnäbelte auf dem Teniers'schen Bilde dem Froschritter einen Baumzweig in den vertrockneten Hals stößt, hatten sich versöhnt, um den armen Don Quixote vereinigt zu bekämpfen. Er drehte sich hin und her, er schlug mit der Lanze nach dem Froschritter, während hinterrücks der Schnabelritter ihm auf den Nacken kam; aber der Armselige war bei aller Dünngliedrigkeit zu ausgetrocknet steif, er stolperte, er fiel über seine ungeschickte Lanze und schrie vor Schmerz auf über seine Niederlage. Und es kamen herangehüpft alle die phantastischen Gebilde, die auf dem Teniers'schen Gemälde eine Donquixotiade der Thierwelt, diese parodirend, abgeben; jene zottigen Ungeheuer mit Wolfsrachen, das Schnabelthier mit menschlicher Unterlage, welches die lange Trompete in die gespaltene Nase steckt, um zu blasen, der zur Mumie eingetrocknete, häutige, vergilbte Vogel, die grotesken Köpfe, die auf der Erde herumschleichen, mit Flügeln an beiden Seiten, oder mit Krebsscheeren statt der Flügel, alle ins Unendliche vervielfältigt. Sie kamen, um den Sieg feiern zu helfen, hockten über einander und wirrten sich zu Klumpen, die wiederum in die einzelnen Gestalten sich auflösten. Ich aber wandte mich vor Schauder von diesem entsetzlichen Spuck und von dem auf den Dielen liegenden bejammernswerthen Don Quixote

ab und ward von einem Zuge lärmender Bachantinnen mit fortgerissen.

Die Sinnenwelt im Menschen war rings um mich freigegeben. Die Gottheiten genossen auf menschliche Weise; Io zuckte in der Umarmung der göttlichen Wolke und löste sich in den feinsten Duft der Sinnlichkeit auf; Jacopo Palma's Danae genoß, was wir Alle vergeblich herbeiwünschen, Jupiter's goldenen Regen im bereitwilligen Schooße; Rubens trunkner Silen, dessen Adern die Glut des Weins auftrieb, taumelte einher, von lüsternen Mänaden und berauschten Genossen umschwärmt. Das Thier, welches im Menschen gebunden lebt, machte sich Luft in den Satyrnn und Faunen und verlief sich anderntheils in die Grenzen des Göttlichen, das seinerseits menschliche Form, wie der Mensch die göttliche, annahm.

Aber der Sieg der Wahrheit war nahe und sollte mir vorgeführt werden noch in dieser Nacht. Das heilige Kreuz ragte, von einer Lichthülle umgeben, empor; aber die jüdischen Schriftgelehrten verhöhnten es, spotteten seiner und wiesen auf den Buchstaben des Gesetzes, als der da allein Macht haben solle im Himmel und auf Erden. Die Weiber inmitten der Kinder riefen: „Sein Blut komme über uns und unsre Kinder!“ der römische Statthalter

schwankte unschlüssig, weder dem Gesetze hold, noch der göttlichen Liebe theilhaftig; Kaiphas, auf seinem Tragsessel zurückgelehnt sitzend, zerriß sein Gewand, — aber die Decke zerriß auch und öffnete sich, und das Kreuz siegte, wuchs hoch empor und stand aufrecht in der Glorie und der Herrlichkeit. Es brachen in kriegerischer Stellung die Apostel herein, die Verkündiger des göttlichen Heils; sie stürzten die Altäre der Heiden, und das Christenthum ward als die ewige Wahrheit offenbar in seinem Siege.

Und das jüngste Gericht, wie es Bernardin von Arley gemalt, kündigte sich an, dumpf und schwer. Aus den Dielen quollen die Flammen des Abgrunds. Die sieben Todsünden erlitten ihre Strafen. Avaritia trank glühendes Gold; Luxuria, ein verbrecherisches Liebespaar, jagte, auf einen Hirsch gebunden und von quälenden Geistern verfolgt, in die Nacht des Abgrunds; Invidia verlor ihre verleumderische Zunge durch die Zangen der unterirdischen Henker; Ira, eine Rotte von Tausenden, fiel sich selbst in der Mitte quälender Flammen mit bloßem Schwert mörderisch an; Gula schlemmte und konnte nicht anders und ward in den Eingeweiden zerrissen von unsäglichen Schmerzen; Superbia ward gestürzt in die unterste Tiefe der Hölle.

Aber in der Höhe eröffneten sich die Zinnen des

Himmels. Fröhliche Posaunen klangen herab; die sieben Werke der Barmherzigkeit wurden belohnt, und die Seligen liefen in schuldloser Nacktheit den gewundenen Berg Zion hinauf. Und die Mutter Gottes flehte und sprach zu ihrem Sohne, dem Gott Weltrichter, wie es auf dem Aldegreverschen Gemälde heißt:

Jesu, fili dei,
Miserere famuli mei!

Und Gott der Sohn erbarmte sich derer, die in die Hölle verstoßen waren; die Gnade siegte über das Recht; das Feuer erlosch; die Qualen hörten auf; die gräßlichen Geschöpfe des verdampfenden Abgrunds verschwanden, — und durch die stillen Räume erscholl das „Servat nos passio Christi" in tiefen Orgeltönen, als ein lang nachhallendes, ergreifend fugirtes Thema des Danks.

Ignatius Pudding's Leiden und Schicksale.

Von ihm selbst beschrieben.

Indem ich hier zum ersten Mal dem Publikum als einen produktiven, schriftstellerischen und, wie ich hoffe, auch genialen Kopf mich vorstelle, glaube ich der Lesewelt zuvörderst einige Aufschlüsse über meinen Namen schuldig zu seyn.

Ich führe deren mehrere, bekannte und unbekannte, so daß ich oft selbst nicht weiß, welcher von ihnen mein wahrer Vater- und Taufname ist. Die Sache verhält sich nämlich so: Große Charaktere, wie Cartouche, Käsebier, Rinaldo Rinaldini u. s. w. lieben mehr oder weniger das Geheimniß, das Versteckspielen, das strengste Incognito, die Verfälschung ihrer Person, um en masque desto sicherer zu agiren und Wegelagerei zu treiben. Die Schriftsteller und literarischen Kopf- und Handwerker haben eine ähnliche räuberische, faustrechtliche Vagabondennatur und eben deshalb eine geheime Neigung, sich zu verschlupfwinkeln, dunkel zu machen und zu vertiteln, d. h. irgend einen Charakter, Titel oder Namen anzunehmen, die weder von wegen der Geburt, noch

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

von wegen der Taufe ihnen christlich und rechtlich zukommen. Daher haben wir eine Legion von bürgerlichen Schriftstellern, die sich selbst in den Adelstand erhoben, die ihren deutschen Bärennamen in ein weiches Französisch oder gewichtiges Latein übersetzten, die sich apotheosirten und ihren Namen unter die Götter aufnehmen ließen. Die Vortheile eines solchen Incognitos leuchten ein. Ich mache diesen subtilen Gebrauch mit, nicht weil er an der Mode ist, sondern weil die Mode gut ist; ich habe mir mehrere Namen, worunter der des Ignatius Pudding jedenfalls der compakteste, hervorstechendste und an appetitlichen Erinnerungen reichste ist, zugelegt. Jeder Knopf an meinem Rock, meiner Weste und meinen Beinkleidern führt seinen eigenen Namen. Wenn ich nun einen Aufsatz, ein Buch oder Gedicht schreiben will, so fang' ich bei irgend einem Knopf zu zählen an und der Name, den der zuletzt abgezählte trägt, wird als Devise vorgesetzt und nimmt meine schriftstellerischen Sünden und Tugenden auf sich. So stehe ich immer da, wie ein räthselhafter Proteus. Bin ich unter dem einen Namen grob, so bin ich unter dem andern desto höflicher; greift man mich als Pudding an, so vertheidige ich mich als Plumpudding — kurz! man kann mir nirgends und von keiner Seite her etwas anhaben; ich

mache es mit meinen falschen Namen, wie Aphrodite mit dem Schattenbild, das sie anstatt des Aeneas den Griechen Preis gab, und um welches die Getäuschten wüthend sich herumhieben, ich sitze listig lauernd wie der Fuchs in seinem Bau und habe eben so viele Rettungslöcher und Rückzugsgänge, als Namen. So bin ich gleichsam ein Sieb, durch welches das Wasser der Kritik unschädlich hindurchläuft. Diesmal fiel das Loos auf den Knopf Ignatius Pudding, der sich am Rock, auf dem Rücken, rechts, nahe an der Grenze zwischen Gut und Böse, Oben und Unten, Aufsatz und Untergestell, also auf der Scheide-, Verbindungs- und Wespenlinie der Taille befindet.

Ich theile meine Leiden, von denen ich hier sprechen will, in zwei Klassen ein, in solche, die ich habe, und solche, die ich nicht habe. Die erstern zerfallen wiederum in mehrere Klassen, in häusliche und auswärtige, höfliche und grobe, musikalische und unmusikalische Leiden. Von denen, die ich nicht habe, sprech' ich hier zuerst.

Ich habe z. B. kein böses Gewissen, und zwar keins darüber, daß ich jemals einer schönen Dame als ungeschickter Tänzer auf den Fuß getreten; ja! ich tanze nicht einmal ungeschickt, denn ich tanze überhaupt nicht. Einer schönen Dame auf den Fuß

treten, setzt immer einen Fehltritt, also eine Sünde voraus, und heißt im unglücklichsten Falle so viel, als den Nagel auf dem Fuße, aber nicht den Nagel auf den Kopf treffen. Ein solcher ungeschickter Tänzer, in seinem schwarzen Leibrock, seiner schwarzen Kravatte und schwarzseidnen Weste wird einer solchen Fußtrittweise gemißhandelten Dame ihr ganzes Lebelang vorschweben wie ein schwarzer unvertilgbarer Schmutzfleck, wie eine lange schwarze Linie, wie der leibhaftige Böse selbst, der auch schwarz ist! Ich sage, ich habe kein böses Gewissen, auch darüber nicht, daß ich jemals einer Schönen treulos geworden, denn ich habe irgend einer treu zu sein niemals Ursach gehabt; ich habe nie geliebt, ich kenne die Leiden der Liebe nicht. — Ich habe kein böses Gewissen, auch darüber nicht, daß ich irgend einen europäischen, zahmen oder wilden Staat, oder den Staat einer Dame, also den Staat im Staate, auf eine direkte oder indirekte Weise angegriffen; ich bin nie in einer unerlaubten Verbindung gewesen, habe nie einen verdächtigen politischen Geruch von mir gegeben; es hat noch kein spürender Auskultator die Feder oder ein vor Zorn gerührter Patriot die Augen meinetwegen naß gemacht. Ich habe die fadesten Gespräche über Kunst und Politik ertragen wie ein Mann; die Langeweile an kurzen und langen

Tafeln, runden, drei- und viereckten Theetischen erduldet, ohne zu murren, und bin lebendig vom Tische wieder aufgestanden; ich habe die Herren vom Bureau bei einer Flasche Weißbier unter ausgetrockneten und versandeten Gesprächen sitzen sehen wie incarnirte Nullen, habe an ihren patriotischen und durstigen Gesinnungen herab- und heruntergeschwindelt und mit kolossaler unüberwindlicher Geduld und Selbstüberwindung bald den Schaum durchgeschlürft, bald die Neige zunichte gemacht — kurz ich war überall duldsam, gefahrlos, gemüthlich, ein Mitschwätzer nnd Mittrinker — ich habe Keinem seine Freude verdorben — ich habe kein böses Gewissen.

Das einzige Leiden, welches mir abgeht, sind also die Gewissensbisse; desto schmerzlicher, bedeutsamer und zahlreicher gestalten sich meine örtlichen und häuslichen Leiden, obgleich ich kein Haus besitze, sondern nur Papier und Tinte, die mir, unter Mitwirkung der Feder und der Gewerbefreiheit, dereinst ein Haus erwerben sollen.

An den häuslichen Leiden hab' ich schon in früher Jugend stark gelitten, z. B. wenn mir der heilige Christ neben andern freundlichen Geschenken auch eine rothgebundene Ruthe brachte, die sodann, hinter den Spiegel gesteckt, wie ein drohender gefährlicher Komet mit Kern und Binsenschweif auf mich

herabsah; oder wenn es zum Rechnen und Schönschreiben ging, woran ich nie meine besondre Lust hatte. Das Verrechnen und Schlechtschreiben ist mir immer besser von der Hand gegangen — ich habe mich oft in meinem Leben verrechnet, und mehr, als ich verantworten kann, Schlechtes geschrieben.

Ich komme jetzt auf ein Kapitel, welches mich wehmüthig macht. Diejenigen von meinen Lesern, die nicht gern gerührt sind, thun am besten, diesen gefühlvollen Theil meiner Erzählung zu überschlagen und beim nächsten Absatz, wo wir uns fröhlich wiedersehen wollen, mit Lesen wieder anzufangen. — Ich spreche hier nicht von meinen eignen häuslichen Leiden, sondern von denen meines alten Vaters, der auch kein böses Gewissen hat, aber der Leiden und der Schmerzen eine große Zahl. Du hättest den guten freundlichen Mann vor einigen Jahren sehen sollen, lieber Leser! in seinem Alter noch rüstig, freundlich, behäbig, immer gefällig, höflich, zum Borgen und Geben geneigt, seinen Sturz und die Jahre seines Jammers voraussehend, aber den Augenblick wie ein kräftiger Jüngling mit Lust und Behagen erfassend! Du kannst es nicht glauben, wie gut sein Herz, wie freundlich seine Augen waren! wie gesprächig, herzlich, harmlos in Gesellschaft, beim Kartenspiel, beim Tanz, bei der Bowle — wie wohlgelit-

ten er war, überall! Damals aber hatte er noch etwas zu geben und was man so nennt, mitzumachen. Du hättest ihn in seinem Garten sehen sollen, wie eifrig er pflanzte, die Bäume beschnitt, die Stege abtrat, das Unkraut ausrodete, die Reben an dem Geländer hochzog! Du hättest ihn sehen sollen, wie emsig er die Tulpenzwiebeln legte, zur Erde gebückt, das kurze Pfeifenrohr im Munde, und wie er in seinem Eifer nicht bemerkte, daß der Pfeifenkopf fehle und am andern Ende des Gartens liege. Aber jetzt — jetzt liegt sein Haus verödet! der Garten brach! die Hecken verwildert! Wie wenn man mit der flachen Hand in ein Nest schlägt, und die jungen Vöglein zu beiden Seiten erschrocken herausflattern, so sind seine Angehörigen hinausgeflogen in die Welt, und haben ihn allein gelassen, den alten Mann, und helfen sich nun selbst fort und bauen sich ihr eignes Nest. Er gab viel, darum nahm man ihm viel, und nur dem, der hat, wird gegeben! Er sitzt, das graue Haupt auf die Hand gestützt, am Fenster und schaut hinauf in die grauen Wolken, die so schnell dahin ziehen wie sein Glück und seine Freunde! Die Undankbaren haben ihn allein gelassen in seiner innern Welt — denn die äußere Welt lebt für ihn nicht mehr; ihre Klänge dringen nicht in sein Ohr; denn sein Ohr ist ver-

schlossen — er ist harthörig geworden und weichherzig geblieben.

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.“

Hier ist der Abschnitt, mein lebenslustiger Leser! wo Du zu lesen wieder anfangen sollst; aber ich weiß, Du hast den vorigen Aufsatz, die rührende Episode, nicht überschlagen; denn das, was verboten ist, wird am eifrigsten gesucht und schmeckt am besten. Von meinen eignen häuslichen Leiden führe ich nur diejenigen an, die mich als Schriftsteller am meisten irritiren, bestürzt machen und niederbeugen. Sie bestehen darin, daß meine Feder spröde thut und sich nicht will schneiden lassen, daß die Tinte immer mehr der abstrakten Form sich abwendet und ins Dicke und Concrete sich verliert, daß ein Härchen, Fäserchen oder Sandkorn an die Spitze der Feder sich anhängt und den Buchstaben schon in der Geburt Schaden thut, daß ein Haufen geordneter Papiere vom Tische fällt, die ich nun, vielleicht schon an hinlänglichem Kopfweh leidend, einzeln wieder vom Boden aufsuchen muß, daß ein Buch, wonach ich suche, gerade das unterste und versteckteste sein muß — für solche unglückliche und furchtbare Ereignisse

nehme ich dein Mitleid und deine Theilnahme, lieber Leser, ganz besonders in Anspruch.

An auswärtigen Uebeln, Gefahren und Krebsschäden leide ich so gut wie das constitutionelle Frankreich; aber ich habe freilich nicht einen Minister fürs Auswärtige, der mich, wenn ich in der Tinte säße, auch nicht herauszöge. Diese auswärtigen Verhältnisse sind, insofern sie nicht zu den allgemeinen Uebeln unsrer kranken Zeit gehören, zum Theil so besonderer, individueller und delikater Art, daß ich keinem meiner Leser rathen wollte, in ihre Mysterien, Archive und Geheimschränke einzudringen. Auch die französischen Minister haben auf Alles, wonach sie gefragt und nicht gefragt werden, eine kurze und bündige Antwort; wenn aber die Herrn Deputirten nach dem Stande der auswärtigen Angelegenheiten fragen und zudringlich werden, so spielen die Herren Doktrinäre die Geheimnißvollen, die Sophisten, welche sich durchzudrücken, die Pythagoräer, welche zu schweigen, die Katzen, welche um den Brei herumzugehen wissen. Das mache ich ihnen hiermit nach.

Ich gehe schnell zu den höflichen und groben Leiden über. Unter jenen verstehe ich solche, welche, ehe sie erscheinen, ihre Annäherung kund thun, sich anmelden lassen, zögern, als ob sie sich entschuldigen wollten, wieder zurück-, wieder vorwärts treten,

vorsichtig und officiös um Einen herumstreichen, bis der Augenblick da ist und die bunte, schillernde Tigerkatze Einem auf dem Nacken sitzt; grobe Leiden dagegen nenne ich solche, welche unangemeldet, unvorhergesehen und ohne anzuklopfen mit der Thüre zugleich ins Haus fallen. Grobheiten, die auch nicht eine Spur von Höflichkeit haben, und Höflichkeiten, die einer Grobheit auf's Haar ähnlich sehen, lassen sich ebenfalls in diese Klasse einrangiren. Alle überflüssigen Bücklinge, Kratzfüße und Elogen, mögen sie von einem heilig scheinenden Freunde oder einem scheinheiligen Feinde kommen, gehören hieher. Man sieht, daß ich, ohne Haus und Hof, doch der häuslichen und höflichen Leiden genug habe, um mit Recht darüber Beschwerde zu führen.

Ich komme nun zu den musikalischen Leiden. Ich kann sagen, daß ich für die Musik ein eben so feines Ohr habe, wie die Sinnpflanze ein feines Gefühl für die Berührung. Eine wahrhaft klassische Musik, gut ausgeführt, zieht mein ganzes Seyn in ein einziges Gefühl zusammen; alle Extremitäten meines innern Menschen neigen sich, wie die Blätter an der Sinnpflanze, aber durch Krone, Stamm und Wurzeln geht eine leise, süße und doch übermächtige Erschütterung; schon der erste Ton einer Mozart'schen Musik berührt mich, wie der erste Strahl

der Morgensonne die Memnonssäule; mein sonst klangloses Innere gewinnt Klang und Ton und fängt auf eine wunderbare, nur mir verständliche Weise an zu componiren. Schon als Kind ängstigten und beseligten mich die Abendconcerte im väterlichen Hause; sie rissen mich unwillkührlich mit ihren Syrenenklängen in einen dunkeln Abgrund, in welchem mir zugleich wohl ward und weh; mein innerer Mensch gewann denselben Ausdruck von heimlich schauernder Lust und ängstlichem Grauen, wie ihn das Gesicht des Göthe'schen Fischerknaben auf Hübners trefflichem Bilde hat; ich konnte trotz allem Zureden der gütigen besorgten Mutter nicht einschlafen und mußte weinen. Späterhin besuchte ich die Concerte, die von Lehrern und Schülern, Dilettanten und Stadtpfeifern, Jünglingen und Jungfrauen im großen Concertsaale des städtischen Gymnasiums gegeben wurden. Hier glänzte der alte Vater Haydn. So durchsichtig, knnstgerecht und melodisch manche seiner Symphonien anzuhören waren, so matt, pedantisch und empfindungslos bewegten sich andere, alle aber im ehrbaren Schritt gemessener und taktfester Rhythmen. Ich überhörte die unreinen Töne, die falsch einfallenden Stadtmusikanten, die kreischenden mühvollen Bogenstriche künstlerischer und kunstvoller Sextaner und Septimaner und hielt mich an den Geist

der Compositionen, an die mitunter nicht üble Ausführung einzelner Partieen und schwelgte im seligsten Genuß musikalischer Empfindung. Da aber nur Haydn und nichts als Haydn gehört wurde, so begannen schon damals meine musikalischen Leiden, die hier in Berlin durch nächtliche Straßenständchen, durch die von allen Seiten her concertirenden Leierkasten und Kästchen und durch jene Halbconcerte genährt wurden, die, aus drei oder vier Instrumenten bestehend und als Surrogat eines vollständigen Orchesters, zu Nutz und Frommen der Weißbiertrinker an allen öffentlichen Orten zur Sommerszeit im Gange sind.

Das complicirteste musikalische Leiden ward mir vor einiger Zeit zu Theil, als ich bei nächtlicher Weile einige Straßen Berlins durchzog. Ich kam aus einem geschlossenen musikalischen Kunstzirkel. Man hatte die Musik zur Glocke wenigstens der Form nach gut und genügend ausgeführt; aber die unausstehliche Hitze im Saal, die zum Schluß in Gang kommende Tanzlust, die allerfadeste Tanzmusik, der an Schwindel, Uebelkeit und Katzenjammer leidende Walzer, der rutschende, stoßende, scharrende und schnarrende Galopp, die in deutsche Plumpheit und Derbheit übersetzte ehrwürdige und stolze Polonaise warfen mich von der musikalischen Höhe des Glocken=

stuhls herab in die Todtenkammer voll modernder Leichen und dumpfer Gerüche, mitten durch das heilige Kirchengewölbe meiner poetischen Empfindungen hindurch. Ich stürze hinaus, ich athme freie Luft — Himmel! welche Töne! — Der Dessauer Marsch wird vor einem Fenster als Ständchen aufgespielt oder vielmehr aufgeblasen — ein Nachtwächter in meiner Nähe, von der Gewalt der Musik hingerissen, begleitet mit schnarrender Stimme und den Textesworten die lang gesponnenen Laute. „Vorbei! vorbei!" recitire ich aus dem Faust und stürze verzweiflungsvoll durch Nacht, Nebel, Dünste und blendenden Laternenschein. Welche Töne! Sie greifen nach mir aus durch ein offnes Fenster wie lange Spinnenarme! Meine Füße haften! Es geht mir wie im Traume, wo man vor einem Scheusal fliehen will und nicht kann! Ein Pianoforte, eine Geige — ein Musikstück, halb Ouvertüre, halb Finale, halb Allegro, halb Adagio, halb Alles, halb Nichts — die Spieler selbst Dilettanten und Pfuscher — die Bestürzung hatte mich angewurzelt, die Verzweiflung reißt mich vom Boden los — ich rase fort, die Straße entlang — überall scheint verdächtiges musikalisches Gesindel mich zu umschleichen; aber ich halte mir die Ohren zu. Ich komme auf meine Stube, ziehe die Hand von den Ohren weg — Him-

mel! mein Nachbar, ein mosaischer Student, übt auf seiner Flöte die Melodie: „guter Mond, du gehst so stille“-abgebrochen, mühsam ein. Halber Wahnsinn faßt mich, ich stürze mich angekleidet ins Bett, ziehe die Decke über die Ohren und muß nun träumend meine musikalischen Leiden wiederkäuen.

Meine unmusikalischen Leiden sind aber erstens ein Wagen mit Eisenstangen oder Bierfässern befrachtet; zweitens ein Stück Löschpapier, welches man auf einem andern Papiere hin und her bewegt, um etwas auszulöschen; drittens das Atlaskleid einer Dame, woran ich zufällig herunterzustreichen das Unglück habe; viertens meine eigenen unmusikalischen, zerrissenen, zwischen Himmel und Hölle ungewiß hin- und hergeworfenen Stimmungen, die der Verzweiflung so ähnlich sehen, wie die eine Hälfte eines Eies der andern. Diese Leiden verschulde ich selbst, die übrigen dank' ich der Welt oder dem — Teufel.

Warum der Himmel blau ist?

Ein schöner, stiller Sommertag neigte sich zu Ende, einer von der Art, die sich so warm an's kalte Herz legen, daß alle Gefühle sich beleben und aufsprießen und wie Sonnenblumen der Sonne nachstarren und nachweinen. Das Blau des Himmels war so dunkel und doch so durchsichtig zart, als müsse man in das Allerheiligste hineinschauen können und sehen, wie die Engel zwischen den prangenden Beeten des himmlischen Gartens wandeln, wie sie Sträuße binden und nach Paradiesvögeln haschen.

Das mochten wohl auch einige lustige Gesellen, die unter dem seligen Blau des Himmels saßen und tranken, wirklich sehen, oder doch zu sehen glauben; denn andächtig und verklärt blickten ihre Augen in das tiefdunkle Blau hinein. Ihre Gefühle stiegen auf der Jakobsleiter des Traums und der Ahnung, wie flammende Engel, zum Himmel hinauf und herab. Ein schönes blondes Haupt, mit blauen Augen, das auf einem zarten, fast dünnen Körper sich wiegte, begann in gar anmuthigen Tönen: Ist's doch fast, als habe das Auge meiner Geliebten sich

in unermeßlicher Weite ausgebreitet und wölbe sich, glühend über uns. Ihr Auge neigt sich zu uns herab, und weil ihr Auge blau ist, muß auch der Himmel blau sein.

Wo viel Poesie ist, pflegt wenig Verstand zu sein, antwortete ein anderer Kopf von griechischer Schönheit und brittischer Schwermuth (man wird mir verzeihen, daß ich nach Köpfen zähle), aber wer, wie ich, seine liebsten Pläne scheitern sah, an wessen Herz, wie an meinem, äußeres und inneres Leid zerstörend arbeiteten, wem der Becher der Freude, den er schon zum Munde führte, auch noch am Munde zerbricht — er hatte hierbei seinen Becher erhoben, ausgeleert, und setzte ihn ruhig nieder — der wird mir zugeben, daß der Himmel darum blau sei, damit die armen Menschenkinder nur ins Blaue zu sehen sich allmählig gewöhnen mögen.

Zugegeben, fiel ein anderes schwarzhaariges Haupt ein, dessen fast kannibalischer Ausdruck von Spott durch einen geheimnißvollen Zug um den Mund bis zur offenbaren Malice gesteigert wurde, zugegeben, daß viele Plane scheitern mögen, obgleich bewiesen werden kann, daß manche auch auf gebrochenem Wrack sich glücklich an's Land gerettet haben — aber weil ihr in's Blaue hineinschwatzt, weil ihr

durch Analysiren euren Genuß verkümmert, darum ist der Himmel blau geworden, er ist blau geworden aus Aerger.

Nicht aus Aerger, begann ein Vierter, der wie ein Nichtsdenkender-Stilldenker mit der ruhigsten Miene immer nur in den Himmel hinaufstarrte — nein! aus Gleichgültigkeit. Blau ist die Farbe der Beständigkeit; wo Beständigkeit ist, giebt es kein Feuer, das nur durch Reibungen entsteht; was kein Feuer hat, ist gleichgültig und kalt. Nichts ist gleichgültiger und indifferenter, als der blaue Himmel. Wie unbeweglich, wie theilnahmlos starrt er uns an! — Man sieht, daß man, je mehr man den Flaschen auf den Grund kam, desto gründlicher überhaupt speculirte. Bald wurden Lust und Laune die Spindel, um die das Gewebe der Unterhaltung hin und wieder schnurrte.

So begann denn der Fünfte, dem zum völligen Abdruck eines Satyrs nur ein gewisses Etwas fehlte, ein Symbol der Thierheit, das vielleicht unter den Kleidern versteckt lag: Ihr wißt, meine Freunde! Neublau wird zur Wäsche angewandt; Neublau dient zur Reinigung der Sterne, des Mondes und der Sonne. Eh' sie aufgehen, müssen sie in die Wäsche, daß sie geputzt und rein sich sehen lassen dürfen vor

den Augen der Welt. Der Himmel besteht aus Waschstoff, aus Neublau.

Unterdessen waren die Sterne, die wie Goldkäfer um unsichtbare Himmelsblumen schwebten, heraufgezogen. Ich hatte mich als Lauscher und unbemerkter Zuschauer höchlich erbaut; der Wirth aber schwerlich auf gleiche Weise. Denn als er seine Rechnung bezahlt zu sehen wünschte, scholl ihm in vollem Chorus folgendes Lied entgegen:

Wir flehen, als gläubige Christenleute
Und falten so innig zu Dir die Hände:
Du lieber Weingott! verleih' uns heute,
Verleih' uns Allen ein seliges Ende.

Es täuschte den Teufel wohl öftermalen,
Wer lustig gelebt und selig gestorben;
Sich selig trinken und nicht bezahlen,
Das heißt dem Wirth die Rechnung verdorben.

Schinschu in der Registratur des Marionetten-Theaters zu Pecking.

Aus dem Chinesischen übersetzt.

Wer, wenn er nicht etwa eines Bessern belehrt ist, möchte es leugnen, daß der Zeitgeist auch die Chinesen wie ein gewaltiger Riese ergriffen und aus ihrem Schlummer wach gerüttelt hat? daß sie ihrer starren Einseitigkeit entsagten? daß sie sich aufrichten, und daß seit einigen vierzehn Tagen Wunderdinge bei ihnen geschehen sind? Sie werfen, wie aus den mir zugegangenen Nachrichten vermuthet werden darf, das Ihrige von sich und nehmen das Fremde an; sie stehen mit uns in einer kryptogamischen Ehe, aber weil es eben nur Kryptogamie ist, haben wir selbst davon bis jetzt nichts gewußt. Ja! sie führen sogar statt der ausgeschnörkelten und gezackten Doppeldächer die langweiligen und monotonen Spitzdächer ein, sie lehren und lernen Griechisch und Latein, sie studiren deutsche Sitte und Kunst — kurz, man führt in China ein deutsch gemüthliches, beschauliches, in allseitigen Studien aufgehendes Leben. Oder wer widerlegt meine Gewährsmänner? Es sind keine andern, als die chinesischen Zeitschrif-

ten selbst, besonders die Peckinger allgemeine Theaterzeitung, ein geistreich redigirtes Pfennigmagazin mit Holzschnitten, auf zierlichen beigegebenen Porzellantäfelchen, worauf abgebildet ist: erstens die Art und Weise, wie man dort mit Hülfe der Dampfmaschinen die erforderlichen Stücke in größtmöglichster Eile anfertigt; zweitens, wie man, um gehörig auf das Publikum zu wirken, Arme und Beine der Marionetten in eine rastlose Thätigkeit setzt; und endlich, was für ein Mechanismus zur nothwendigen tragischen Erhebung der Stimme in den Kehlgang der für die Marionetten Sprechenden angebracht ist. Wie dieser Umschwung in die Chinesen gekommen, ob der preußische Missionair Gützlaff die Seelen der Chinesen für deutsche Art und Kunst geöffnet, ob durch die russischen Wachtposten in Kjächta, auf dem Wege eines geheimen Seelenverkehrs, unsre Ideen in China eingeschmuggelt worden, darüber wagen wir nicht zu entscheiden. Theilen wir lieber ein aus der eben genannten Theaterzeitung übersetztes Phantasiestück mit, welches als Verfasser einen Literaten erkennen läßt, der sich mit deutscher Sprache und Darstellung befreundet und zugleich mit altdeutschem Mährchenglauben und griechischer Mythologie vertraut gemacht hat. Es ist so gar wenig Chinesisches in dem Aufsatz, dagegen so viel traumhaft

Mystisches und nächtlich Körperloses, daß man darauf schwören möchte, er käme aus der Feder eines gekränkten und zumal jungen deutschen Literaten. Die echt chinesischen Namen, die darin vorkommen, beweisen jedoch hinlänglich die Echtheit des Berichtes überhaupt. Uebrigens stießen dem Uebersetzer mehrere so unbestimmte und ihrer absurden Neuheit wegen so unübersetzbare Ausdrücke auf, daß er sie in Rücksicht der Begriffsähnlichkeit frischweg z. B. mit Melodrama, Vaudeville, Partitur, Harlequinsjacke, Attractionskraft, Theaterregistratur, Zweideutigkeiten u. s. w. übersetzt hat. Um die geehrten Leser nicht irre zu führen, bemerken wir, daß gleich hinter dem ersten ihnen aufstoßenden Kolon der Aufsatz selbst beginnt, und zwar folgendermaßen:

Wenn man in dem National-Marionetten-Theater zu Pecking eine Treppe hinaufsteigt und noch eine Treppe, im Ganzen ungefähr zwei Mal dreißig schöne, dauerhafte Stufen, gelangt man in einen düsteren gewölbten Gang, der an mehreren Seitenthüren vorbei geradeswegs zu der Registratur führt, der Nekropolis des Theaters. Hier liegen in einem geheimnißvollen Spinde die geistigen Schätze verschlossen, die einer fröhlichen Auferstehung auf der Bühne selbst entgegenharren — unglückliche Kinder der Liebschaft, die ein unglücklicher Vater mit den

glücklichen neun Musen gepflogen. Hier liegen sie in der Inquisitionsstube der aburtheilenden Theater-justiz; unter sonnigern Verhältnissen geboren, zum Theil aus dem Kopf der Erzeuger gesprungen in Wehr und Waffen, trotzigen Ansehens, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters; zum Theil dem Herzblut der Einsender entquollen, wie fröhliche Maikäfer, die zur schönen Frühlingszeit aus den Erdlöchern scharenweis heraufkriechen, oder wie entlarvte Eintagsfliegen, deren Leben, Gott weiß auf welche Art! in diesem wunderbaren Spinde über den natürlichen Lauf hinaus verlängert wird, und die endlich, von dem Brillantlicht des Theaters angezogen, dem heißen Tod einer einmaligen seligen Aufführung entgegenschwärmen. Während die niedlichen Vaudevilles und die zarten Possen, diese kleinen Narrhänse in ihrer bunten Harlequinsjacke und mit der Attractionskraft ihrer liebenswürdigen Zweideutigkeiten fast früher aus dem Spinde heraus-, als in ihn hineinkommen — gehen grade die Bühnenstücke, die mit poetischem Fleisch und Blut angethanen, über in Fäulniß oder trocknen zu Mumien ein. Ein dumpfer Geruch, der in dem gewölbten Gange den Besucher anweht, zeugt von Moder, von Verwesung, Fäulniß und Würmerfraß. Wer diesem Geruch nachgeht, kann das Zimmer nicht verfehlen. Aber

nur der Dichter kennt den mit seiner Seele verwandten Duft. Hier muß, das fühlt er, etwas Hochgeistiges, ein Inbegriff poetischer Stoffe, verhauchen und in einem gewissermaßen poetischen Duft sterbend sich auflösen. Das ist der Todtengeruch der unglücklichen Lust- und Trauerspiele, der Opern- und Operettentexte, der Dramen und Melodramen, die der letzte Lebenskrampf ergriff in der Registratur des Marionetten-Theaters zu Pecking.

Im Jahre 1832, den 15. April, Vormittags 9 Uhr war es, als ein Mensch von blutjungem Ansehn, ein schön gebundnes Buch in groß Quart unter dem Arm, diese Stufen hinaufstieg. Er suchte die Registratur und spürte sie, da er ein Dichter war, an jenem Grabesgeruche auf. Sein selbstverfertigtes Trauerspiel, die Frucht seiner jugendlichen Studien, war bald abgeliefert, aber nicht so leicht der Empfehlungsbrief gelesen, der ihm von einer bedeutenden literarischen Person mitgegeben war. Der junge Mensch hatte Zeit, sich in der Stube umzusehen. Ein Schrank von einer geheimnißvollen braunen Farbe fesselte seine Aufmerksamkeit. Braun ist überhaupt die Farbe des Mysteriösen, nicht des ganz vom Licht Abgewandten, sondern des Räthselhaften, Dämmernden, des zwischen Licht und Dunkel, Sein und Nichtsein, Tod und Leben zweifelhaft Kämpfen-

den. Ein berühmter deutscher Kritiker, Ephraim Lessing, den wir Chinesen den Ehrwürdigen nennen, hat irgendwo gesagt: Ein Manuscript ist ein Wort in's Ohr, ein gedrucktes Buch eine Jedermannssage, und es ist in der Natur, daß das Wort in's Ohr mehr Aufmerksamkeit macht, als die Jedermannssage. Dichter haben ein feines Ohr: die Manuscripte in dem braunen Schranke führten eine vernehmliche Sprache. Schinschu, wie unser Dichter heißt, verstand ihr Plaudern, ihr heimliches Gezänk. Die eingesandten Operntexte mit ihren Partituren sprachen in einer halb singenden, halb recitirenden Weise; die Melodramen gedehnt weinerlich, oder in jener blutdürstigen Sprache, in welcher die Worte, während sie zwischen die Zähne sich drängen, halb abgebissen werden, so daß die zweite Hälfte wieder in die Kehle zurückschlüpft; die Lustspiele und Vaudevilles in einem sich überstolpernden Jargon der Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit, in welchem die zweite Hälfte des einen Wortes mit der ersten des andern zugleich ausgesprochen wird, und der seinen eigentlichen Sitz zwischen den lebens- und küßlustigen Lippen hat; die Trauerspiele aber bald wie gedämpfte Trommeln bei einem Leichenzuge, bald hell und ernst wie die Posaunen des Weltgerichts. Schinschu vernahm mancherlei Klagen, aber auch manche

freudige Hoffnungen. Ein humoristisches Lustspiel machte sich lustig über seine nahe bevorstehende Aufführung; ein Vaudeville trippelte freudig hin und her, weil es günstige Nachrichten bekommen; ein Melodrama hoffte auf baldige Erlösung; eine Oper sang die Rossinische Arie: „Nach so viel Leiden;" ein Trauerspiel aber, ein armes Trauerspiel, das, wie der Dichter mit Schrecken vernahm, schon mehr als ein Quinquennium gelegen, klagte schmerzlich auf, wie der an den Kaukasus geschmiedete Prometheus, wenn der Geier aus seinem Leibe die frischblutende Nahrung zu suchen kam. Endlich wurde Schinschu abgefertigt; das Empfehlungsschreiben hatte gewirkt; das Trauerspiel wurde in den Käfig gesperrt, und der Dichter nahm seinen Abschied.

Es war am 15. April des Jahres 1833, als derselbe Dichter dieselben Stufen hinaufstieg, um über sein eingesandtes Trauerspiel Erkundigung einzuholen. Derselbe Duft; derselbe braune Schrank; dieselbe Verzögerung und dasselbe Geschwätz! Die Oper sang wiederum ihr „Nach so viel Leiden;" dann recitirte sie halb in Prosa, halb in Versen, dann jubelte sie zum Finale laut auf und erzählte, daß sie seit Jahr und Tag zwar angenommen sei, daß sie deshalb täglich ihre Lieblingsarie gesungen, daß aber erst jetzt ihre Aufführung definitiv beschlos-

sen worden. Und die übrigen Stücke fingen an, das Loos der glücklichen Schwester zu beneiden, oder beklagten ihr eigenes Geschick, oder jammerten laut, daß ihre Altersschwäche ihnen doch nicht mehr erlauben werde, vor dem Publikum zu erscheinen, daß sie gebrechlich worden seien, daß der schwarze Tod unter ihnen wüthe, daß sie ihm verfallen seien, daß sie von unten auf zu faulen begännen und einer baldigen Auflösung entgegensähen. Und dabei vernahm Schinschu, wie einige Hefte sich zerblätterten, auflösten, und er fühlte den Todtengeruch stärker, als je zuvor. Mitten durch aber klang die helle Stimme des Trauerspiels. „Endlich," sagte es, „sind die Jahre abgelaufen, die meine Zurücksendung gesetzlich möglich machten; nun wird mein Herr kommen, und wird sein Recht fordern und mich zur Aufführung bringen. Dank sei es meiner leiblichen Constitution," fügte es hinzu, „und meiner handfesten Natur! sie hat ausgehalten und triumphirt über meine Gegner."

Und eine mehr geistige, als körperliche Stimme fing an im Bauche des Spindes laut zu werden in unendlichem Wohllaut. So mag Aphrodite unter den russigen Schmiedeknechten im Innern des Aetna süßtönend gesprochen haben. Schinschu erschrak; er kannte die Stimme; es war die seines eigenen Werkes — es sprach: „Glückliche Schwester Tragödie!

Du Bild ewiger Gesundheit! Du hast den Jahren getrotzt und geduldet, und Deine Duldung wird herrlich belohnt! ich aber, ein zart organisirtes Wesen, spüre schon jetzt eine Abnahme meiner Kräfte; ich erreiche das künftige Jahr nicht; ich gräme mich um meinen lieben Herrn zu Tode, der oft auf mich herab geweint hat und jetzt, bekümmert um mich Beweinenswerthe, in einer seinen körperlichen Inhalt verzehrenden Thräne herabfließen wird, daß sein geistiger Organismus übrig bleibt als einziger Rückstand seines Seins, als ein ewig weinendes Abstractum, als eine entkörperte Idee der Tragödie. Poesie ist Krankheit; wenn der Mensch krank wird, so wird er durchgeistet und der durchgeistete Mensch sieht poetische Gesichte. Und wenn die Eiche krank wird, so erzeugt sie die Galläpfel, und diese die Tinte und die Tinte die Poesie. Und wenn die Muschel krank wird, so erzeugt sie die Perle; die poetischen Gedanken sind Perlen, kranke Producte einer fieberhaft kranken Anspannung der Seele."

„Preise mein Loos nicht glücklich!" antwortete die bejahrte Tragödie. „Ich werde mich in die Stille meines alten Behälters zurückwünschen. Es wird mir zu Muthe sein, wie dem seit früher Jugend in den Brunnengefängnissen zu Venedig eingeschlossenen Unglücklichen, der endlich, im achtzigsten

Jahre befreit, wie ein Träumender an das Licht und in die fremde Menge hinausschwankte, der das in seine verdunkelten Augen ungewohnt stechende Licht nicht ertragen konnte und in die ihm liebgewordene Kerkerstille sich zurücksehnte. Dem Publikum aber werde ich während der inquisitorischen Untersuchung ergrautes Trauerspiel wie ein fremdes, aus der Nacht des Truges und Spukes heraufgestiegenes unverständliches Wesen erscheinen."

„Ach," sagte Schinschu's Trauerspiel, „man hat oft meinem Schöpfer vorgeworfen, warum er nicht lieber ein Lustspiel, oder ein Kabinetsstückchen, oder ein Charaktergemälde in Miniatur, mit geschichtlichen Halbwahrheiten untermischt, angefertigt habe. Ein seltsamer Vorwurf! Frage man doch den Homer, warum er nicht lieber leichte und gottlose Lieder von Wein und Liebe gesungen, als so ein ewiges, langlebiges Heldengedicht, wie die Iliade. Ja! Die Welt ist gesund worden und hat sich in baare Prosa umgewandelt. Man sucht nur nach den Goldadern materiellen Gewinns. Die dichterisch phantastischen Gestalten alle sind ausgezogen, wie die Götter nach Aegypten vor den Giganten, und haben sich in Thiergestalten verwandelt, in gemeinnützige, zahme und dienende Hausthiere. Wo sind die poetischen Greife, die ehemals tiefliegende Schätze

bewachten, und die kleinen zwerghaften Berggeister und Gnomen, die kecken Däumlingsgebilde der Phantasie, die das Gold im Innern der Erde abstäubten und säuberten? Mit diesen haben unsre Menschen um ihre Schätze nicht mehr zu ringen. Sie schöpfen den Gewinn auf der Oberfläche, nachdem sie den Schaum der Poesie, woraus die Göttin der Schönheit ward, vorlängst schon abgeschöpft."

Während Schinschu mit verhaltnem Odem seinem erzürnten Trauerspiele zuhörte, wurde er endlich benachrichtigt, daß sein Stück nächstens zur Beurtheilung kommen werde. Es seien jetzt eingeliefert: zwölf Melodramen von Thing-Thang (dem chinesischen Scribe); zwölf Lustspiele von eben demselben; zwölf Vaudevilles von eben demselben; drei erschreckliche Charakterstücke von Kong-Ti (dem chinesischen Victor Hugo); drei desgleichen Trauerspiele von Kong-Ti; drei desgleichen Hof- und Sittengemälde von Kong-Ti. Seien diese erst aufgeführt, dann stände, wenn sonst nichts dazwischen käme, der Lesung seines Stücks nichts Besonderes mehr entgegen, mit Ausnahme einiger Possen und Vaudevilles, die doch billig zuerst berücksichtigt werden müßten. Er müsse nur Geduld haben. Und Schinschu hatte Geduld und entfernte sich getröstet.

Ungewißheit ist der eigentliche Tod im menschli-

chen Leben, ein schwarzer Punkt, der, so lange jene dauert, sich fortsetzt und zu einer langen, dunkeln und starren Linie wird. Da aber Schinschu, wie gesagt, Geduld hatte, hoffte er von Woche zu Woche. Seine Poesie starb darüber hin, er dichtete nichts mehr; aber er gewöhnte sich an seinen Halbzustand; er wurde gegen Alles, auch gegen das Loos seines Stückes, gleichgültig. Als aber der 15. April des Jahres 1834 kam, da zog es ihn wie mit eisernen Zangen. Er mußte seinen gewohnten Gang thun nach der Registratur des National-Marionetten-Theaters. Eine böse Ahnung erdrückte ihn fast in der dunkeln Halle und preßte Blutstropfen aus seinem Herzen, die in seinen Augen zu Thränen sich auswässerten. Er trat in die Stube; er konnte nicht sogleich abgefertigt werden, er setzte sich auf einen Stuhl. Der Todtenduft war diesmal höchst bedenklich geworden und fiel auf seine Nerven betäubend, tödtlich. Er hörte sein Stück jammern; es lag im Sterben; das lange Warten hatte seine zarte Natur überwältigt; es war in der Auflösung begriffen. Aber es klagte weniger seiner selbst wegen, als um den Dichter. „Mein armer Herr! — getäuschte Hoffnung; — vergebliches Streben, vergeblicher Fleiß! — er wird sterben, wie er gelebt — in Thränen.“ Das waren seine letzten

Worte. Und Schinschu weinte, und alle Bühnenstücke, die sein Trauerspiel, weil es so gutmüthiger Natur war, liebgewonnen hatten, fingen an unter einander wirr zu reden und sich zu rütteln, und sie klagten und jammerten laut. Es ging dem Schinschu jetzt, wie auch wohl sonst; er schläft am festesten, wenn ein verwirrter und unverständlicher Lärm seine Sinne lähmt, z. B. wenn ein beliebter Schauspieler tobt und seine Stimme zum Zerreißen anstrengt. Er schlief auf seinem Stuhle ein. Da sah er im Traum den Spind sich aufthun und hervortreten die Helden alle, die in seinem Stücke handelten, und sah sein Trauerspiel aufführen, sichtbarlich, in vollendeter Schönheit; und die übrigen Stücke wollten es auch so gut haben und mischten sich darein, — das gab ein gar buntes phantastisches Gewirr. Das Lustspiel spielte mitten in das Trauerspiel hinein, und dazwischen sangen die Opern und Operetten, und die melodramatischen Personen bluteten und machten bluten; die Vaudevilles aber trippelten und wisperten und kicherten, wie naive, vorlaute, junge Mädchen, und die Idee eines Ballets, ein einem steilrecht stehenden Beine horizontal anliegendes Bein, streckte durch das Gewirr und Gerühre sich drohend hindurch, und das sah Alles aus, wie ein ungeheures, in einander geknäultes

Gemengsel von dunkeln Würmern und farbigen Insecten mit bunten Flügeldecken und verflochtenen Fühlfäden, so daß eins an dem anderen unauflöslich fest hing. Dann erhob sich wiederum der Spind gegen ihn graunvoll wie ein Riese mit ausgespreizten Armen und wollte ihn bedecken. Aber er wurde zu der Larve der Melpomene, und Melpomene hatte ganz die Augen der verstorbenen Tragödie, die sehnsüchtig brennenden, und dieselben von der Glut der Geschichte hochgerötheten Wangen und dasselbe von der Phantasie entlockte lang nachschwimmende schwarze Haar. Und sie war mit einem Lorbeerkranz geschmückt und beugte sich gegen ihn und wollte ihn umfangen und küssen und — —

Ich erwachte. Das Ganze war ein banger, böser Traum gewesen. Ich war der Schinschu selbst, aber ich heiße eigentlich Yintsong. Die Wirklichkeit hat bis jetzt mit jenem Traume nichts gemein. Yintsong hofft, es werde, was Schinschu geträumt, sich nicht erfüllen; es werde vielmehr das Marionetten-Theater sein Stück in das gehörige Licht setzen, ich will sagen zur Aufführung bringen. —

Hiermit nimmt auch der Uebersetzer von dem Leser Abschied. Im Uebrigen wünscht er, daß Dein Leid, lieber Leser! Dir nicht anders erscheinen möge, wie solch ein Traum. Nur ein Traum ist im Stande,

die Augenblicke der kurzen Spanne Zeit, welche wir Leben nennen, in eben so viele Jahre auszudehnen. Das Leben läuft wie eine bange Zähre langsam herab und verliert sich im Sande des Grabhügels; ja! auch die Thränenfurche Erinnerung, die es zurückläßt, wird aus den Gemüthern der Menschen bald gewaschen sein durch die Platzregen und stürmischen Nächte ihres diesseitigen Daseins.

Eine chinesische Klein-Kindertragödie.

Nach den Berichten der allgemeinen Pekinger Theaterzeitung zusammengestellt.

Wir freuen uns, in den neuesten Blättern der allgemeinen Theaterzeitung von und für China einige Mittheilungen gefunden zu haben, die ihres allgemeinen Interesses wegen einer Rückübersetzung in's Deutsche nicht unwerth erscheinen.

Zuvörderst einige Bemerkungen über die jetzigen Theaterverhältnisse in China! — Auch den Pekingern geht nichts über das Theater. Etliche Anlagen vor den Thoren abgerechnet, ist das Theater dasjenige Institut, welches alle Gesellschaften in einer wirbelnden Kreisbewegung erhält. Man hatte früher einige allgemeine Interessen, z. B. Staatsangelegenheiten, öffentliche Versorgungsanstalten, Armenschulen und wissenschaftliche Hypothesen; ja, man stritt sich sogar über das Weitergehn, oder Nichtweitergehn, d. h, ob man ein gebildetes Winkelvolk bleiben, oder ein ungebildetes Weltvolk werden wolle. Endlich warf man sich, nachdem man auch der Confuciomanie entsagt hatte, aus Verzweiflung

auf griechische Verbalformen, lateinische General-Genus-Regeln, deutsche Romantik und vorzüglich auf inländische Schauspielkunst, die aber als eine inländische nicht weit her war.

Man hatte bis jetzt in China nur Marionettentheater, die unter den Auspicien des Kaisers, welcher sich den einzigen Beherrscher der Welt und den Sohn des Himmels nennt, in kräftiger Lebensfülle blühten. Jede Marionette hatte ihren stellvertretenden Schauspieler, jeder Schauspieler seinen Kritiker, jeder Kritiker seine Zeitschrift, worin er seine tiefen Gedanken niederlegen konnte. Das stimmführende Journal war bis dahin die Ober-Hof-Postamts- und Staatszeitung, auf Foliobogen gedruckt, und von Schriftstellern, die nicht selten in die Quere gingen, redigirt; es war also ein Zeitungsblatt in Querfolio. In der letzten Zeit trat, von einigen Mandarinen und Großen des Reichs begünstigt, die allgemeine Pekinger Pfennigs-Theaterzeitung von und für China mit der Hofzeitung in Opposition. Sie nennt sich die allgemeine, weil sie die Leistungen aller Puppentheater in China und aller Menschenbühnen außerhalb des Landes mit gleicher Liebe beurtheilt, ihr Urtheil auf die Kunstregeln der Griechen basirt, und diese wiederum in Vergleichung bringt mit den zur Zeit geltenden Gese-

tzen der brittischen, französischen und deutschen Bühne. Sie will aus Allem das Beste auswählen, läßt aber neben dem Schiller leider den Angely und neben dem Shakspeare das französische Melodrama nicht gelten. Sie sagt mit Tieck: „Durch das Pariser Melodrama das jetzige Theater verbessern, heißt, den mit Schierling Vergifteten mit Arsenik kuriren.“ Sie meint, wenn man das Publikum zwänge, heute den Shakspeareschen Lear und morgen eine Angely-sche Posse zu genießen, so sei entweder das Eine, oder das Andere eine grobe Zumuthung. Ihre Hauptgrundsätze sind: die Bühne sei zugleich eine Bildungsanstalt! sie helfe die Leidenschaften reinigen, nicht nähren! den Geschmack befördern, nicht unterdrücken! hauptsächlich gebe sie Menschen, statt der Puppen! Fleisch und Blut in Gedicht und Darstellung, statt des saftlosen Holzes! geistige Regsamkeit, statt des todten Maschinenwerks!

Es handelt sich also bei ihrer Opposition um nichts Geringeres, als um die Realisirung ihres Lieblingswunsches, — sie will die Marionettentheater verdrängen und Menschentheater einführen, — sie will es endlich bis zur Thierdarstellung und bis zum Hunde des Aubry bringen; denn wo der Mensch endigt, sagt die Zeitung, da fängt das Thier an. Hier hat die Kunst ihre äußerste Grenze und folg-

lich das Höchste erreicht. Sie verleugnet sich im Thierischen; in der Selbstverleugnung beruht aber zum Theil der Werth eines Künstlers. Ein Thier ist auf dem Theater nur das Symbol, der versteckte Repräsentant einer Menschengattung. Die Aegypter bildeten ihren Anubis, der ein Gott war, mit einem Hundskopf. Der Mensch unterhalb wird nämlich bei Kynoskephalä (Hundskopf) von der Gottheit geschlagen. Auf dem Theater wird zuweilen die ganze Person kynisch, und so ein Hund des Aubry ist nichts als der Hundskopf des Anubis, der seine göttliche Natur bis zur Schwanzspitze verlängert und ausdehnt.

Die Pekinger allgemeine Theaterzeitung betrachtet dem zufolge die Menschendarstellung nur als eine Uebergangsstufe; und die chinesische Bühne steht leider noch nicht einmal bei dem Menschen, sondern beim Holze. Aber aus dem Holze wird sich das Menschliche entwickeln, wie die ionische Marmorsäule aus dem abgeschundenen Holzpfahl; endlich wird aus dem Menschlichen das Nichtmenschliche, das Thierische und alles Dasjenige hervorgehn, was einen Beisatz vom Thiere hat, oder stumm ist wie das Thier, wie z. B. die Ballette, die bloße Pantomime, die lebenden Bilder u. s. w. Das Thierische macht, wie wir eben gesehen haben, einem

menschlichen Rumpfe als Spitze, Kopf, oder Mütze aufgesetzt, den verehrungswürdigen ägyptischen Gott Anubis.

Die hohen Gönner der Zeitung, ihre Redakteure und Mitarbeiter traten zusammen und beriethen sich über den Weg, auf dem eine allgemeine Umgestaltung der chinesischen Theaterverhältnisse erlangt werden könne. Der junge Literat Yint-song erhielt den Auftrag, zu diesem Zweck ein Theaterstück zu componiren. Es wurde nach mehr als zweijähriger Zögerung angenommen. Es ist dasselbe Stück, von welchem Yint-song den bösen, schweren Traum hatte, den ich kurz vorher mittheilte, und den die Leser entweder gelesen, oder nicht gelesen haben. Yint-song hat seitdem die Würde eines Han-Lin erhalten, welches ungefähr so viel bedeutet, als Akademiker oder Doctor der Philosophie. Auch darf er an seiner Mütze jenen Rubin als Knopf tragen, der die Mandarinen zweiter Klasse kenntlich macht. Wie die Perle an der Mütze des Kaisers ungefähr den schwarzen Adlerorden bezeichnet, so gilt jener Rubinknopf an der konischen Mütze eines Mandarinen ungefähr so viel, als bei uns der rothe Adlerorden zweiter Klasse.

Diese Oppositionspartei, das junge China genannt, unterließ nicht, ihren mit Anstrengung aller

vereinten Kräfte errungenen Sieg, den Sieg des Fleisches über das Holz, nach allen vier Weltgegenden bekannt zu machen. Die hundertste Nummer der Theaterzeitung vom vorigen Jahr hat eine Holzschnittbeilage, worauf eine viereckige Wolke abgebildet ist. An jeder der vier Ecken sitzt ein chinesischer Erzengel, welcher in eine lange Trompete bläst. Darunter steht gedruckt zu lesen: Sieg des jungen China! Der dazu gehörende Aufsatz aber fängt nach Art unsrer Buchhändleranzeigen folgendermaßen an:

„Einem lange gefühlten Bedürfniß unserer Nation ist abgeholfen. Menschliche beseelte Wesen werden die hölzernen Gliedermänner und Gelenkpuppen vom Schauplatz verdrängen! Eine neue Aera beginnt! Das Theater wird von unten auf reorganisirt werden! Wir tragen die alte Zeit zu Grabe.“

„Wir Endesunterzeichneten, Mitglieder des Comité's für die Menschwerdung der Bühne, haben das Bedürfniß der Nation begriffen; aber Seitens der Altzeitler, der Anhänger des ancien régime, begriff man uns nicht! Man nannte uns das junge China, die ewig widerbellende Opposition, die nie pro und nur contra belle. Die Privilegirten sprachen von einer Niederlage, wenn wir ein neues Mitglied an uns zogen, von einem Siege, wenn uns

irgend ein Mitglied abtrünnig ward. Dadurch kamen Zerwürfnisse, Feindschaften und Reibungen. Als eine ungesetzliche Opposition überall verketzert, bildeten wir uns zu einer systematischen, gründlichen, fixen Opposition aus, die eben so wenig den Privilegirten nachgeben wollte, als diese ihr. Wir hatten zuletzt eine stolze Freude daran, überall nur contra und nie pro zu bellen. Dadurch, daß man uns Opponenten nannte, wurden wir mit Gewalt in die Opposition hineingetrieben und zu Radicalen gemacht, zu den hoffnungsvollen Wurzelfaserchen einer glücklichern Bühnenzukunft."

„Aber wer die Macht hat, hat auch das Recht. Wir drangen auf keine Weise durch und sahen uns zuletzt veranlaßt nachzugeben. Noth lehrt nicht beten, aber sie macht Schlauköpfe und Sophisten. Wir brachten Menschen auf die Bühne, welche nicht viel mehr waren, als die vormals allein geltenden Holzpuppen. Aber es waren doch Menschen, künstlerische Embryos, halb stumme, halb überlaute Repräsentanten der Kunst. Wir gingen vom Kleinsten aus; wir fingen bei den unreifen Kindern und den Säuglingen an, die erst Menschen werden sollen."

„Unserm lieben Yint-song, Mitgliede unserer Corporation, trugen wir auf, eine Kindertragödie in regelrechten Jamben zu schreiben, mit einigen einge-

legten Balletscenen, in denen erwachsene Jungfrauen, in Tricot gekleidet, sich als badend produciren sollten. Gegen dieses Experiment erhob sich in unsrer Gesellschaft selbst ein bedeutender Widerspruch. Die Aesthetiker schauderten vor den Kindern zurück. Das hieße die Kunst entheiligen, sagten sie. Man würde um nichts besser daran sein. Man brauche für ein Kind eben so gut einen Vormund, wie für eine Marionette. Und wenn man die Kinder für sich allein wolle sprechen lassen, so würde das nur ein eingelerntes Plaudern, nimmermehr eine Recitation, nimmermehr ein künstlerischer Vortrag sein. Der Künstler müsse mitfühlen, das könne ein Kind nicht; er müsse zugleich seine Individualität verleugnen, das könne ein Kind eben so wenig. Was würde der Geist des Sophocles dazu sagen, wenn er einmal aus dem Hades emporstiege? Der gebildete Grieche habe mit Kindern auf der Bühne nicht um sich geworfen; er habe sich gescheut, die Kunst mit fremdartigen Elementen zu versetzen."

„Die Verständigen und Empiriker sagten dagegen: Es kommt in der Kunst Alles darauf an, daß der Schein der Wahrheit wo möglich erreicht wird, und daß die Kunst in der Natur aufgeht. Dieser Forderung wird aber das Individuum am ersten genügen, welches man aus der Kinderstube und vom

Murmelspiele wegnimmt. Hier ist keine Kunst, sondern die reine Natur. Hat man erst ein Schauspiel für Kinder eingerichtet, so wird der Säugling gewiß eben so trefflich in das Ganze eingreifen, wie die erwachsenen Personen, die oft auch nur eingelernt sind in das Ensemble der für sie ausgearbeiteten Stücke. Ein Säugling wird es gewiß an Natürlichkeit des Spiels nicht fehlen lassen und darin die Exsäuglinge sogar übertreffen. Auch bleibt es dem Theaterschreiber unbenommen, auch solche Kinder auf die Bühne zu bringen, die schon für sich allein sprechen und nicht bloß schreien; solche, die vielleicht schon dreizehn oder vierzehn lange Schritte, den Schritt zu einem Jahr gerechnet, in das Leben hinausgethan haben. Uebrigens hat Schiller durch seine kleine Klara Eugenia, die im Don Carlos mit rühren hilft, dieselben Principien gebilligt, und Raupach in seiner winzigen, mikroskopisch kleinen Albina das Möglichste in diesem Genre der Kunst erreicht. In seinem „Bettler" hat er sogar zwei jugendliche Repräsentanten der kindischen Natürlichkeit aufgestellt, die eine Zeit lang auf dem Theater allein agiren und als nachahmungswerthe Muster rührenden Edelmuths und großartiger Gesinnung uns Allen zu empfehlen sind. Endlich — wenn man Kin-

derbälle und Kinderballette hat, — warum soll man nicht auch Kindertragödien haben?"

„Andrerseits wandten die Moralisten ein: Es handelt sich hier um den moralischen Untergang von Individuen. Kinder auf die Bühne bringen, heißt, sie verderben. Der chinesische Hans Michel, wie der deutsche, staunt ein solches Kind an wie ein Wunder, und muß seine Verwunderung laut werden lassen. Der gespendete Beifall aber unterdrückt den zukünftigen Künstler, der vielleicht in dem armen Kunstwürmchen steckt, schon in der Geburt. Es ist mancher Künstler für die Kunst, mancher Mensch für das Leben verloren gegangen, weil die lieben Muhmen und Basen alle kindliche Natur aus dem Kinde herausgestreichelt und geschmeichelt, Gefallsucht und Eitelkeit an die Stelle unbefangner Naivetät gesetzt haben. Man stürzte den Gott im Menschen und richtete Zerrbilder als Götzen in ihm auf. Was das zweite Experiment, die in Tricot badenden Mädchen, betrifft, so heißt das, den Menschen versuchen und einen Teufel an die Wand malen, den man so leicht nicht wieder auslöschen kann. Was der Gottesdienst am Tage im Menschen ausbessert und aufbaut, das reißt nun das Theater am Abend mit frevelnder Hand zu Boden. Die Kunst hat zwei Hände und zwei Verrichtungen. Mit der einen

Hand soll sie die unreinen Begierden allmählig hinabdrücken in die Tiefen des leiblichen Organismus, woraus sie erwuchsen, mit der andern die edlen Leidenschaften allmählig heraufziehen an die Lichtregion der Seele, wohin sie gehören. Keineswegs soll sie hauptsächlich und ausschließlich der Sinnlichkeit schmeicheln und unterthan sein."

„Gegen den letztern Punkt wandten die Empiriker und Rationalisten ein: Durch die Aufregung der Sinnlichkeit wird der ungebildete Mensch für den Genuß der Kunst selbst empfänglich und reif gemacht. Der Zweck heiligt in vorliegendem Falle die Mittel. Die im Sinnlichen schwelgende Kunst ist, wie der Caduceus des Merkur, gleichsam mit zwei Polen, einem negativen und einem positiven, versehen. Jener schläfert ein, dieser weckt um so eindringlicher wieder auf; jener zieht von der Kunst ab, dieser zieht um so mächtiger zu ihr hin."

„Die Moralisten und Aesthetiker wurden überstimmt. Yint-song schrieb seine Kindertragödie und überschickte sie der Verwaltung des National-Marionettentheaters zu Peking; Alle stimmten für die Annahme des Stücks, aber aus verschiedenen Gründen. Die Einen sagten, man möge es auf die Bühne bringen des Versuchs und der Neuheit wegen; die Andern aber empfahlen die Annahme, weil

sie hofften, das Stück werde keinen Erfolg haben, und dadurch das junge China für immer von ähnlichen Zumuthungen abgeschreckt werden.“

„Der günstige Erfolg ist allgemein bekannt. Die Kindertragödie lebt in Aller Herzen. Der Vater des Reichs, der Sohn des Himmels, hat Geschmack daran gefunden, und uns Mitgliedern des jungen China ein Privilegium für das Unternehmen zugesichert. Wir haben Menschen auf dem Theater und, was das Beste ist, in unserm Büreau einige Kinderstücke vorräthig.“

„Unsern auswärtigen Lesern glauben wir noch einen Bericht über die Einrichtung des Stückes schuldig zu sein.“

„Es hat eine moralische Tendenz. Jedermann kennt die unmenschliche, unter uns gangbare Sitte, neugebornen Kindern einen Kürbis um den Hals zu binden und, indem man sie in einen Strom wirft, dem Flußgott zu opfern. Gegen diesen empörenden Gebrauch ist die Tendenz des Stückes gerichtet. Sein Titel heißt: Der neue chinesische Herkules. Fünf Akte, Musikbeilagen, prächtige Aufzüge, Tänze und Ballette machen es zu einer der interessantesten Erscheinungen neuester Zeit. Alle Künste sind darin dergestalt vermischt und zusammengeleimt,

daß man keine für sich allein heraus erkennen, keine absondern kann, ohne die andern zu zerreißen."

„Der Vorhang geht auf. Es eröffnet sich ein anmuthiger Prospectus auf einen sanft dahinrauschenden Fluß. Verschämte Mädchen baden sich darin, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die Spiegelglätte des Flusses, oder die Reinheit der Mädchengesichter, die sanften Wallungen der Fluth, oder die wellenförmigen Bewegungen der jungfräulichen Glieder, die vollkommene Klarheit des Gewässers, oder die scheinbare Durchsichtigkeit des Tricots. Es sind indische Bajaderen, die man sich mit vielen Kosten vom Ganges her verschrieben hat. Plötzlich schreit ein Kind im Schilf, — die Bajaderen werden aufmerksam; es schreit zum zweiten Mal, — die Bajaderen fangen an unruhig zu werden; es schreit zum dritten Mal, — die Bajaderen steigen aus dem Bade und fangen an im Schilfe zu suchen; das Kind schreit noch immer, und als es, den Kürbis am Halse, gefunden wird, noch einmal so stark. Unter den angenehmsten Gruppirungen der Mädchen und immerwährendem Schreien des Kindes fällt der Vorhang. Ende des ersten Akts und musikalisches Intermezzo. Die metallenen Hohlkessel, unsre chinesischen Pauken, machen einen großen Eindruck."

„Der zweite Akt beginnt mit dem immer noch

schreienden Kinde. Unter der Begleitung schlagfertiger Pauken, unter dem Klange mannigfaltiger Blechinstrumente, auf deren Gebrauch die zauberische Wirkung der neuern italiänischen, so wie der chinesischen Musik hauptsächlich beruht, tanzen die Bajaderen um das Kind herum und suchen es zu besänftigen. Sie scheinen sich über die künftige Erziehung des Findlings zu unterhalten und drücken ihre Begriffe in anmuthigen, allgemein faßlichen Tanztouren aus; denn diese Bajaderen sprechen nur mit den Füßen. Eine von ihnen hält dem Kleinen allerlei porzellanenes Spielzeug vor, eine andere ein gläsernes Gefäß voll Kiug-giu's (Gold- und Silberkarpfen), und eine dritte erbietet sich pantomimisch zu dem hier noch sehr nothwendigen Ammenamte. Mit dieser freundlichen Wendung schließt der zweite Akt, während die Musik fortgeht und allmählig einen tragischen, sensiblen Charakter annimmt."

„Dritter Akt. Es treten auf ein Knabe von vierzehn und ein Mädchen von dreizehn Jahren, die in sehr gebildeten Jamben sprechen. Sie kommen, um ihren kleinen ausgesetzten Bruder im Schilfe zu suchen. Es entwickelt sich eine höchst rührende Scene des Edelmuths. Der Bruder will die Schwester nicht in das Schilf lassen, damit sie sich nicht erkälte und den Schnupfen bekomme; aus gleichem

Grunde hält die Schwester ihren Bruder zurück. Endlich springen Beide zu gleicher Zeit ins Wasser, finden ihren kleinen Bruder nicht, kommen betrübt und naß heraus und wollen ihn im Hoang-ho (dem gelben) oder, wenn er dort nicht zu finden wäre, im Jant-se-kian (dem blauen Fluß) suchen gehn. Kaum sind sie hinter den Coulissen verschwunden, so erheben sich aus dem Strome sämmtliche Flußgötter China's in grotesk-phantastischen Costümen, unter der Begleitung einer geisterhaften Musik. Es sind Holzpuppen, die man, um die Anhänger des alten Systems für sich zu gewinnen und die für die Marionetten sprechenden Schauspieler nicht ganz außer Thätigkeit zu setzen, in den neuen Zustand der Dinge herüber genommen hat. In wohlgesetzter Prosa beklagen sie sich über die chinesischen Kinder, deren fortschreitende Bildung ihnen über den Kopf wachse und den alten Göttern Gefahr drohe. In einem langen Prachtzuge, unter marschähnlicher Instrumentalbegleitung, umkreisen sie sodann das Theater und verschwinden, um den blauen und gelben Fluß gegen den drohenden Anfall des Geschwisterpaares zu schützen."

„Vor dem vierten Akt hört man hinter dem Vorhang ein klägliches Geschrei, dessen Grund, nachdem man den Vorhang aufgezogen, in dem blendenden Brillantlicht des Theaters offenbar wird. Zwei

Dutzend Kinder liegen in den Fluthen des Hoang-ho, alle einen Kürbis um den Hals, und können aus gewissen physikalischen, hier gleichgültigen Gründen nicht ertrinken. Die begleitende Musik ist so harmonisch eingerichtet, daß die Dissonanzen des Kindergeschreies in der Harmonie des Ganzen aufgelöst werden. Das Theater füllt sich mit Knaben und Mädchen von verschiedenem Alter an, die alle ihre im Wasser liegenden kleinen Brüder und Schwestern zu suchen kommen. Ihre Jamben fallen sehr angenehm in's Ohr, und mit theatralischem Anstand wissen sie die zappelnden Kleinen aus der Fluth zu befreien. Rührend ist die Verzweiflung der beiden Geschwister aus dem dritten Akt, die allein ihr armes Brüderchen nicht haben finden können, bis die Bajaderen im badenden Zustande auf dem gelben Fluß angeschwommen kommen und den Säugling, wie einst die griechischen Nymphen den Melicertes, aus dem Wasser emporhalten. Alle gehen ab unter allgemeiner Freude, um auch die in dem großen See Tong-ting-hou liegenden Opfer des grausamsten Aberglaubens zu befreien. Die Flußgötter kommen nun zu spät, haben sich ungeberdig und ziehen den Kindern Rache drohend nach."

„Eine tragische Musik leitet den fünften Akt ein. Der Vorhang geht auf. Man sieht den herr-

lichen See Tong-ting-hou vor sich, über dessen einen Arm jene Brücke von 91 Bogen führt, von welcher ein Engländer sagte, sie sei ohne Ende. In weiter Ferne sieht man die Doppeldächer der Stadt San-tschou-fou emporragen. Das Geschrei ist auf dem Theater darum so stark, weil der See von kleinen ausgesetzten Kindern wimmelt. Die chinesischen Knaben und Mädchen, deren Anzahl lavinenartig ins Unglaubliche angewachsen ist, versammeln sich rings um den See und holen die kleinen Halb-Embryone heraus. Darauf nehmen sie sämmtlich den Titel: „die Befreier" an, verwünschen mit tragischem Pathos die chinesischen Gesetze, und treten zu einem den Umsturz der Justiz bezweckenden Nationalconvent zusammen. Das Reich ist in Gefahr, als plötzlich die Flußgötter mit wildem Geheule hereindringen. Die Kinder schweben in Todesangst. Ein Vermittler, ein versöhnendes Princip, ein Deus ex machina thut Noth. Es erscheint der aus dem Philoktet des Sophokles ins Chinesische übersetzte Herkules — eine kolossale Holzpuppe, in deren einzelnen Gliedern ebenfalls kleine Kinder stecken. Durch das Geschrei, das diese Kleinen im Innern erheben, gewinnt die Figur an Großartigkeit, und macht so einen merkwürdigen Effekt. Herkules steckt die Kinder, um sie vor der Wuth der Flußgötter zu schützen, eins nach

dem andern in seine Taschen, die wie große Mehlsäcke zu beiden Seiten an ihm herunterhängen. Sodann weist er ein großes Dokument mit kaiserlichem Siegel vor, wodurch der grausame Gebrauch der Kinderopfer bis auf unbestimmte Zeit hinaus aufgehoben wird, — und die Flußgötter stürzen sich mit wilden Geberden, unter tobender Musik, in die aufbrausenden Wellen des Sees Tong-ting-hou."

„So viel ist gewiß, — die Kinder, besonders die Säuglinge, spielten mit einem Aufwande von Natürlichkeit, brachten ein höchst wirksames Ensemble hervor und wurden fortdauernd beklatscht. Obgleich keins unter einem Monat und keins über vierzehn Jahr alt war, so konnte man doch in allen eine mehr oder weniger bedeutende künstlerische Anlage wahrnehmen. Einige von den älteren rief man selbst mitten im Spiel heraus, wenn sie eigentlich schon heraus waren; das ganze Stück wurde mehrere Male hinter einander da capo gerufen und gespielt. Der Künstler entwickelt sich aus den Windeln, wenn auch sein ganzes Leben hindurch Einiges vom Kinderzeuge an ihm hängen bleibt. Dies ist der Zweck unserer Bühneneinrichtung. Wir werden diese Kinder vor uns wachsen sehen, und unsere Stücke werden mit ihnen wachsen und dem jedesmaligen Zustand und Alter der Mitglieder angepaßt

werden. Für jetzt befindet sich die Kunst noch in der Klein=Kinderschule und im Elementarunterricht. Yint=song hat ein historisches Stück bereit liegen, welches aber, weil ein Greis darin auftritt, erst dann gegeben werden kann, wenn irgend ein Mitglied unsrer Bühne mit Ehren zu grauen Haaren gekommen ist. An diesem Beispiele kann man sich von der langsamen, aber gründlichen noch zu hoffenden Fortbildung unsrer Bühne überzeugen."

„Uebrigens können wir zum Vergnügen der Zuschauer versichern, daß die abgehenden männlichen Mitglieder jederzeit nur durch weibliche ersetzt werden sollen, so daß zuletzt selbst die schnurrbärtigsten Mannsrollen in zarten Jungfrauen ihre künstlerische Verklärung finden dürften. Wir haben aus Deutschland her vernommen, daß es keinen rührendern Anblick gebe, als einen prinzlichen Delinquenten köpfen zu sehen, in welchem das zarte Gebilde einer berühmten trefflichen Künstlerin wie ein süßes Räthsel, wie ein eleusinisches Geheimniß verborgen sei. Umgekehrt ließ man zu Sophokles's und Shakspeare's Zeit nicht einmal weibliche Rollen von Weibern spielen, und das Theater war dennoch im blühendsten Zustande. Der pikante Gegensatz aber, der auf der männlichen Kleidung außen und der weiblichen Figur innen beruht, hat etwas so Ueberwältigendes und

doch so sanft an das Herz sich heran Schmeichelndes, daß wir mit unserm Vorhaben nur einem tiefgefühlten Bedürfniß unsrer Zeit abhelfen werden. Wir geben nicht ein Königreich für ein Pferd, wie Richard, aber wohl ein ganzes männliches Personal für ein Weib in männlichen Kleidern."

So weit der Bericht. Es folgen die Unterschriften. Das gesammte junge China hat sich unterzeichnet. Wie es heißt, sollen auch unter uns Emissaire dieser Propaganda im Geheimen thätig sein.

Ludwig's XIV. tägliche Lebensordnung.

Ich fürchte, indem ich an das langweilige häusliche Leben Ludwig's XIV. gerathe, selbst ein wenig langweilig zu werden. Hat der Schriftsteller seine verschiedenen Farbentöpfe, wie der Maler, um seinen Pinsel darein zu tauchen, so wird er hier die brennenden, gesättigten, bunten Farben nicht anwenden können. Keine Nüancen! kein Helldunkel! kein Gegensatz zwischen Schatten und Licht — überhaupt kein eigentliches Colorit! vielmehr ein monotones aschfarbenes Grau, worin sich der eine Tag ausnimmt wie der andere, in trockener Einfärbigkeit. Die Etikette ist der Pendel, der in ewiger Gleichmäßigkeit das Leben Ludwigs, wie eine wohl eingerichtete Uhr, in Bewegung setzt. Ihr meint, dieser gewaltige Herrscher sei glücklich gewesen? Wir wollen sehen, indem wir den Angaben des St. Simon folgen.

Die schweren Vorhänge von Damast gestatten den Sonnenstrahlen nur mit Mühe einen Zugang in das Schlafgemach des Königs. Es ist so schwül, so drückend, so öde hier, und bereits acht Uhr Morgens; man spürt am Duft des Zimmers, es wird

heute einen einförmigen Tag geben. Der Kammerdiener erhebt sich, langsam und vorsichtig, lispelt sein Sire! und weckt den gekrönten Schläfer. Man kann wohl voraussetzen, daß Ludwig der Etikette gemäß sich emporgerichtet und mit Anstand seine verschlafenen Augen und den jedes Gähnen unterdrückenden Mund öffnet. Sodann erscheinen der erste Leibarzt und Wundarzt, denen Ludwig seine Glieder willig preis giebt, um sie reiben und sich ein reines Hemd anziehen zu lassen. Den beiden Herrn folgt die Amme, um den König nach altem Gebrauch zu küssen. Es ist wahr, daß die Rechte der Etikette mit einem solchen Kusse schwer genug erkauft sind. Nun erscheinen die Herren vom ersten Zutritt, deren einer ihm das Weihwasser reicht und ein Büchlein, dessen Inhalt in möglichst kurzen Gebeten besteht. Entweder fürchtet Ludwig, durch längere Gebete sich selbst, oder seinen Herrgott, den er verehrt, zu ermüden. Nachdem diese Ceremonien vollbracht sind und die Lippen vom Gebete ausruhen, empfängt Ludwig, bereits mit dem Schlafrock bekleidet, die Herren vom zweiten Zutritt, und sodann Jedermann — ein aufmerksames Publikum, während er mit großem Anstand Schuh und Strümpfe anzieht, sich barbieren läßt und seine kleine Perücke, deren er selbst im Bette nicht entrathen kann, in Ordnung

bringt. Die Gespräche bewegen sich unterdeß im abgemessenen Menuetttakte um das Gleichgültigste und, wenn es hoch kommt, um Jagdgeschichten.

Werft dem vierzehnten Ludwig nicht vor, daß er irreligiös gewesen! Ihr seht ihn abermals neben dem Lager beten, und die Geistlichen knieen um ihn her, während die Weltlichen, von der allgemeinen Andacht mit ergriffen, das Recht haben, stehend mitzubeten. Man folgt hier weniger dem Zuge des Herzens, als dem Zeiger der Uhr. Wenn die bestimmte Zeit gekommen, bricht der König auf und begiebt sich in sein Kabinet, um binnen einer Viertelstunde Jedem seine Befehle auf den ganzen Tag zu ertheilen. Seine natürlichen Kinder, die er lieb hat, nebst ihren Hofmeistern und einigen Wenigen, welche durch die kleinere Kabinetsthüre hereinkommen durften, sind bei ihm. Hier kommt alles das zur Sprache, was man an Bauten und Gartenanlagen projectirt hat.

In der Gallerie wartet unterdeß der ganze Hof. Die Allongeperücken berühren sich; Puder fliegt auf und kräuselt sich in der Luft; die Galanteriedegen schlagen an einander; man entschuldigt sich, man verbeugt sich, und kommt dabei mit dem Hintermann in Berührung — Alles ist, trotz des steifen Costüms, in Bewegung — da erscheint die gebietende

Gestalt des Herrschers, ein stillschweigendes, personificirtes Quos ego. Man sollte meinen, die Seelen dieser Hofleute beständen aus Drath, so schnell rukken sie empor, um abwechselnd bald in eine starre Linie sich auszudehnen, bald in eine gekrümmte sich zusammen zu ziehen. Ein wichtiger Gang, dieser Gang Ludwig's XIV. durch die Gallerie nach der Kapelle, wo eine Motette gesungen wird! Hier entäußert sich Ludwig seiner orientalischen Abgeschlossenheit, und ist Mensch genug, Jedem, welcher sich bei dem Hauptmann der Leibwache gemeldet hat, freie Rede und Zutritt zu gestatten.

Nach der Messe beginnt das Conseil, außer am Donnerstage, wo die geheimen, geheimsten und allergeheimsten Audienzen statt finden, und am Freitage, wo der Beichtvater seinen Hauptbesuch beim Könige hat. Oft bleibt er bis zur Tafel bei ihm, und nicht immer sind bloß geistliche Angelegenheiten der Inhalt des Gesprächs. Es ist wenigstens merkwürdig, daß Ludwig an demselben Tage so viel zu beichten hat, an welchem er gleich Morgens die Maintenon zu besuchen pflegt.

Wir kommen nun zu den Tafelfreuden, dem Culminationspunkt des Tages. Wir staunen wie billig über dies schweigsame, vereinsamte Mittagsmahl, das der König wie ein Buße thuender Ein=

siedler an einem kleinen viereckten Tische hält. Gestern speiste er vom sogenannten kleinen Couvert, heute speist er von dem sehr kleinen, welches aber, bei dem gesegneten Appetit des Herrschers, immer noch aus einer reichlichen Anzahl Gänge besteht. Die Hofcavaliere stehen rings umher, wie Steinbilder; der Oberkämmerer bedient ihn.

Der Dauphin und die Prinzen von Geblüt, deren Tafel in einem andern Zimmer gedeckt ist, kommen mit den Kardinälen, um dem Speisenden ihre Aufwartung zu machen, und stehend den unablässigen Metamorphosen, welche bei diesem fabelhaften Tischchen-deck-dich vorgehen, beizuwohnen. Monsieur, der Bruder des Königs, reicht ihm die Serviette. Ludwig fragt mit brüderlicher Vertraulichkeit, ob sich Monsieur nicht setzen wolle? — Monsieur verbeugt sich. Ludwig befiehlt, ihm einen Sessel zu bringen. Monsieur zögert noch immer. Ludwig wird zudringlicher. „Mein Bruder, setzen Sie sich doch!" läßt er ihn freundschaftlichst an. Monsieur, von so viel Güte und Zärtlichkeit überwunden, setzt sich wirklich, um, nach aufgehobener Tafel, seinem königlichen Bruder abermals die Serviette zu reichen. Gesprochen wird inzwischen nichts oder wenig.

Gesättigt geht sodann Louis Quatorze, um in seinem Kabinette seine Hühnerhunde zu sättigen, und

während der Fütterung mit ihnen zu spielen. Nach erfolgter Umkleidung fährt der König aus, auf die Jagd, nach Fontainebleau oder Marly, dem einzigen Lustschlosse, wo die ganze Begleitung des Königs den Hut aufsetzen darf — ein Privilegium, welches hier durch die einmal eingeführte Etikette bedingt wird. Sonst überall ist man in Königs Ludwigs Nähe unbehütet.

Hierauf Rückkehr, Umkleidung und eine der Arbeit gewidmete Stunde, während welcher Frau von Maintenon mit dem Spiegel zu Rathe geht, ihre Reize im Voraus sammelt und die Fontainen ihres witzigen Geistes bereit hält, um sie in tausend Sprudeln, leuchtenden Strahlen und farbig neckischen Wirbelchen vor dem König alle auf einmal springen zu lassen. Hier wird man den vierzehnten Ludwig finden, wenn man ihn abruft zur Abendtafel.

Wer aber nach aufgehobener Tafel, mit dem Rücken an ein Geländer gelehnt, Allen noch eine Zeitlang sichtbar, stehen bleibt, ist kein anderer als König Ludwig. Der ganze Hof umgiebt und umstrahlt ihn, bis er in sein Kabinet unter den engern Kreis der Familie sich zurück zu ziehen Anstalt macht. Während der König und Monsieur auf Lehnstühlen und die Prinzessinnen auf Sesseln sich niederlassen, stehen die Prinzen. Alle, welche das

Recht haben, durch die Hinterthüre zu kommen — eine eigene privilegirte Klasse — dürfen sich hier einfinden.

Gespräche über gleichgültige Dinge ermüden auf die Dauer selbst Ludwigs königliche Natur. Den menschlichen Schwächen unterworfen, wie wir, spürt er eine Anwandlung von Schlaf. Er fängt an, seine Hunde zu füttern, er nickt mit dem Kopf — lauter Andeutungen, daß die Schlafenszeit da ist. Nun geht er in sein Zimmer, wo er betet, sich auskleidet, aber, ehe es zum eigentlichen Schlafengehen kommt, noch das sogenannte kleine Niederlegen hält, wobei nur die Personen vom ersten und zweiten Range zugegen sind und die privilegirten Günstlinge mit dem Könige sich unterreden dürfen. Nicht eher, als bis der König wirklich zu Bette liegt, geht man weg. Der Traum beginnt, dem Schlafenden die Ereignisse des letztvergangnen Tages Grau in Grau vor das innere Auge zu malen.

Man darf versichert sein, daß ein Mann, der so streng auf die Etikette hielt, auch in seinen Extravaganzen gewiß die Form des Anstandes nicht verletzt hat, und daß, wenn ihn zuweilen eine langweilige Stimmung ankam, Niemand anders als er selbst die Schuld davon trug. Man weiß jedoch kaum, ob er das Leben oder das Leben ihn langweilig gemacht hat.

II.

Charakteristiken

und

kritische Streifzüge.

Charlotte Stieglitz.*)

So bleich und blaß ist unsre Zeit — man kann nicht sagen, ob vor Furcht, vor Gram oder Abgelebtheit. Das ist die Flötzbildung der Mittelmäßigkeit. Wo drängen sich die Granitgipfel durch, jene, die man anstaunt, die historischen Größen, die mit dem Eisharnisch, welche das Sonnenlicht zurückwerfen? Die Geschichte gerinnt, steht still, wie das Meer bei Thule; die Historiker, unsre in Norddeutschland mit eingeschlossen, können nicht durch das Gallert auf kleinen Nachen. Man lächelt so süßlich, man weint so flau, man ist so groß in der Gleichgültigkeit. Man hat auf dem historischen Marktplatz nichts zu bewundern; das Herz bleibt kalt, ungerührt. Aber die Individuen, welche ein warmes Herz haben, thun in der Stille Thaten der Geschichte, und drängen sich zum Opfertode. Denn ein Comglomerat von Aufopferungen, Opfertoden und Selbstverleugnungen — das ist die Geschichte. Fürwahr! man sieht es jetzt den Individuen, während das große Ganze nivellirt und als flacher Höhenzug

*) Vergl. Charlotte Stieglitz. Ein Denkmal. Berlin, Veit und Comp.

erscheint, oft nicht an, welche Feuerbehälter sie sind, welche Schlüfte und Klüfte sie bilden, welche entzündbare Schwaden und böse Wetter. Die Zeit verringert, verdünnt uns und preßt uns zusammen; aber wir sind elastisch; wir dehnen uns immer wieder aus und haben Continuität in uns selber.

Die ewig denkwürdige Frau, von der ich hier zu sprechen habe, gehörte zu diesen gepreßten Individuen, die nach Erlösung ringen. Sie strebte nach der Befreiung ihrer verzäunten und verdämmten Psyche. Aber mit Schmetterlingsflügeln kommt man jetzt nicht aus; man muß Adlerfittige und Adlerkrallen haben. So lange sie lebte, gelang ihr das Experiment nicht — sie kämpfte umsonst; sie litt — und nicht blos um sich, sondern auch um den Mann ihrer Seele, der Eines Herzens mit ihr war und eines Leidens. Der eiserne Deckel beengender Verhältnisse lastete schwer auf beiden; kein Abzugskanal war geöffnet; aber die geistigen Dämpfe entwickelten sich immer mehr, verdichteten sich und suchten einen Ausweg. Da geschah jene That, welche wenige verstehen, Andere verdächtigen, Einige bewundern. Der brennbare Stoff lag in Masse vorhanden; das böse Wetter entzündete sich; aber der Dämon des Augenblicks mußte, wie der Herausgeber des Denkmals sagt, hinzutreten.

Es ist über diese Handlung eines freiwilligen Todes, die ihren letzten Gründen nach fast über dem Selbstmorde zu stehen scheint, schon allzuviel gesprochen, gedeutet und gemißdeutet worden. Außerdem ist der Gegenstand von so zarter Natur, überall her berühren und kreuzen ihn so bedenkliche Tangenten, und der Geist der Verdächtigung, der Dämon unserer Zeit, lauert so unablässig über jedem Federzug, daß wir, statt auszuführen, hier nur andeuten können. So saß dem Tacitus der Verdacht auch in der Feder, kürzte seinen Styl, kappte seine Gedanken kurz ab und brachte ihn um seine schönsten Perioden. Die literarischen Verhältnisse sind der Art, daß wir auf ein fragmentarisches Bewußtsein reduzirt werden, und bei allen Handlungen, die über die Barrieren der Ordnung springen, aphoristisch zu Werke gehen müssen. Ich meine, es giebt eine literarische Partei, welche sich bemüht, das schon Verdächtige noch mehr und das Unverdächtige möglichst zu verdächtigen. So hat man auch gesagt, der Herausgeber des Denkmals habe die Verstorbene zur Fahne einer Faction gemacht, er habe also die Todte auf den Heerschild erhoben und sie zur Königin seiner Partei, der sogenannten bewegenden, ausgerufen. Man glaubt nicht, wie sehr man durch solche unbegründete, von der Wahrheit

abseits liegende, fast böswillig erscheinende Andeutungen, Deutelungen und Mißdeutungen der literarischen Stellung des Herausgebers und der freien Entwickelung der Literatur überhaupt geschadet hat. Man muß sich bereits fast scheuen, den Namen Charlotte Stieglitz zu nennen oder auf das Papier zu bringen. In bester Meinung begeht man hier etwas, worüber die Eiferer in der Literatur ihr: kreuzige ihn! kreuzige ihn! ausrufen. Ich kenne keinen Abschnitt in der Geschichte, wo es in bürgerlicher oder literarischer Hinsicht Gefahr brachte, über einen freiwillig Endenden eine Abhandlung zu schreiben und eine That zu besprechen, die durch sich und für sich selbst spricht. Aber freilich! jede Zeit hat ihr Recht, sich ihre eigenen Gesetze zu machen und ihre starren Consequenzen zu bilden. Es giebt Sonnenstillstände und Sonnenwenden. Jede Zeit bewegt sich zwischen ihren Wendekreisen auf und ab.

Ich meine nur, daß aus diesem Denkmal die Absicht des Herausgebers nirgends hervorleuchtet, eine Partei auf den Namen der Todten schwören zu lassen und einen Leichnam als Heerführer und Kriegsobersten zu benutzen. Seine Begeisterung für die Verstorbene erscheint zu rein, zu ungemischt, zu ursprünglich, als daß hier auch nur von fern an einen politischen Beisatz zu denken wäre. Sein Ver-

dienst besteht gerade und hauptsächlich darin, daß er die That und ihre Gründe aus dem innersten der absonderlich organisirten Frau zu entwickeln sucht und einen allgemeinen historischen Standpunkt nur insofern anstrebt, daß er zugiebt, sie habe unter den großen peinigenden Schmerzen der Zeit mitgelitten. Charlotte stand in einem abhängigen passiven Verhältniß zu unserer Zeit. Die beengenden und drückenden Zustände der hohen und niedern Gesellschaft in Berlin, welche dem Laufe der Spree folgen vom Oberbaum bis zum Unterbaum, vom Aufgang bis zum Niedergang, streifen auch an dem Schiffbauerdamm vorbei. Sie wirkten störend auf Charlottens und ihres Mannes Gemüth. Beide würden in einer unter den Zuflüssen der Natur unmittelbar stehenden kleinen Stadt ihren Mittel- und Schwerpunkt nicht verloren haben; sie würden mit ihrem ganzen Sein und Wesen in einander übergegangen sein. Aber der Schiffbauerdamm hat an sich selbst etwas Trostloses und Oedes, was zur kopfhängerischen Melancholie verführt. Der Herausgeber giebt zu, daß dieser Häuserdamm und die allgemeinen Zustände mit ihrer Flauheit auf Charlotten, deren Gemüth für einen weitern Gesichtskreis war, als den von den Mauern Berlins begrenzten, ihren nachtheiligen Einfluß ausgeübt haben. Heißt

dies zugestehen im Interesse irgend einer Partei handeln? Zu unserer Zeit allerdings. Man hüte sich auf die öden Salons- und Theezimmerzustände Berlins und des Schiffbauerdamms hinzuweisen.

Aber der Herausgeber, **Dr. Mundt**, hat uns eine Aeußerung Charlottens über Preß- und Gedankenzwang, und daß es nur noch eines Schrittes bis zur Hemmung des Gesprächs im Umgange selbst bedürfe um Alles zu lähmen und zu versumpfen, in diesem Buche mitgetheilt. Nun weiß man, woran man mit der unglücklichen Verstorbenen ist! — Hätte etwa der Herausgeber, der alles Wichtige, ja sogar manches Unwichtige aufgenommen hat, uns gerade diese Stelle vorenthalten sollen? Darf keine Individualität, zumal eine scharf ausgeprägte, außergewöhnliche, zu unserer Zeit frei und offen sich aussprechen, oder als eine frei und offen sich aussprechende von ihrem Biographen signalisirt werden? — Wie? oder verlangt man von unsern Weibern, daß sie nur und immer beim Strickstrumpf hocken sollen? daß sie nur dann Patriotinnen sein sollen, wenn sie in einem von oben her santionirten Kriege Charpie zu zupfen haben? Wie? oder sollen sie zur Friedenszeit nichts thun, als ins Theater sich führen lassen, um an den Beinverrenkungen ihrer Geschlechtsgenossinnen die Regeln der Kunst zu studi-

ren, oder, wenn kein Theaterabend ist, eine langweilige Theegesellschaft als gebildete wackere Hausfrau bedienen? — Wenn unser Patriotismus gesunken ist, so liegt es daran, daß man es jedem Einzelnen schwer macht, an der Oeffentlichkeit und den allgemeinen Interessen Theil zu nehmen! Es ist nicht zu berechnen, welchen Einfluß der patriotische Sinn der Spartanerinnen und Römerinnen auf den ihrer Männer gehabt hat. Damals hatte man statt der Journale das lebendige Wort, die Agora, das Forum. Jetzt hat man Hausübel und Hausleiden; die Interessen der Familien drehen sich häufig um nichts weiter, als einen zerschlagenen Topf, der kaum des Zerschlagens werth ist; der Ehemann radotirt von dem Glücke des Vaterlandes, und die grämlichen Runzeln seiner Stirn, patriotische Schrecksignale für die Hausfrau, gehen in horizontaler Richtung mit diesem Glücke parallel.

Man könnte dem Herausgeber vorwerfen, daß er, ein persönlicher Freund der Verstorbenen, durch die fast seltsamen, bald von dem Dämmermondlicht mystischer Ahnung überhauchten, bald von dem Sonnenlicht des männlichsten Verstandes übergossenen Schönheiten und Eigenthümlichkeiten ihres Charakters und ihrer Person bestochen und geblendet worden sei, daß er seinen Leser hinreiße, indem er selbst

hingerissen ist, daß er die unbefangene Ruhe nicht besitze, welche erfordert wird, um überall kritisch zu verfahren und in dem Charakter der geschilderten Person neben den Lichtern, Stärken und Vorzügen auch die Schattenpartieen, Schwächen und Mängel hervorzuheben. Was bedurfte es dessen? Die Aeußerungen, Ansichten und Meinungen Charlottens erscheinen hier in einer so reichlichen, vollständigen Auswahl, daß man mit sehr materiellen Augen sehen müßte, um in das geistige Getriebe der Verstorbenen keine genügende Einsicht zu bekommen. Man bemerkt deutlich die Wellen- und Grundlinien der Schönheit, in denen ihr psychisches Sein sich bewegte; aber man bemerkt auch eben so deutlich die Ausbiegungen dieser psychischen Schönheitslinie, welche allerdings schönen Verirrungen, aber doch immer Verirrungen ähnlich sehen. Es muß parador klingen, wenn ich behaupte, daß in dieser wunderbaren Frau, deren Psyche in den zartesten Tonen zitterte, von jeher etwas Nächtliches und Dämonisches gelegen habe — bei aller ihrer Neigung fröhlich zu sein wie ein Kind und in den heitersten Lebenselementen spielend sich zu bewegen. Der Dämon, das feindselige Princip, der Ahriman, wird Jedem von uns bei der Geburt mitgegeben. Mit den Dämonen, den feindseligen Verhältnissen des äußern Lebens geht

früher oder später ein Kampf auf Tod und Leben an. Bei den derber Organisirten ist der Kampf gleich; der Widerpart gegen das äußere Leben, der angeborene psychische Dämon, hält Stand; aber bei den zarter Organisirten, die überall auf Widersprüche und Mißverständnisse stoßen, bricht der Dämon, der während der Kinderjahre zurückgehalten ward, plötzlich los, wächst schnell, zusehends, erhascht den gelegenen Moment und treibt zur entsetzlichen That, zur Selbstvernichtung. Schöne Seelen knicken sich selbst, erliegen unter ihrer eignen Fülle, wie der Stengel, der seine Blume, wie der Baum, der seine Früchte nicht tragen kann. Daher so häufig jene furchtbaren Erschütterungen und Ausbrüche, welche gerade in zarten Gemüthern momentweise stattfinden und nur scheinbar als Abnormitäten und Inconsequenzen gelten können. Schöne Seelen haben zum Theil ihre Religion außerhalb der Kirche; die gewöhnlichen Trostsprüche vermögen hier nichts. Wer duldwillig ist, läßt sich gedulden; wer neben der Schönheit auch Stärke des Gemüths hat, geht durch die fortwährenden Reibungen in Feuer auf und kommt zu gefährlichen Entschlüssen. Charlottens Selbstvernichtung mag durch Mißverständnisse und falsche Berechnungen veranlaßt sein; aber ich rathe Niemand, mich um eines Mißverständnisses, einer

falschen Berechnung und um dessen willen, was ich in bester Meinung ordnungswidrig that, verdammen zu wollen. Man könnte sogar ein wenig sophistisch verfahren und fragen, ob Charlotte wohl moralisch besser gehandelt hätte, wenn sie das, was sie einmal als recht und gut erkannte, unterlassen hätte? Mit männlicher Festigkeit, im vollen Bewußtsein ihres Rechts und mit unerschütterlicher Consequenz ist sie in den Tod gegangen. Nimmermehr will ich ihren Selbstmord als Muster empfehlen; aber der fortdauernde Zeloteneifer rückt die Zeit noch in die Ferne hinaus, wo die Verstorbene keines Anwalds weiter bedarf. Ich kann hier immer nur andeuten, was in einer weitern Auseinandersetzung überzeugender zu Herz und Gemüth sprechen müßte.

Was aber Gefühl der Freundschaft, blühende Darstellungskunst, psychologische Begründung und poetische Anschauung vermögen, das hat der Herausgeber des Denkmals bereits in diesem Buche, welches kein bloßes Monopol für Freunde und Verwandte geblieben ist, vollständig geleistet. Diese That der Liebe würde einem andern Biographen vielleicht Zorn erregt haben, Zorn gegen die Umgebungen, in denen Charlotte verdarb, Zorn gegen die Partei der Eiferer, welche Gott zu danken schienen, daß sie nicht waren wie diese, Zorn gegen die

Unbilde, Säuren und Gifte einer Zeit, die dem Mammon Alles, der Ueberzeugung nichts zum Opfer bringt. Aber eine reiche elegische Stimmung zieht sich durch das Buch und läßt eine bittere und verbitternde Stimmung nicht aufkommen. Jene heilige ὀργη ist nur angedeutet, mit unnachahmlicher Zartheit. Der Verfasser weist nur aus der Ferne auf die Verwirrungen, Umtriebe und Verfinsterungen hin, welche unsre Mitzeit in einzelnen Individuen, deren psychisches Leben in die Tiefe geht, anrichtet. Weit offener tritt sein Bestreben hervor, die That und ihre Gründe nicht aus dem Zusammenfluß äußerer Einwirkungen, sondern aus der psychischen Basis, auf der Charlottens wenig verstandenes Dasein ruhte, und aus der Art, wie sich ein solches Individuum im Conflict mit den äußern Verhältnissen aus sich selbst herausbildet, zu entwickeln.

Der Herausgeber beginnt bei der Kindheit Charlottens. Die Biographie baut sich nun, in fortlaufend geschichtlicher Entwickelung, von Stufe zu Stufe auf. Das schon früh von einer ausnehmend zarten und das Gewöhnliche übersteigenden Organisation zeugende Kind wird Jungfrau voll mystischer Betriebsamkeit und dichterischem Helldunkel, welches zwischen Licht und Schatten, Lust und Trauer, Lebens- und Todesliebe vibrirt und wunderbar in ein-

ander spielt. Es ist hier nachgewiesen, daß Charlotte schon früh eine Neigung zum Selbstmord gehabt hat, wie denn Alles im Menschen so prototypisch angedeutet, so im Voraus bestimmt erscheint. Wir beschreiben den Kreislauf unseres Daseins, der beim Kindthum anfängt und im Kindthum sich zusammenkrümmt, auf vorgezogenen Linien, während eine geheimnißvolle Macht uns bei Allem die Hand führt. Was ist prädestinirt und was nicht? — Es strebt Jegliches dahin, wohin es seine Neigung hat, der Wassersturz sowohl, wie der sanft gleitende Fluß, immer der Abdachung nach. Das aber wäre wider die Natur, wenn der Fluß seinem Gefälle entgegen und bergan strömte.

Eine heftige Krankheit, die sie überstand, heilte die Todessüchtige; aber aus dem frühsten Jugendleben, äußert der Verfasser, ragt oft ein abgerissener Gedanke in das ganze übrige Leben hinüber, und wird, lange als abgethane Meinung in das Grab des Herzens verschlossen, endlich wie vom Schicksal selbst wieder aufgenommen. Jener Gedanke, daß sie für den Mann ihrer Liebe sich opfern wolle und müsse, war ihr Fatum, das sie nicht losließ und ihr das tragische Ende bereitete, vor dem wir um so mehr schaudern, je zarter die Psyche war, die hier nach Erlösung ringend ihre Hülle, in welche sie

sich eingepuppt, eigenmächtig zerstörte. Alle Stellen, welche auf diese opfertodsüchtige Liebe in ihrem Nachlaß sich beziehen, hat der Herausgeber mit Recht hauptsächlich accentuirt und hervorgehoben. Sie wollte ihre gewaltige Liebe bethätigen durch den Tod. Ihre Gewohnheit, tagebuchähnliche Sentenzen auf das Papier zu werfen, über ihr und ihres Mannes Wesen zu reflectiren, seinem poetischen Bestandtheil freundlichst zuzureden, ihm Rath zu ertheilen und für seine krankhaften Zustände Recepte zu schreiben, wirkte nachtheilig auf die Gemüthsstimmung Beider. Die Krankheit wächst, je mehr man sich's einredet. Man glaube nicht, daß man in zerblätternden Tagebüchern, welche das weibliche Geschlecht liebt, seine Subjectivität ausschüttet. Das ist Danaidenarbeit — einzelne glühende Tropfen, die auf das Papier fallen! Das Spirituöse im Menschen, welches Feuer gefangen, brennt desto ungestörter und mächtiger fort. Was hilfts dem Vulkan, daß er jährlich seine Lavaströme aussendet? Der Feuerbehälter im Innern bleibt derselbe. Nur ein Weniges von den Schlacken sondert sich ab.

Man kann nicht sagen, daß der Herausgeber in der Veröffentlichung des Nachlasses wählig gewesen sei; es geht ihm, wie dem Deutschen immer in seinem ersten concentrirtesten Enthusiasmus; was mir

wichtig scheint, das, meint der Deutsche, wird auch den Andern wichtig sein. Dem Vernehmen nach will der Verfasser in einer zweiten Auflage, die nach dem Vergriffensein der ersten jetzt nöthig ist, sorgfältiger und kritischer verfahren. Manche kleinere Sentenzen, manche längere Familienbriefe sind unnöthiger Ballast, der den Leser, besonders den minder geduldigen, häufig hindert, während der Lektüre sich leicht und flott zu erhalten. Wir kennen unsre Landsleute, wie sie, selbst kleinlich, am Kleinlichen Anstoß nehmen, einen spöttischen Zug um die Mundwinkel immer bereit haben — besonders da, wo es sich um ein nicht Privilegirtes und nicht Autorisirtes handelt — und wie sie ein gutes Buch, einen großen Gedanken, eine edle Handlung häufig nur des Menschlichen und Kleinlichen wegen verwerfen, was drum und dran hängt. Weil aber diese Sammlung von Sentenzen und Briefen so reichhaltig und so gepackt ist, so hat man auch Alles beisammen, was Charlotte Stieglitz jemals Gutes, Großes, Edles und Geistreiches gedacht, gefühlt und geschrieben hat. Und fürwahr! es ist viel überraschend Neues und Wahres darunter.

Vielleicht hätte der Verfasser mehr auf die unendliche Liebe eingehen sollen, die Charlotte zu ihrem Manne trug, nicht zuvörderst zu seiner Trefflichkeit

als Dichter, sondern zu ihm als ihrem Geliebten. In ihren Augen wurde Heinrichs Poesie, die an sich eines solchen Mediums nicht bedarf, durch ihre heilige Liebe verklärt; sie liebte seine Poesie um ihrer Liebe willen doppelt. Sie litten Beide ein Leiden — wohl auch ein physisches, welches auf die Seelenstimmung Beider einen gleichen Einfluß übte. Somit hat der Herausgeber den Conflicten der Zeit und den geselligen Verhältnissen vielleicht einen größeren Theil von Schuld aufgebürdet, als ihnen gehört. Die Natur, welche Beide so gleichmäßig krankhaft organisirte, und das Fatum, welches sie, um sich an einander aufzureiben, zusammenbrachte, verschuldeten den tragischen Ausgang zumeist, der uns Alle bestürzt machte. Charlotte aber begriff das innerste Wesen dieses tragischen Verhältnisses, indem sie es zeitlich löste, den Rückbleibenden heilsam erschütternd.

Die sprachlichen Verdienste des Herausgebers in den biographischen Partieen sind noch gar nicht genug anerkannt. Tiefe des Gefühls, redliche und wohlmeinende Gesinnung, religiöse Pietät, wenn auch keine pietistische Religiösität — die durch ihre offenkundig gewordenen Verirrungen sich nächstens selbst zerstören wird —, zeichnen seine Darstellungsweise aus. Oder was anders als Religion athmet in fol-

genden Worten: „Der selige Pantheismus der Kindheit, der aus der jauchzenden Vogelstimme über seinem Haupte Gott heraushört, der in der bunten Wiesenblume Gott an sein junges Herz drückt, jene spielende Kinderlust, die göttlich ist und in der Gott ist, war ihr genommen worden, und sie senkte bekümmert den Kopf, und suchte den Gott, nach dem sie sich aus ganzer Seele sehnte, im jenseitigen Himmel, an dessen Saum sie gedankenvoll und schwermüthig die Sonnen-Auf- und Untergänge bis zu ihrer Erlösung zählte. Und doch war der Gott, der erlösen kann, nicht jenseits geblieben, sondern er war in die Welt getreten, und gern und am liebsten hatte er die fröhlichen Kinder zu sich kommen lassen, die schon als Kinder das Himmelreich haben. Denn wo kann Gott am unmittelbarsten in die Erscheinung treten, wenn nicht in der heitern Werdelust der Jugend, die, der ewigen Fortentwickelung Bild, unter dem Segen aller guten Geister ihr frisches Lockenhaupt in die Woge des Lebens taucht. Gott ist heiter, darum liebt er die lachenden Kinder." So spricht ein Irreligiöser oder einer, der kein Gefühl für Religion hat, nicht. Und wie hier die Sprache in voller Blüthe steht, so schlägt sie überall in Farben und Düften auf, wo das Heiligste im Menschen, das Göttliche selbst, zur Sprache

kommt, oder wo der Verfasser das wunderbare, geistig durchhauchte Körpergebilde der Verstorbenen schildert, oder wo er psychologisch die Weiblichkeit in ihre Elemente zerlegt und nachweist, was des Weibes Art, Bestimmung und Verhältniß zum Manne sei. In der Reinheit der Gesinnung thut es dem Herausgeber keiner zuvor; und kaum möchte ein Andrer in Deutschland, ohne die Besinnung zu verlieren, mit gleich warmen Tinten und doch in so objectiv ruhiger Haltung eine Persönlichkeit zu schildern im Stande sein, die in geistigen Berührungen dem Gemüthsleben des Biographen nahe sich anschmiegte. Von der Ursprünglichkeit seines Gefühls läßt er zuweilen sich hinreißen — wie kann er ahnen, daß seine Kritiker ihn nicht verstehen, oder verdächteln und falsch deuteln, oder daß sie wie gewöhnliche Prosa behandeln werden, was nur schwungvolle Poesie ist — und bei Mundt häufig die reinste! Ich darf die Stellen, die aus lauterer, klingender und duftender Poesie bestehen, nicht anführen — sie geben sich dem Leser von selbst. Aber auf die erschütternde Kunst, womit der Herausgeber die unheimlich öden letzten Lebenstage der Verstorbenen behandelt und die Tragödie ergreifend abschließt, durch welche sich deutlich das Fatum, das nur auf den Moment lauert, hindurch zieht — gestatte ich

mir, als auf etwas in die Bedeutung eines dichterischen Kunstwerks Tretendes aufmerksam zu machen. Was will der Verfasser? — trennen? Nein! er will versöhnen, das Leben mit der Poesie, den abstracten Gedanken mit dem Bilde. Stellt er Charlottens Selbstvernichtung als Muster auf? Nein! er erklärt ihn für Irrthum; aber wie? — Er sagt: „Wäre die Liebe wohl eine so mächtige Zauberin, wenn nicht der Irrthum in ihr wäre? Geht Liebe also irr, wenn sie den Tod wählt, so verdammt den Irrthum nicht, welcher ein Kind der Liebe ist! Einen großen Theil aller Liebe macht der Irrthum aus.“ Wohl! wohl! Dächten wir Alle so, — es stände besser mit uns, mit unserer Kritik und unserm Christenthum, das wir auf der Stirne tragen und auf die Lippe nehmen, die doppelzüngigen Wesens voll ist.

J. K. Wezel, der Sonderling von Sondershausen.

Ein eigenthümlicher, aber schmerzhafter Genuß ist es, einen Blick zu werfen oder an fremder, mit einer Grubenleuchte versehener Hand hinabzusteigen in den dunkeln Seelenschacht derer, welche, ursprünglich mit hohen, außerordentlichen Gaben ausgestattet, in den wildverwachsenen Irrgängen des Wahnsinns sich verloren und nicht wieder zurecht fanden. Der Irrsinn, die aus ihren Fugen verrenkte Vernunft ist überall ein eben so interessantes als in ihrer Abnormität erschütterndes Schauspiel, und doppelt der Theilnahme und Betrachtung werth bei Dichtern und Schriftstellern, deren Productionen aus gesunderen und lichteren Tagen zur Vergleichung vorliegen. Wir Deutschen haben leider eine glänzende Reihe von Schriftstellern aufzuweisen, denen die Vernunft abhanden kam. So die berühmten Wahnsinnigen Hölderlin, Lenz, Wezel, Ephraim Moses Kuh. Ihnen haben sich in jüngster Zeit Gasparini, und späterhin Arendt, ein unbedeutender Comödiendichter, angereiht. Von Grabbe läßt sich schwer nachweisen, ob sein Zustand in seinen

letzten Tagen der eines Wahnsinnigen war, oder nicht. Noch umschließen die Mauern der Berliner Charitée einen ehemals geist- und kenntnißreichen jungen Mann, Redepenning, der einen schönen Aufflug nahm und jetzt einem unheilbaren Irrsinn verfallen ist. Doch war seine Schriftstellerlaufbahn zu kurz, als daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit je auf ihn gerichtet hätte. — Die meisten von ihnen fielen durch ihre eigene Last. Der Genius sprudelte zu heftig; der Widerstand der stumpfen Welt incommodirte; die Verleger wollten nicht verlegen und brachten die Genie's in Verlegenheit; man griff nach Betäubungsmitteln; geistige Getränke sollten dem geistigen Drange das Uebergewicht halten; man verwüstete sich; man schloß sich von der Gesellschaft aus; die eigensinnigen Dünste, die zu Kopfe stiegen, verdichteten sich endlich zum Wahnsinn.

Nächst Hölderlin mag kaum ein Schriftsteller durch seine Tollheit so berühmt und populär geworden sein, als Wezel, dessen Romane und Schauspiele, worunter Tobias Knaut, Belphegor u. s. w. das meiste Aufsehen erregten, fast vergessen sind. Hölderlin hat uns wenigstens, als Erzeugnisse gesunder und klarer Stimmungen, die vortrefflichsten, eine krankhafte Anlage gar nicht verrathenden Lieder hinterlassen und seinen Hyperion, worin die Wuth

gegen Deutschland und deutsches Volk schon eine bedenkliche Mißstimmung verräth. Von Wezel ist auf die Nachwelt wenig mehr gekommen, als die Kunde von seinem Wahnsinn und das gotteslästerliche Wort: ich, der Gott Wezel, und wie er seine Werke bezeichnete: opera dei Vezelii. Seine Raserei hatte nichts Kleinliches, nichts kopfhängerisch Brütendes, sondern etwas Actives, Kolossales, Uebermächtiges, Dämonisches, und so entsetzlich sie war, so lag in ihr doch vielleicht mehr Poesie, als in irgend einer seiner romanhaften und dramatischen Productionen. Der Wahnsinn eines Dichters wird immer einen gewissen Schwung haben und sich anders und in gewissen Momenten poetischer äußern, als der eines gewöhnlichen Menschen, der aus dem Schlendrian der prosaisch philisterhaften Gemüthsstimmung in die Vibration der Geistesverrückung überschlägt. In dem Wahnsinne eines Dichters liegt neben dem Furchtbaren und Niederschlagenden etwas Göttliches und Erhabenes. Der Poet in seinen höchsten Momenten der Begeisterung streift nahe daran; er schweift ab von der gewöhnlichen Ordnung; er dichtet im Irrsinne, halb seiner bewußt, halb unbewußt. Der Uebergang eines aus sich selbst Entrückten zur Verrücktheit kann, zumal in einer disharmonischen, überspannt Alles überspannenden

Zeit, so groß nicht sein, wie der eines ordnungsmäßig und fein bürgerlich Eingerichteten, der jeder nicht autorisirten Extase Feind ist.

Es dürfte wohl von psychologischem Interesse sein, einen Zeitgenossen, welcher den unglücklichen Wezel aufsuchte, über die Resultate seines Besuches sprechen zu hören. Die Broschüre ist, trotz ihres merkwürdigen Inhalts, so viel ich weiß, gänzlich vergessen. Ein glücklicher Zufall spielte sie mir in die Hände. Sie trägt den Titel: „Wezel seit seines Aufenthalts in Sondershausen. Eine Aufforderung an alle Freunde der schönen Literatur, die eines der trefflichsten deutschen Genies nicht länger in unwürdiger Abgeschiedenheit schmachten lassen wollen.“ Vom Bürger J. N. Becker, 1799.

Der Verfasser erzählt, er sei im September 1798 nach Sondershausen gereist nur in der Absicht, um den genialen, aber eigen- und irrsinnigen Wezel kennen zu lernen, von dessen Werken übrigens Niemand, von dessen Thorheiten aber Jedermann in Sondershausen etwas wußte. —

Die Wirthin erzählte dem menschenfreundlichen Reisenden, daß Wezel bereits vor 13 Jahren nach Sondershausen gekommen und schon damals aller menschlichen Gesellschaft Feind gewesen sei. Von den

220 Thalern, die er damals, nebst einer kostbaren Garderobe, Silberzeug und vielen Büchern mitgebracht, habe er volle neun Jahre gelebt, sei aber auch durch den wüthendsten Hunger nicht zu bewegen gewesen, seine silbernen Löffel zu verkaufen. Brod habe er neun Jahre lang nicht gegessen. Abgebrühte Kartoffeln gaben den Mittagstisch ab; Morgens und Abends trank er einen Schluck Branntwein; die Pfeife war und blieb sein Hauptgenuß; als ihm aber der Taback ausging, rauchte er Papier, und endlich gab er es ganz auf. Anfangs kleidete er sich immer noch kostbar, und obgleich er mit Niemand sprach, und Jeden, der ihn anredete, mit Brummen zurückwies, so schien er es doch gern zu sehen, wenn die Menschen auf ihn aufmerksam wurden.

Die Wirthin erzählte weiter: „Auf seinen Wegen ging er nie die gewöhnliche Bahn, sondern streifte die Kreuz und die Quere in Wäldern und Einöden, wadete durch Koth und Sümpfe, erkletterte die steilsten Abhänge, und wenn er an einen Ort kam, der ihm gefiel, so blieb er da liegen, bis ihn der Hunger wegtrieb. So hat er einst drei Tage und drei Nächte ununterbrochen auf einem Felsen gelegen und die Sonne und den Mond angestarrt. Wenn er uns durch dieses Umherstreifen

und Außenbleiben in Verlegenheit setzen kann, so ist es seine größte Freude.

Seine Zeit theilt er zwischen Arbeiten, Musik und Narrenstreichen. Vor kurzem war es seine Lieblingsbeschäftigung, sich mit dem halben Leibe zum Fenster hinaus zu legen und fürchterlich zu brüllen, oder auf der Trompete zu blasen. Abends um acht Uhr spielt er auf der Violine und singt dazu. Niemals hat er gelitten, daß sein Ofen geheizt wurde, und selbst in den strengsten Wintern hat er ohne Feuer immer fort geschrieben und Musik gemacht.

Seine Mutter lebt noch in Weimar. Sie war schon einigemal hier, um ihren Sohn zu besuchen, aber vergebens. Er will sie durchaus nicht sprechen, weil er behauptet, nicht von ihr geboren zu sein. Eben so macht er es auch mit seinen ehemaligen Freunden und Bekannten. Alle weist er mit Härte ab. Nur ein einziges Mal habe ich ihn Thränen vergießen sehen. Es war vor fünf Jahren. Da meldete sich ein Mann aus Venedig bei mir, Namens Lorenz, und wünschte Wezeln zu sprechen. Ich schlug ihm vor, in der Mittagsstunde, wenn ich ihm das Essen hinaufbrächte, mit mir geradezu in die Stube zu treten, weil er sonst gewiß nichts ausrichten würde. Dies geschah. Wezel lag noch im Bette. „Wir haben uns nie gesehen,“ fing Lorenz

an, „aber unsere Herzen kennen sich: ich bin Lorenz aus Venedig.“ Mit einem Sprung war Wezel aus dem Bette, und fiel unter lautem Schluchzen dem Manne um den Hals. Wohl eine halbe Viertelstunde hing er so in starrem Entzücken, dann riß er sich wüthend los, warf mich zur Thür hinaus und schloß hinter sich zu. Der Fremde blieb bis tief in die Nacht bei ihm, sie sprachen oft heftig und laut, aber Niemand verstand sie, denn sie sprachen italienisch. Am andern Tage reiste der Fremde ab, Niemand weiß wohin, oder wer er eigentlich war. Wezel war lange Zeit untröstlich. Er schrie wohl ganze Tage lang: „Lorenzo, mein Lorenzo!“ und wüthete in der Stube umher. Auch dieser Schmerz legte sich, und Wezel ist wie vorher. Wenn ich den Namen Lorenz nenne, so scheinen sich seine wilden Züge wohl zur Wehmuth zu stimmen, aber er spricht keine Silbe.“

Aus dem Bericht der Wirthin heben wir noch Folgendes hervor. Nach 9 Jahren waren die 220 Thaler verbraucht. Wezel fing an zu borgen und sagte der Wirthin, er erwarte von Leipzig eine bedeutende Summe, die aber nie ankam. Er bot nun der Wirthin seine Schriften an und theilte ihr drei Briefe mit, worin er einem Leipziger allerlei sonderbare Vorschläge macht. In dem ersten dieser

Briefe spricht er von einer Buchhandlung, die er errichten wolle; auch wolle er eine Bank machen und Bankzettel anfertigen, welche für baares Geld in Cours kommen müßten. Auf eine ablehnende Antwort des Leipzigers, erwiedert Wezel: „Sie schreiben mir, daß Sie bei der Unternehmung, die ich vorhabe, nicht wohl zu brauchen sind: ich habe das schon längst gesagt und deswegen Gott gebeten, daß er Sie und Ihre Frau in Ruhe setzen und mir andere Menschen zu den Geschäften schaffen möchte. — Das Reden wird Ihnen beschwerlich, und mit dem Schreiben können Sie auch nicht recht fort. — Ich habe die Errichtung der Bank und meiner Handlung aus sehr wohlmeinender Absicht über mich genommen, um Sondershausen empor zu bringen. — Ich muß viele Geschäfte haben, sonst bin ich unglücklich. — Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich Schulden mache, und daß Gott so ohnmächtig ist, etwas zu Stande zu bringen. — Die Kaufleute sagen, wie Sie mir schreiben: wer soll uns bei den Bankzetteln Sicherheit stellen? Das muß Gott thun. — Mich treibt Gott sehr an, daß ich hier eine Bank und eine Handlung errichten soll: ich habe Sie daher auch durch Mosten fragen lassen, ob Gott will, daß meine Bankzettel hier genommen werden sollen, und

er hat mir die Antwort gebracht: Ja! — Ich mache Zettel zu 1, 2, 3, 4, 5 Thaler für den Wechsel; die andern bis zu 50 Thaler sind für die Bezahlung in großen Posten. Unter 1 Thaler werden keine gemacht. — Wenn ein Zettel zerrissen ist, so zeige man ihn mir: wenn nur die Unterschrift meines Namens dabei ist, so geb' ich ihm einen andern, der eben so viel gilt. Verloren gegangene kann ich nicht ersetzen. — Wenn ich Waare bekomme, so kann man für meinen ausgegebenen Bankzettel Waaren im Großen bei mir kaufen, das heißt zu 20 und mehr Pfunden und Ellen. Den Verkauf im Einzelnen überlasse ich Ihnen und anderen Krämern. Nur die Bücher verkauf' ich einzeln. — Wenn sich etwas verzögert, so liegt es niemals an mir, sondern an Gott und den Menschen." —

Die übrigen Partieen dieser Briefe sind eben so merkwürdig, aber wo möglich noch verworrener, so daß Alles drüber und drunter liegt. So viel geht daraus hervor, daß er sich als die Seele einer Unternehmung ansah, worin er als Großhändler agiren und die Mitwirkenden als Krämer gebrauchen wollte.

Es ist merkwürdig, daß Wezel in diesen hier auszugsweise mitgetheilten Briefen bereits so häufig von Gott spricht, als stände er unter Gottes un-

mittelbaren Einflüssen — der erste und nächste Schritt zu jenen Ausbrüchen des groteskesten und ungeheuersten Wahnsinns, worin er seine eigene Person mit der Person Gottes für identisch hielt.

Da diese Vorschläge, die er sich in den Kopf gesetzt hatte, nicht realisirt wurden, verfiel er in den finstersten Menschenhaß. Er sprach ferner mit Keinem und mit der Wirthin nur abgerissen und silbenweise. Ein ganzes Jahr lebte er bei dieser Frau auf Credit und verzehrte während der Zeit nur 31 Thaler. Er aß so viel wie nichts, trank aber desto häufiger Schnaps, so daß er, nach dem Geständniß der Wirthin, ein halbes Jahr ununterbrochen betrunken war. Eine Schrift, welche damals herauskam und, besonders in Beziehung auf Wezel, des fürstlichen Hofes nicht mit Ehren gedachte, vermochte einige fürstliche Personen und Hofleute, sich für den Unglücklichen zu interessiren. Sie schickten ihm einen Contrakt, den Wezel unterschreiben sollte, den er jedoch zerrissen zurückgab. Seitdem bezahlte der Hof in der Stille täglich 5 Gr. für ihn. Um 10 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends trank Wezel seinen Schnaps; das Mittagsbrot stellte man ihm vor die Thür, weil er Niemand hereinließ; er fegte seine Stube selbst, schrieb emsig und brauchte außerordentlich viel Papier. In 13 Jahren ließ er ein einzi-

gesmal 6 Hemden waschen, trug aber, wenn er sich einmal an schönen Tagen in die Wälder wagte, immer die reinste Wäsche. Nur Strümpfe trug er nicht, denn seine Schuhe, deren er sechs Paar von Leipzig mitgebracht hatte, waren ihm zu eng geworden. Die Wirthin rieth dem Bürger Becker, der Wezeln um jeden Preis sehen wollte, an der Treppe zu warten und ihn lateinisch anzureden; denn Latein liebe er, singe auch gewöhnlich lateinisch und brülle zuweilen Reden in derselben Sprache zum Fenster hinaus.

„Mit dem Glockenschlage 6,“ fährt der Berichterstatter fort, „hörten wir ihn die Thür öffnen. Als er die Treppe heruntergekommen war, und sich im Laden seinen Schnaps einschenken ließ, vertrat ich ihm den Weg und redete ihn lateinisch an. Ich gab mich für einen Reisenden aus, der von Wien käme und ihm viele Grüße von seinen Freunden mitbrächte. Er schien mich gelassen anzuhören. Aber plötzlich verzog sich sein Mund in fürchterliche Grimassen, seine Adern schwollen auf, und mit den Worten: Stultissimorum stultissime, die er mir entgegenplärrte, flog er die Treppe hinauf. Ich hinterdrein. Aber schon war die Thür abgeschlossen, und ich hörte ihn mit starken Schritten auf und ab wüthen. Nach einigen Minuten brach seine innere

Wuth in lautes Schimpfen aus. Er legte dabei einen so fürchterlichen Ausdruck auf jedes Wort, daß es mir durch Mark und Bein schnitt. „Die Narren die, da kommen sie hergelaufen, um mir durch gedrechselte Worte in meine Pläne zu greifen, und mir Besuche aufzudringen, die ich nicht haben will. Aber ihr sollt es entgelten! Ihr sollt erfahren, wer Wezel ist, wenn die ganze Welt rund um mich in lichten Flammen brennt. Dann will ich mich laben an eurem Gewinsel, ein Glied nach dem andern will ich euch mit Wollust vom Leibe lösen, und es euch zum Mahle auftischen, wenn euch der Heißhunger in die Zähne fährt. Ha! ha! ha! mich so zu mißhandeln, mich so dem Spott, der Dürftigkeit und dem Gelächter der elenden Menge hingeben zu wollen! Ich wollte euch glücklich machen, ich wollte Sondershausen emporheben zu der ersten Stadt der Welt! Aber ihr verfluchtes Spiel hat es aufgehalten — (indem seine Wuth nach und nach in Wehmuth überging und sich dann wieder mit Stolz erhob). Ein Gott! Ein Gott wäre ich geworden in diesem elenden Neste, zum Paradiese hätte ich es erhoben. Wer leistet mir Sicherheit? Ist denn Wezel nicht groß genug um euch für ein Paar Thaler Sicherheit zu leisten? Es ist unbegreiflich, das dumme Spiel, das sie trieben. Groß wollen

sie sein, prahlen wollen sie, und wissen nicht Wezeln zu schätzen. O meine paradiesischen Träume! meine Zukunft! Schaffen wollt' ich mir einen Thron, wandeln unter asiatischen Palmen, mich in der Sonne erwärmen, die sie mir nun gestohlen haben. Aber ha! sie soll euch nicht länger erquicken! Ich will sie herunterreißen, in diese Faust will ich sie fassen, und diese elende Welt damit anzünden. Dann sollen sie zappeln, diese matten Leipziger, an der Glut meiner Flamme; aussaugen will ich sie, und die Welt um mich her in Aschenhaufen verwandeln. Dann werde ich stolz über den Trümmern mich erheben, und euren morschen Gebeinen zurufen: „das that Wezel, der von euch ausgestoßene, mißhandelte Wezel." Er stampfte mit den Füßen, daß das ganze Haus zitterte. Ich wagte es nicht, ihn anzureden. Seine Wuth stieg immer höher, und er konnte keine Worte mehr finden, um seinen rasenden Unmuth auszuschütten. Ich legte das Ohr an die Thür, und spähte durch das Schlüsselloch. Er lag auf einem Stuhle mit einer fürchterlichen Miene. Sein Mund hatte sich schrecklich gegen das rechte Ohr hingezogen, weißer Schaum hing um seine Lippen. Hände und Füße zuckten fieberhaft, er wühlte sich wüthend in den Haaren. Mir war der Anblick ein Dolch in's Herz. Ich schlich leise die Treppe hin-

ab, unzufrieden mit mir selbst, daß ich die Ursache dieses fürchterlichen Aufbrausens war.“ —

Endlich war der Verfasser so glücklich, mit dem unglücklichen Wezel zusammenzukommen und sich längere Zeit mit ihm zu unterhalten. Becker war der erste, welcher seit dem Besuche des genannten Lorenz von Wezel einer Unterhaltung gewürdigt wurde. Man hat sich darüber in Sondershausen allgemein gewundert. Auch will Becker, welcher überhaupt vor Wezels Genius die größte Ehrfurcht hatte und die Hoffnung nicht aufgab, daß er unter günstigen Verhältnissen und der Protektion eines Fürsten oder sonst eines bemittelten Mannes zu einem naturgemäßen Gebrauch seiner Capazitäten wieder gelangen werde, in Wezels Gesprächen keine Narrheit, sondern nur den gesundesten Menschenverstand und höchstens einige Ausbrüche des ungeheuersten Stolzes entdeckt haben. Man sieht, daß er, wie mancher Arzt, in den Krankheitszustand des Mannes sich förmlich verliebt hatte. Der Wahnsinn, meint Becker, sitze ihm noch nicht im Herzen und müsse demnach heilbar sein. Wenn wir aber die Aeußerungen einer gesunden Gemüthsstimmung ausscheiden, so bleibt ein überwiegender Rest von Tollheit übrig, ein Bruch der Vernunft, der als ein voll-

kommen unlösbarer erscheint. Wir lassen den Verfasser selbst sprechen.

„Von der Wirthin begleitet, ging ich gegen Abend zum zweiten Male hinauf. Ich pochte an. Keine Antwort. Ich redete ihn in verschiedenen Sprachen an. Keine Antwort. Ich sah durchs Schlüsselloch. Er saß am Tische, die Feder in der Hand, und schien über etwas zu brüten. Endlich legte er die Feder nieder und tanzte auf und ab. Dieser plötzliche Uebergang von tiefem Nachdenken zu der ausgelassensten Freude gab mir neuen Muth. „Sie scheinen keinen Antheil mehr an Ihren Freunden in Wien zu nehmen“ fing ich an; „wollen Sie nicht, daß ich ihnen die Grüße von Ihnen zurückbringen soll, die man mir so freundschaftlich an Sie aufgetragen hat?“ „Hörst Du nicht, elender Mensch,“ war die Antwort, „daß sich Niemand unterstehen soll, mich anzureden? Hebe Dich weg, wenn Du nicht willst, daß ich herauskommen, und Dir den Schädel einschlagen soll!“ „Ha, armseliges Gerippe,“ entgegnete ich, „Du mir den Schädel einschlagen? Komm heraus, wenn Du Muth genug hast; mit Dir will ich bald fertig werden.“ Keine Antwort. Das schien ihm unerwartet. Ich fing von neuem in französischer, englischer und lateinischer Sprache an. Er fragte deutsch: „Kennst Du Wezeln, und weißt

Du, wer er ist?“ „Ich schätze ihn höher, als Apollo'n, und habe längst gewußt, daß er an der Spitze des deutschen Parnasses steht.“ „Das ist nichts, ich bin Gott, Wezel ist Gott, und wer bist Du? Ein armes Menschenkind, das sich Wezeln, dem Gott der Götter, zu Füßen legen will.“ Eine kleine Pause. Die Thür öffnete sich, Wezel reichte mir die Hand, führte mich hinein, und schloß hinter mir zu.

Wezel's Stube und ihr inneres Aussehn muß ich jetzt beschreiben. — Alles war sehr sauber, und man sah überall, daß der Bewohner dieser Stube einen guten Theil Zeit an das Auskehren und Putzen verwendet. In der Mitte steht ein länglicher Tisch, auf dem ich 32 Bücher zählte, in der buntesten Mischung durch einander, theils aufgeschlagen, theils umgekehrt. Ich bemerkte unter andern: Robertson's Geschichte Karl's des Fünften, Bürger's Gedichte, einige lose Blätter aus Belphegor, mit allerlei Zeichen durchkreuzt, ein italienisches Wörterbuch, Werther's Leiden, an der Stelle aufgeschlagen, wo Werther von der albernen Gesellschaft in Wetzlar spricht. Die übrigen Bücher lagen verkehrt. Auf der Rückseite des einen stand von Wezel's Hand sehr leserlich geschrieben: „Die Zuchtruthe des Menschengeschlechts.“ — Sonst bemerkte ich nichts, als

ein Bett, das ganz verkehrt aufgeräumt war, zwei große Koffer, drei Paar Stiefeln, einen großen runden Hut, einen Knotenstock, einen Nachttopf auf dem Tische, ein leeres Büchergestelle, und in einer Ecke einen wohlbeleibten Manuscriptenstoß, auf dem mit großen Buchstaben geschrieben war: **Opera Dei Vezelii ab anno 1786 usque huc.** Zwei Stühle standen an dem Tische. Des einen bemächtigte sich Wezel gleich darauf, als ich eingetreten war, der andere war umgekehrt, wahrscheinlich, damit ich mich nicht niederlassen könnte. Und nun begann zwischen uns folgendes Gespräch:

Er. (Nachdem ich eingetreten war) Steh, Mensch! und sage, was Du von Gott zu begehren hast?

Ich. Die Begierde, mich an Deinen Strahlen zu erwärmen, hat mich hundert Meilen weit hierher geführt. Gieb mir Deinen Segen, und ich gehe stolz und unüberwindlich von dannen.

Er. Meines Segens sind nur Engel werth. Ich gebe ihn keinem, der von einem Weibe geboren ist.

Ich. Und doch gesellte sich in Weimar ein Weib zu mir, das stolz darauf war, Dich unter seinem Herzen getragen zu haben.

Er. Lügner, wie ich Dich ertappe! Ich bin nicht von irdischen Eltern geboren; das alte Weib, das sich meine Mutter nennt, ist eine Betrügerin.

Sie hat mich einmal als Kind gesäugt, und darum fordert sie Belohnung von mir. Ich war nur ihr Pflegekind. Dafür ist sie bezahlt, weiter hat sie keine Ansprüche auf mich. Hat sie Dir vielleicht einen Auftrag an mich gegeben? ich mag nichts von ihr wissen. Wenn sie noch etwas an mich zu fordern hat, so mag sie mir nur schreiben, ich werde sie bezahlen.

Ich. Du sie bezahlen! Und wovon? Vielleicht von den Brotsamen, die Dir täglich übrig bleiben, wenn Du Dich satt gegessen hast an den Kartoffeln, die Dir der Fürst von Schwarzburg aus Mitleiden reichen läßt?

Er. Ha Menschendiener! Du erfrechst Dich in diesem Tone mit Wezeln zu reden? Ich bin Gott, und kann euch mit einem einzigen Blicke zernichten. Schweig, oder ich trete Dich in den Staub.

Ich. Du mich zernichten? Du ein Gott? Du mich in den Staub treten? Versuch' es einmal, ob Deine ausgezehrten Knochen etwas gegen diese starke Hand vermögen? u. s. w. — Du hast das Menschengeschlecht von Dir gestoßen. Falle wieder an sein Herz. Kehre zurück in die Welt und Du sollst unser Gott sein!

Er. Nein, nein, es ist nicht möglich. Hier an der Schwelle dieser Höhle habe ich den bangen Ab=

schiedsseufzer gestöhnt. Es war der letzte. Ich will es nicht umsonst gethan haben! — O! ich bin sehr krank. Siehst Du nicht, daß meine Mienen zerstört sind? Wie würdet ihr mich auslachen, wenn ich so vor euch wieder erscheinen wollte. Nicht wahr, das wäre ein Triumph für euch, wenn ich zeigte, daß mir an der Welt noch etwas gelegen ist? Ha! ha! ha! und die Leipziger Gassenjungen hinterher, die mich um mein Geld betrogen haben! Unmöglich! unmöglich!

Ich. Und wenn Dir denn Leipzig so zuwider ist, so komm mit mir in eine andere Stadt. Komm nach Wien! Da hat es Dir doch ehemals recht gut gefallen. Die Leipziger sollen es nicht einmal erfahren, daß Du wieder in der Welt bist.

Er. Nach Wien, das gestehe ich Dir, möchte ich wohl wieder zurück. Aber, wenn es nur keine Menschen dort gäbe! —

Ich. Und was wolltest Du da, wenn keine Menschen zu finden wären? Waren es doch diese nämlichen Menschen, die Dir den Aufenthalt in Wien so angenehm gemacht haben; waren es doch diese nämlichen Menschen, denen Du so viel zu verdanken hast, die Dich geschätzt, geehrt und geliebt, die Dich bis zum Himmel gehoben haben.

Er. Bezahlt man noch in Wien mit Bankzetteln?

Ich. Meines Wissens, ja.

Er Sieh, das ist eine so schöne Sache. Aber die dummen Menschen hier in Sondershausen haben es nicht gewollt. Ich habe ihnen auch Bankzettel gemacht, aber sie haben sie nicht annehmen wollen.

Ich. Drum verlaß diese Menschen und gehe nach Wien, wo Du mit Bankzetteln bezahlen kannst.

Er. (Indem er einen großen Koffer aufschloß und mir eine wenigstens sechzig Dukaten schwere goldne Medaille zeigte.) Kennst Du Den?

Ich. Wie sollt' ich nicht? Es ist Joseph.

Er. O das ist ein herrlicher Mann, den möchte ich wohl einmal wiedersehen. Sieh, diese Medaille hat er mir selbst in Wien geschenkt. Er war damals sehr gnädig gegen mich, und hat mir allerlei Bedingungen angeboten, die ich aber nicht annehmen wollte.

So ging unser Gespräch nach und nach in den ruhigen Ton der Erzählung über, und ich konnte von nun an nicht Ein verkehrtes Wort mehr in seiner Unterhaltung wahrnehmen. Er erzählte mir sehr viel von Wien, von den dasigen Vergnügungen, vom Prater, vom Augarten und vom Theater. In Betreff des letztern erkundigte er sich sehr ange-

legentlich nach Stephanie, Lange, Brockmann und Rißbeck *). Er zeigte mir Briefe von Mastalier, Stoll und von Swieten, die ihm diese von Wien nach Leipzig geschrieben hatten. Dann lenkte ich die Rede auf seine eignen Schriften, und fragte ihn, ob er nicht bald sein Werk über die menschliche Seele vollenden würde? Hier schienen seine Krämpfe zurückzukehren und ich brach ab. Desto lieber sprach er aber von seinem Belphegor, über den ich ihm einige Komplimente machte, die er sehr gern anzuhören schien. Er hält ihn für sein wohlgelungenstes Werk, wahrscheinlich, weil er darin seinen hohen Unmuth gegen das Menschengeschlecht so recht erschöpft hat. Begieriger war ich auf das, was er seit seinem Aufenthalt in Sondershausen gearbeitet hatte. Er war aber nicht zum Vorzeigen zu bewegen. So viel versicherte er mir aber, daß diese Schriften die Bewunderung der Welt auf sich ziehen würden.

„Ich glaube aber nicht," fuhr er fort, „daß ich sie je erscheinen lassen werde, denn die Buchhändler sind alle matt geworden, und wenn ich nicht baares Geld sehe, so gebe ich keine Zeile aus den Händen. Ich bin zu oft angeführt worden."

---

*) Wahrscheinlich der Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen durch Deutschland, der eine Zeitlang Schauspieler auf einem der Vorstädte-Theater war.

In diesem Augenblicke hätte ich gewünscht, ein reicher Mann zu sein, um diese Manuscripte, gut oder schlecht, mit Golde aufwiegen zu können, denn in diesem Augenblicke würde Wezel von seinem rasenden Unmuthe und seinem Menschenhasse geheilt worden sein. Ich suchte ihm indessen, so viel mir möglich war, seine Ideen von Buchhändlern zu benehmen, nannte ihm einige in Leipzig und Berlin, die mit Tausenden bezahlten, und versprach ihm zugleich, an einen mit der nächsten Post wegen dieser Manuscripte zu schreiben. Damit war er sehr zufrieden, und indem er mich bat, ihn ja bald etwas von mir hören zu lassen, schrieb er meine Adresse und einige kleine Umstände von meiner unbedeutenden Existenz auf den Deckel eines Folianten, der vor ihm lag. Ich bat ihn um Erlaubniß, ihn den folgenden Tag wieder besuchen zu dürfen, und wollte gehen. Aber er ließ mich nicht, und bestürmte mich mit einer Menge Fragen aus der literarischen Welt, worunter ich einige nicht beantworten konnte, und andere nicht beantworten mochte, um ihn ja nicht noch einmal gegen mich zu erbittern. Unter andern erkundigte er sich angelegentlich nach Wieland, und in dem Augenblicke, da ich ihm nach meiner Ueberzeugung antworten wollte, fielen mir die Wirbeleien ein, die er einmal mit diesem großen Manne in Be-

treff Tobias Knaut's des Weisen gehabt hatte, und die wohl eine der ersten Ursachen von Wezels Unmuth gewesen sein mögen. Wieland mag mir verzeihen, wenn ich ihm hier eine Eigenschaft angelogen habe, an die wohl nie ein Mensch gedacht hat. Wezel freute sich sehr, denn es schmeichelte seiner Eigenliebe, meiner Lüge zu glauben.

Weiter fragte er mich, ob Göthe sich denn wirklich erschossen habe? ob Blumauer noch lebe? was Ramler mache? Und als ich ihm sagte, daß ich bald nach Hamburg gehen würde, bat er mich sehr, Klopstocken freundlich zu grüßen, und ein Manuscript für ihn mitzunehmen, das er mir morgen geben würde. Dann fragte er mich, ob ich nichts neues aus der deutschen Literatur hätte? Er hätte seine Bücher schon so oft durchgelesen, daß sie ihm zum Ekel würden. Ich hatte eben den ersten Theil von Meister's Lehrjahren in der Tasche. Er bat ihn sich bis auf den folgenden Tag aus, und schien sehr begierig auf dies neue Werk des Verfassers von Werther's Leiden zu sein.

Indem ich das Buch aus der Tasche zog, merkte er, daß ich eine Tabackspfeife bei mir führte. Er betrachtete sie mit heißen, gierigen Blicken; ich stopfte sie, rauchte sie an und gab sie ihm. Er rauchte mit sichtbarer Wollust und mit starken vollen Zü-

gen, und blies den Dampf jedesmal gegen einige Chiffern, die auf die Wand gezeichnet waren.

Ich lenkte unvermerkt das Gespräch auf die französische Revolution.

Er schien etwas davon zu wissen. Aber daß der König und die Königin guillotinirt worden sind, war ihm neu, aber nicht unerwartet. Es schien ihn zu freuen, und er wollte es schon vor zwanzig Jahren vorausgesagt haben. —

Ich machte ihn aufmerksam darauf, daß er jetzt alle großen Männer des Alterthums in unsern Zeiten wieder finden würde. Es rührte ihn nicht, oder sein Stolz überhörte dies. Am Ende sagte er: „Laßt sie köpfen und hängen und spießen und rädern, sie haben es ja nicht anders gewollt.“

Es war beinahe 10 Uhr, als wir schieden. Ich bat ihn, mit in's Wirthshaus zu gehen und mit mir zu Nacht zu speisen. Er schlug es aus, weil es ihm zu beschwerlich war, sich anzuziehen; denn er ging bloß in langen Beinkleidern und einer kurzen Jacke von Flanell, ohne Hemde und Strümpfe. Tags darauf wollte er aber Nachmittags auf eine Flasche Wein zusprechen, wenn ich für ihn allein sein wollte. Ich versprach's und ging, nachdem ich

noch einmal feierlich zugesagt hatte, am andern Morgen ja wieder zu kommen.

Ich wandte den übrigen Theil der Nacht dazu an, unser Gespräch so wörtlich, als mir mein Gedächtniß treu geblieben war, zu Papiere zu bringen. Mit Hülfe der Wirthin und eines Barbiers, die von außen zugehört hatten, gelang es mir glücklich am andern Tage.

Früh Morgens machte ich mich auf, um meinen Freund zu besuchen. Er war gestern Abend gleich nach meinem Abschiede zu Bette gegangen, und hatte sogar seit 6 Jahren zum ersten Male seine gewöhnliche Nachtmusik vergessen. Ich pochte an seiner Stube. Keine Antwort. Ich rief. Keine Antwort. Ich bat, ich schrie, ich polterte. „Ich will Niemand sprechen," erscholl es endlich von Innen. Alle meine Mühe war vergebens. Er ließ mich nicht ein.

Nachmittags kam ich wieder, 2 Flaschen Rheinwein in der Tasche. Abermals vergebens. Er öffnete nicht und antwortete nicht einmal. Auch meine Pfeife und meinen Meister wollte er nicht zurückgeben, und eben so wenig von dem Manuscripte wissen, das er mir für Klopstocken zu geben versprochen hatte. Ich suchte ihn bei allen seinen Schwächen zu fassen. Nichts half. Er ließ mich nicht ein, und sprach auch nicht mit mir. Auch zu der gewöhnlichen Zeit

nahm er seinen Schnaps nicht, und ich fand in zwei Tagen keine Gelegenheit mehr, ihn anzutreten.

Aber ich reiste mit der Ueberzeugung von Sondershausen, daß Wezels Menschenhaß blos in seinem Kopfe sitzt, und keiner langwierigen kostspieligen Heilung bedarf."

So weit Becker. Es mag uns ein Trost sein zu erfahren, daß Wezel nicht so traurig und in einem so ganz zerrütteten Zustande endete oder alt wurde, wie etwa die Dichter Lenz und Hölderlin. Becker erkannte, daß Wezel nicht unheilbar sei und es ist anzunehmen, daß er radical hätte geheilt werden können, wenn er nicht in falsche Hände gekommen wäre. Jene Frau, bei welcher sich Wezel eingemiethet hatte, und die sich Becker'n mit gewöhnlicher weiblicher Schlauheit so uneigennützig und menschenfreundlich darstellte, hat, wie sich aus A. von Blumröder's Biographie Wezel's (im Jahrgang 1832 der „Zeitgenossen" IV. Band 3. und 4. Heft) zu ergeben scheint, keineswegs für Wezel auf eine menschenfreundliche Weise gesorgt, sondern ihn in Schmutz und Unrath verkümmern lassen. Daß Wezel kein Feuer in seinem Ofen geduldet hat, war höchst wahrscheinlich nur Vorwand; und wenn er gewohnt war, zu gewissen Zeiten aus dem Fenster herauszubrüllen, so geschah dies muthmaßlich

aus einem Gefühl körperlicher Unbehaglichkeit. Als man ihn von dieser Frau fortthat, fand man kein ganzes Hemde mehr vor und die letzten zur Unterlage im Bette verbraucht, desto mehr Ungeziefer und das Bett selbst in einem halb verfaulten Zustande. — Ich finde, daß Blumröder die hier auszugsweise mitgetheilte Broschüre theilweise, aber nicht in ihren prägnantesten Partieen, benutzt und die Hauptzüge in dieser Schilderung dem Charakter Wezel's vollkommen angemessen erklärt hat. — Später wurde Wezel nach Altona zum Dr. Hahnemann, dem Begründer der Homöopathie, gebracht, welcher, wenn es wahr ist, daß er den Kranken in ein wohlvergittertes und verriegeltes Gemach bringen ließ und durch diesen Zwang seinen Wahnsinn zur vollkommensten Wuth steigerte, Wezel'n keineswegs richtig behandelt hat. Nicht die Einsamkeit, nicht die Abgeschlossenheit, welche das Brüten vermehrt, sagte Wezel'n zu; er wollte nicht als Wahnsinniger behandelt seyn; er mußte unter Menschen gebracht und von diesen so behandelt werden, wie es sein Stolz und seine Eitelkeit forderten. Man ergriff endlich dieses Mittel, aber — zu spät und nachdem er von Hahnemann als unheilbar entlassen worden.

Dennoch schien er ein neuer Mensch zu werden, als man ihn reinlicher und anständiger versorgte,

und ihn von seinem Barte und seinem Pelze und dem schmutzigen Quartiere trennte, worin er, mit der kurzen Unterbrechung seines Aufenthalts bei Hahnemann, bis 1811, fünf und zwanzig Jahre lang gewohnt hat. Blumröder führt hier mit Recht die Worte aus „Meister's Lehrjahren" an, die dem Landgeistlichen, welcher den wahnsinnigen Harfner ärztlich behandelt, in den Mund gelegt sind: „Wenn ich ihm noch seinen Bart und seine Kutte wegnehmen kann, so habe ich Viel gewonnen; denn es bringt uns nichts näher dem Wahnsinn, als wenn wir uns vor Andern auszeichnen, und nichts erhält so sehr den gemeinen Verstand, als im allgemeinen Sinne mit vielen Menschen leben."

In einem Alter von 64 Jahren erschien nun Wezel wieder auf der Straße und auf Spaziergängen, die ihm fortan zum Bedürfniß wurden. Er verlor ein wenig seine Unzugänglichkeit, seine abstoßende Herbigkeit und Wildheit, besuchte einmal das Schauspiel, über dessen Jämmerlichkeit er ein treffendes Urtheil abgab, und mehrmals die Concerte, welche auf dem fürstlichen Schlosse gegeben wurden. Seine braven Wirthsleute, der Hoffourier Schmidt und dessen Frau, verdienten sich durch ihre Sorgfalt und durch die Art, wie sie sich in seine Launen zu finden und ihn dadurch zu Dingen

zu bereden wußten, die man vorher für unmöglich hielt, einen wahren Gotteslohn an ihm. Aber sein Menschenhaß hatte bereits zu tief in ihm Wurzel gefaßt, er blieb einsylbig, eigensinnig, trotzig und verlor sein hochfahrendes Wesen selbst dann nicht, wenn er dem Fürsten oder dem Erbprinzen gegenüber stand. „Ein hübscher Mann,“ sagte er nach einer Zusammenkunft mit dem Fürsten, „aber ich habe ja nichts mit ihm zu thun.“ Wezel starb am 28. Januar 1819 an Alterschwäche. Während seiner letzten sechs Krankheitstage war er mild und ohne Eigensinn gegen seine Wärter. Man hat keine laute Klage von ihm vernommen. Der Tod erschien ihm in freundlicher Gestalt und war ein sanftes Einschlafen.

Sein Aeußeres beschreibt Blumröder wie folgt: „Wezel war klein von Person, und von zartem, aber keineswegs schwachem Körperbau; sein Gesicht hatte etwas Angenehmes und Geistreiches und wurde nur dann widrig, wenn der Zorn es verzerrte. Hellblitzende Augen verkündeten seinen lebhaften Geist, der sich in einem angenehmen Tone der Stimme aussprach. Uebrigens hatte sein Aeußeres selbst während seiner Verrücktheit nichts Auffallendes, nur der starre Blick verrieth seinen Zustand. Sein Gang war selbst im hohen Alter fest und gravitätisch. Den

Kopf trug er aufwärts und zurückgebogen, und sein ganzes Wesen drückte einen hohen Grad von Selbstgefühl aus."

Johann Karl Wezel (nicht J. C. Wetzel, wie Meusel und sogar noch Wachler schreibt) war am 31. October 1747 zu Sondershausen geboren. Stolz, Eigendünkel, Bizarrerie, Abgeschlossenheit und ein unverwüstlicher Hang zum sarkastischen Witze und Geringschätzung Anderer, machten sich schon früh in ihm bemerkbar und übten eine verderbliche Gewalt über ihn aus. Verliebt ist er schwerlich jemals gewesen. Sein kaltes Gemüth war eben so wenig der wahren Liebe als der ächten Freundschaft fähig. Sein Stolz überwand seine Sinnlichkeit und die Anforderungen der Geschlechtsliebe. Eine Reihe gescheiterter Pläne und Unternehmungen verbitterte ihm die Zeit seiner Kraft. Das Meiste zu seinem Unglück trug eine fehlerhafte Erziehung bei. Ein Gebäude muß wanken, dem die gediegene Grundlage fehlt. So stürzte Wezel in sich selbst zusammen, weil er keinen Anhalt hatte in sich, weil sein Vater, ein eingebildeter und deshalb mit dem Spitznamen Prinz Conty scherzweise betitelter Reisemundkoch, sich wenig um ihn bekümmerte und nur auf die Entwickelung des hochfahrenden Sinnes in dem kleinen Johann befruchtend wirkte, und seine Mutter, die Tochter

eines fürstlichen Livreebedienten, selbst zu wenig Erziehung und religiöses Gemüth hatte, um Andern Erziehung und Religion beizubringen. So wurde, unter der Leitung nachsichtiger und allzu zärtlicher Großältern, nur der Verstand des Knaben ausgebildet, den er später, weil sein Herz wüste und brach lag, unter ungünstigen Conflicten verlieren mußte. Sein Verstand war indeß weniger ausgebildet, als forcirt und angeschraubt. Es ist traurig, daß allein die Erziehung im Stande ist, aus dem bildsamen zweibeinigen Menschenthon Alles zu machen und Alles an ihm zu verderben!

Wezel ist unsterblich, mehr durch die Ausgeburt seines Wahnsinns, durch das stolze Wort: Ich, der Gott Wezel! — als durch seine von der Zeit außer Cours gesetzten und wie der „Belphegor" mit unversöhnlichem Menschenhasse ausgestatteten Romane und dramatischen Arbeiten. Ich habe geglaubt, daß es zweckdienlich und zeitgemäß sein möchte, die Aufmerksamkeit auf eine so merkwürdige und in ihrer Art einzige Erscheinung hinzulenken, von der die Meisten nur wissen, daß sie einmal existirt hat, aber nicht, durch welche Bedingungen und charakteristische Eigenthümlichkeiten ihre Existenz psychologisch so hoch bedeutsam geworden ist.

Wilhelm Albrecht.

Wilhelm Albrecht gehörte nicht zu den Notabilitäten in der Literatur, aber zu den gesellschaftlichen Talenten, welche bereits anfangen, eine Curiosität zu werden und schon ihrer Seltenheit wegen einer kurzen Betrachtung nicht unwerth erscheinen. Er war der Zögling einer Zeit, welche die Verbitterung, die Schwankungen im äußern und innern Leben, das rückhaltend diplomatische, jede Conversation tödtende und jede vertrauensvolle Annäherung hemmende Benehmen nicht kannte, wie sie zu unsrer Zeit gang und gäbe werden. Man konnte sich im Umgange mit Albrecht geben, wie man war, weil er sich selbst gab, wie er war. Hier fand man wirklichen Anschluß, ein Entgegenkommen ohne Rückhalt und ein lebendiges, immer bewegliches Gespräch, welches an der Erscheinung, am Realen festhielt, nicht philosophirte, was der Tod des Gesprächs ist, sondern von Gegenstand zu Gegenstand ungebunden schweifte, keinen festhielt, aber auch eben so wenig einen fallen ließ. Die Zöglinge dieser guten alten Zeit genossen noch ohne jene Reue, welche die Gegenwart trübt durch die Vergangenheit, ohne daß

sie reflectirten, warum sie und wie sie genossen, nicht aber, ohne daß sie den Geist mitbrachten zum Genuß und ungetrübt wieder herausbrachten. Zu diesen glücklich organisirten Sterblichen, deren Reihen jetzt immer mehr gelichtet werden, gehörte auch Wilhelm Albrècht.

Dies leichtflüssig conversationelle, behagliche und bewegliche Talent hatte auf Albrechts literarische Arbeiten den Einfluß, der ihren eigenthümlichen Werth bestimmt. Seine früheren Fabrikgeschäfte, deren Betreibung ihn nicht abhielt, als Dilettant literarisch wirksam zu sein und der Berliner schriftstellerischen Zirkel Mitglied zu werden, brachten ihn mit allen Kreisen der hauptstädtischen Gesellschaft in Verbindung. Man erzählt viel von seinem ungemeinen Talent, Vergnügungen und Bälle anzuordnen, bei denen die Ehrbarkeit nicht immer bedacht war. Albrecht war nichts weniger als Moralist; das Lebemännische war sein Element, in dem er sich mit Geist, Geschmack und Lebendigkeit bewegte. Kein Maskenball im Colosseum oder im Opernhause, kein Concert, keine Thier-, keine Kunstreiterbude, kein Wachscabinett, keine Ausstellung, welche Albrecht nicht besucht und mit größter Harmlosigkeit frisch von der Leber und der Feder weg in irgend einem Berliner Journal oder der Spener'schen Zeitung,

an welcher er angestellt war, beschrieben hätte! Für industrielle Unternehmungen und mechanische Vorrichtungen von neuer Erfindung behielt er immer das ausschließlichste Interesse. Man kann sagen, sein Feld, welches innerhalb der Mauern Berlin's lag, sei beschränkt gewesen, aber man muß auch zugeben, daß er dies Feld beherrschte wie Wenige, und daß die Wurzeln seines Geistes fest in dem Boden hafteten, der seinem schriftstellerischen Talent die leichteste und zukömmlichste Nahrung bot. Und für die Stärke seines Talents zeugt der Umstand hauptsächlich, daß er erst in seinem vierundvierzigsten Lebensjahre so recht eigentlich zur Literatur, d. h. der Berliner Binnenliteratur, trat, damals, als sein Fabrikgeschäft, nicht aber mit diesem zugleich sein Geist, erschüttert wurde. Alsobald ist er allen Zeitblättern ein lieber Gast geworden und ein angenehmer Wirth für seinen Leserkreis.

W. Albrecht hatte es sich, obgleich er seinen glänzenden Verhältnissen entsagen mußte, bequem und häuslich eingerichtet. Die größte Freundlichkeit und Ordnung und eine gewisse dämmerige Stille, welche literarischen Arbeiten zusagt, umgaben ihn. Alles mußte seinen Ort haben und durfte nicht verrückt werden. In einem freundlichen, fast vorstädtischen Quartier hatte er seine Wohnung aufgeschla-

gen. Das ungemein räumliche Zimmer stand mit der kleinen behäbigen Gestalt Albrechts in einem geraden Gegensatz, in einem Widerspruch, worin sich der kleine Verstorbene fast aufzulösen schien. Ich erinnre mich des zutraulichen Staars, der dem Eintretenden den ersten Gruß entgegenzuhüpfen nicht unterließ, und werde des lieben Thieres nie vergessen. Auch an die Schnupftabacksdose, die Albrechts innigster Genuß war, erinnere ich mich. Obgleich ich nur ein Sonntagsschnupfer bin, habe ich dem guten Manne nie das Anerbieten zu schnupfen, so oft es sich auch wiederholte, ausschlagen können. Ich habe nie gemüthlicher geschnupft, als mit Albrecht. — Häufig besuchte ich ihn in seinem Expeditionszimmer des Spener'schen Zeitungsinstituts. Auf das zehnte Wort eine Prise! Ein seidenes Taschentuch lag auf seinen Knieen, das andre hing auf einer Stuhllehne am wohlgeheizten Ofen, so daß er immer ein trockenes zur Hand hatte. Und zwischen beiden Taschentüchern drehte und wand sich die Unterhaltung um den Freimüthigen, den Prof. Gubitz, dessen Volkskalender und Holzschneidekunst, den Diagraphen, chemische Erfindungen, den Schauspieler Fleck, den Castraten Tamburini und andere verschnittne und unverschnittene Gegenstände. Zuweilen zog er die Füße unter dem Gesäß zusammen, so

daß er à la Turcque zu sitzen kam und einen halb orientalischen Prospect gewährte. Wie er Keinen genirte, hat er auch sich selbst zu geniren nie Veranlassung gefunden.

W. Alexis hat in einem von der Vosse'schen Zeitung veröffentlichten Nekrolog, Werth, Inhalt und Form der Albrecht'schen Aufsätze treffend besprochen. Eine scharfe und gründliche Kritik fehlte Albrecht; wie er aber selbst zu malen und seine Recensionen in die Form eines Bildes zu fassen wußte, davon geben seine Berichterstattungen über die Berliner Kunstausstellungen in der Spenerschen Zeitung die genügendste und freundlichste Kenntniß. Es lag in ihnen etwas Populäres und ungemein Ansprechendes, obgleich ihm die tiefere Bedeutung und der künstlerische Werth der Gemälde verborgen blieb, besonders der historischen; Albrecht war und blieb ein Mann für das Genre. Selbst wo er tadelte, machte sich ein geringstes Maaß von Herbigkeit bemerkbar; in seiner kleinen Persönlichkeit lag eine überreiche Fülle von Wohlwollen, welches Alles zum Besten kehrte. — Albrecht hat viel geschrieben. Wer erinnert sich nicht an das Erkennungszeichen t, den Endbuchstaben seines Namens, der uns so häufig in den Berliner Journalen und Zeitungen begegnete? Wer erinnert sich nicht an die Signatur

W. A., welche von Saphir so häufig zu einer spaßhaften Verwechselung mit der Firma Wilibald Alexis benutzt wurde? — Ehe der Freimüthige von Häring's Redaction an Gentzel überging, vertrat Albrecht die Hauptleitung an demselben in einer zweimonatlichen Redaction. Er kannte genau die Bedürfnisse dieses Journals, an dem er die Administration häufig und, wenn Häring in die grüne Gemüthlichkeit seines Häringsdorfs sich zurückzog, auch die interimistische Redaction verwaltet hatte. Späterhin lieferte er für den Gesellschafter und das Berliner Conversationsblatt Artikel der mannigfachsten Art. Während seines literarischen Dilettantenstandes hat er einige witzige Artikel für die Holtey'schen Beiträge zur Geschichte der dramatischen Kunst geliefert, so im J. 1827 eine gelungene Persifflage der modernen Theaterzustände unter dem maskirten Titel eines Berichts „über das Marionettentheater in Pecking.“ Man sollte seine besseren Aufsätze gesammelt herausgeben. Die conversationelle Behaglichkeit, die in ihnen waltet, würde einen leichten Genuß gewähren, wenn auch für die Literatur selbst durch die Herausgabe wenig gewonnen sein möchte.

Wilhelm Carl Ludwig Albrecht war geboren zu Glogau am 7. Novbr. 1788, Sohn des im

J. 1814 verstorbenen Geh. Oberfinanz- und Staatsraths Albrecht. Er kam bereits im 7. Lebensjahre nach Berlin, so daß die Haupteindrücke seiner Jugend in der Hauptstadt, nicht in der Provinz wurzeln; aber der Ausdruck schlesischer Bonhommie blieb ihm unter allen Verhältnissen und verschiedenartigsten Ein- und Zuflüssen eigen. Standhaft ertrug er sein dreimonatliches Krankenlager. Am 26. Juli 1836 in der Morgenfrühe wurde er bestattet. Von den Literaten begleitete ihn nur eine geringe Anzahl, entweder weil die literarische Freundschaft auf schwachen Füßen steht, und der Tod alle Bande zerreißt, oder weil die Kunde von seinem Tode erst durch Häring's Nekrolog einem weitern Kreise sich mittheilte. Es fällt dem Berliner Indifferentismus schwer, die wohl eine grundehrliche Meile lange Strecke vom Halle'schen bis zum Neuen-Königs-Thore zu überwinden. Jede Straßenecke ladet zur Umkehr ein und dämpft den Enthusiasmus.

Christian Grabbe.

An Grabbe verlor die Poesie während seines Lebens und durch die Art, wie er lebte, mehr, als durch seinen Tod. Seine Psyche war bereits hin, ein Abgrund, in welchen der müde gejagte Körper nachsank. Die Gerüchte, die über ihn in die Welt ausgingen, waren trüb; man hätte ein Bülletin über seinen Seelen- und Körperzustand ausgeben können und würde ihn Tag für Tag kränker gefunden haben. Er sah das Grab, in das er hineintaumelte, aber er fürchtete den Tod nicht, er trank, er taumelte ihm zu und wenn das Spirituöse in ihm verdunstete, griff er zu seinen gefährlichen Anregungsmitteln; er ersetzte, was innerlich abdampfte, durch äußere Zuflüsse, die ihn allmählig aufrieben. Sein Leben war voller Brüche und Risse; einsam stand er da, ein neuer dramatischer Napoleon, der überall in Verbannung lebte und auf jeder Scholle sein Helena fand. Er wollte es so, er lebte in einem freiwilligen Exil. Er wurde in dieser Einsamkeit irre an den „guten Geistern" der Zeit. Und wie er von ihr verkannt wurde, so verkannte er sie. Da war keine Verständigung möglich. In seinem

Haupt lagen Geburten, kolossale, für die Unsterblichkeit designirte; aber wenn sie ans Licht kamen, waren es einzelne Blitze, Donnerschläge, aphoristische Heldenworte, fragmentarische Schlaggedanken, zwischen denen, je nach dem Wohl- oder Uebelbefinden des Dichters, schwache, sentimentale und nüchterne Lichterchen, wie von angebranntem Kolophonium, hin und wieder zuckten. So wechselten bei ihm Knallerbsen- und Kanonenschläge, Ernst- und Lustfeuerwerke, Höhen und Flächen, und mit der tragischen Erhabenheit die spießbürgerliche Jämmerlichkeit. Der Gedankenprozeß war bei ihm gestört; die Geburt konnte nicht regelmäßig und im Zusammenhange statt finden.

Grabbe wäre zu einer andern gesunden und dramatischen Zeit ein gesunder Heros der Bühne geworden. Seine kolossale Natur rieb sich an den kleinlichen Verhältnissen der Jetztwelt auf, der Diamant am Diamantenstaube; denn unser Jahrhundert ist ein glänzender Staub, in welchen die früheren sich zerbröckelt haben. Daß dieser Staub sich zu consolidiren strebt, das erkannte Grabbe nicht; er kannte das Solide nicht, das in unsrer fragmentarischen Zeit wirklich noch liegt. Er wußte sich an den allgemeinen Verhältnissen nicht aufzurichten und seine individuellen widerten ihn an. Er wollte Ple-

besser bleiben, weil er nicht anders konnte, und doch lebte er unter aristokratischen Einflüssen und Verhältnissen. Da kam ein Riß in ihn, der sich nicht wieder fügen wollte. Der Dramatiker strebt in seine Welt hinaus, er begehrt nach der Welt der Bretter, welche die seinige ist und auf der er die Weltgeschichte reproducirt; aber so hart und spröde seine Producte waren, so hart und spröde war die Bühne gegen ihn. Was er schuf, fiel dem Buchhandel anheim, den Leihbibliotheken, dem Würmer- und Mottenfraß. Die Bühne in ihrer jetzigen Gestalt und Grabbe — welche fremdartige, verschiedene Dinge und Begriffe! — Grabbe war sein eigener Begriff; er fühlte sich zu adlig, um unsrer entarteten Bühne Zugeständnisse zu machen; diese ihrerseits, im Schlendrian hintaumelnd, erschrak vor dem kolossalen Grabbe. Sie waren beide Feinde auf Tod und Leben; die Bühne unterlag nicht, denn sie ist schon unterlegen genug; ihr Todfeind, der unter andern Verhältnissen und wenn man ihn zu gewinnen gesucht hätte, ihr wärmster Freund werden konnte — Grabbe unterlag. Dramatischer Fonds lag in ihm massenhaft. Leben, Bewegung, That, die Worte selbst jedes eine That — das ist die Dramatik Grabbe's! Das Gemeinste und Edelste, das Trivialste und Ungewöhnlichste grenzte

in ihm nahe bei einander; aber weder dies noch jenes ging bei ihm, wie bei Shakspeare, in blutwarme Natur oder in ein Abbild des Lebens über, worin sich eben die Lebens-Trivialitäten und Erhabenheiten nur als Spiegelbilder abschatten. Grabbe'n fehlte die gesunde, urkräftige Zeit, worin sich Shakspeare, trotz ihrer Ecken und Schärfen, welche vielmehr dem Dichter eben so viele Handhaben und charakteristische Merkmale boten, heranbildete. Eine Natur wie Grabbe, mußte sich in unsrer Zeit zur dramatischen Einsiedlerschaft selbst verurtheilen, und was an ihm gesund und kernhaft war, mußte sich in Knoten und Knorren verwachsen. Grabbe konnte zu unserer Zeit nichts werden als ein seltsamer Mensch, ein absonderlicher Dramatiker. Aber mit der bloßen Absonderlichkeit ist, bei aller Größe, in der dramatischen Poesie wenig gethan.

Grabbe's Porträt hängt, wunderbar genug, zu Düsseldorf in einem Weinhause. „Ein groteskes Gesicht, mit eingefallenen Wangen, verbissenen Lippen, zerstörten Zügen, unter denen eine stolze, fast majestätisch hohe Stirn wie mit dem Zorn des Donnerers thront. Das Haar hängt verworren herab, das Auge hat nur noch Kraft zu momentanem Aufblitzen.“ So porträtirt Kühne des Dichters Porträt. Diese Eingefallenheit, Verbissenheit, Zerstört-

heit und darüber die Majestät und der donnernde Zorn — man kann sich Grabbe gar nicht anders vorstellen. Mit diesem seinem äußerlichen Menschen correspondirte sein innerer. Sein Gesicht war die Verkörperung des tragischen Schmerzes, der in ihm lag und sein Dasein verwüstete.

Christian Grabbe wurde 1801 zu Detmold geboren. Aristophanes, Shakspeare, vorzüglich Byron zogen ihn an. Die Rechtswissenschaft, welcher er bestimmt, aber nicht hold war, genügte ihm nicht. In Berlin fand er einen literarischen Kreis, zu welchem Heine und Uechtritz gehörten, und der ihn aufnahm. Man hat über die Dürftigkeit und große Noth, in der er damals lebte, nie eine Klage von ihm vernommen, und wenn ich erwähne, daß er jeden Abend, wo er der Aufführung eines Shakspeare'schen Stückes beigewohnt hatte, sich etwas zu Gute that und eine Last von Schweizerkäse genoß, so geschieht dieß nur beiläufig. Die Herren Literaten, mit denen er umzugehn die Ehre hatte, waren gemachte Leute und konnten sich's wohl sein lassen. Damals schon verbiß sich Grabbe, um weder sein Genie noch seinen Hunger kund zu geben. Zu derselben Zeit setzte er auch einen Brief auf, welcher sich erhalten hat und worin er ein fürstliches Herz zu rühren sucht. Der Brief wurde, weil er zu

sonderbar war, auf den Rath eines Freundes nicht abgeschickt. Grabbe spricht hierin mit gewohnter Genialität, kurz entschieden, derb von seinen Anlagen und daß er Schauspieler werden wolle, wozu er ungemeinen Beruf habe, und daß man ihn dazu nicht zulassen wolle. „Ich weiß nicht," schließt er, „ob ich, wie die Leute sagen, ein Genie bin, aber das weiß ich, daß ich ein Kennzeichen mit dem Genie gemein habe — den Hunger." — Später finden wir ihn als Regimentsauditeur in Detmold wieder. Ob ihm hierzu seine dramatischen Dichtungen, welche Tieck durch einen höchst eigenhändigen Brief empfahl und die im Jahre 1827 erschienen sind, oder seine juristischen Kenntnisse verholfen haben, läßt sich durchaus nicht entscheiden. Es wäre sonderbar, wenn Shaspeare seines Lear wegen bei einem britischen Regiment als Auditeur angestellt worden wäre, und es läßt sich vermuthen, daß bei Grabbe ganz andere Verdienste, als das, den Herzog von Gothland geschrieben zu haben, berücksichtigt wurden. Der Dichter kam zuerst auf den Einfall, das den höllischen Mächten überantwortete Doppelpaar Don Juan und Faust in einer Tragödie zusammenzustellen, ein glücklicher Einfall, der einem Franzosen nachträglich auch noch eingefallen ist. Zu gleicher Zeit bearbeitete Grabbe die Hohenstaufen, Fried-

rich den Rothbart und Heinrich VI., welche eben so viele geniale als sonderbare Züge und alles Andere, nur keine Raupach'schen Hohenstaufen-Phrasen enthalten. Grabbe hat das Ruhepolster der Phraseologie nie geliebt. Jenen Stücken folgte späterhin das dramatische Epos „Napoleon oder die hundert Tage," in welchem eine gewagte Bizarrerie, aber eine großartige vorwaltet. Die Form dieser Stücke besteht zum Theil in einer kecken, allerdings etwas harten und schroffen Linienmanier, die den Schatten mehr liebt, als das Licht, aber an grellen Schlaglichtern keinen Mangel hat. Es liegt etwas Gewaltsames in seiner Schraffirung, eine lakonische Kürze in seinem Ausdruck, etwas schneidend sich Absonderndes in seinen Tableaux, die er ohne Bindung hinter einander aufstellt. Aber in dieser Manier spricht sich zugleich etwas ungemein Großes aus, ein in die Augen fallender Heroismus, ein die geschichtlichen Momente würdig auffassendes, scharf begrenzendes, echt dichterisches Gemüth. Zur Vollendung fehlt ihm nur die Fähigkeit oder das Streben, seinen Farben und Tönen Schmelz und Bindung zu geben, und die sanften Tinten als Ruhepunkte für das schmerzhaft brennende Auge in den Vordergrund zu bringen. Er ist groß und erhaben im Pathetischen und eigentlich Tragischen; das Rüh-

rende, die Wehmuth, welche die wollüstig bittre Thräne zarter Rührung erweckt, flieht und verschmäht er. Man könnte ihn den Buonarotti der Tragödie nennen. Zuletzt hat sich Immermann seiner angenommen als Krankenwärter, unter dessen glücklichen Auspicien Grabbe als gewöhnlicher Rollenabschreiber fungirt haben soll. Man wollte ihm wahrscheinlich eine Beschäftiguug geben, die ihm, als einem Erkrankenden, noth thun mochte. Immermann und Grabbe gaben zusammen ein schlechtes Gespann. Letzterer schien sich in dieser Gesellschaft nicht wohl zu befinden; er ging auf seine eigene Weide, die er in einem Düsseldorfer Weinhause fand. Lange Zeit hatte er hier eine Gesellschaft, die ihm allein zusagte, weil sie die möglichst beschränkte war und nur in der Person eines Einzigen bestand. Dieser Eine, sein eben so abgemüdeter Freund, der Componist Norbert Burgmüller, starb im Aachener Bade. Da war Grabbe einsam, und in seiner Verzweiflung ließ er jene sonderbaren Worte im Düsseldorfer Fremdenanzeiger drucken: „Norbert, Du wolltest wiederkommen, Du hast Dein Wort nicht gehalten! Du bist weiter gereist, als Du solltest und wolltest; Norbert, kommst Du nie wieder?“ Aber Norbert kam nicht, und Grabbe, auf seinen eigenen zerrissenen Menschen be-

schränkt, zog, seinen Freund zu suchen, am 12. September 1836 aus, und wird nie mehr wiederkommen.

Grabbe's Genie concentrirte sich zuletzt in seinem „Hannibal;" etwas Großartigeres hat Grabbe nie geschrieben. „Aschenbrödel" steht tiefer; es stand dem Sterbenden nicht wohl, seinen Mund zum Lachen verziehen zu wollen. — Der sonderbare Mensch, der das Leben als eine Lumperei ansah und sich und seine Mitmenschen unter dem Ehrentitel „Lumpen" zusammenfaßte! Nichts kränkte ihn mehr als ein öffentliches Lob. Günstige Recensionen unterdrückte er, wo es ihm möglich war, und ehe sie in die Oeffentlichkeit hinauskamen. Auf Zettel und Fidibuspapier warf er sein letztes Todesröcheln hin, „die Hermannsschlacht." Seine Testamentsvollstrecker werden damit zu thun haben. Manches dürfte in dem Bildungs- und Verwüstungsgange, den er einschlug, dunkel sein. Wir wünschten von seinem künftigen Biographen, der alles, nur nicht vornehm sein darf, Aufklärung. Der sonderbarste, eckigste und genialste Mensch des literarischen Deutschlands verschied mit Grabbe. Wir übrigen sind nivellirt. Die Zeit hat uns gleich gemacht.

Gasparini.

Die „Reisetage" von Bechstein enthalten unter dem Titel: „Die Geschichte meines Ringes," zugleich die Geschichte eines gewissen Pasgarini, der als Mensch unglücklich und als Schriftsteller doppelt unglücklich war, indem ich dafür halte, daß ein Schriftsteller von Hause aus nicht zu den Glücklichen gehört und daß er, wo andre Menschen einfach elend sind, einem zusammengesetzten und verdoppelten innern Schmerze unterworfen ist. Ich habe überhaupt Unglück mit den Dichtern, die in den Kreis meiner nähern Bekanntschaft fallen; den einen erfaßt, mitten im Streben, der Tod, den andern der Wahnsinn; denn in dem hohlen Lorbeer,

Der eines Dichters sterblich Haupt umgiebt,
Hält seinen Hof der Tod; da sitzt der Wahnsinn,
Höhnt seinen Staat und grinst in seinen Pomp;
Läßt ihn ein Weilchen, einen kleinen Auftritt
Den Dichter spielen — — — —
Flößt einen eiteln Selbstbetrug ihm ein,
— — — — — — — und so gelaunt
Kommt er zuletzt, und bohrt mit kleiner Nadel
Das Hirn ihm an und — gute Nacht!

Nicht aus gutem Gewissen mag es geschehen sein, daß Bechstein den Namen Gasparini mit leichter Versetzung in Pasgarini umgewandelt hat.

Und wie stellt er ihn dar? Freilich als einen, der nicht ohne Wissen und Talent gewesen sei, der schön und gewählt gesprochen, Gemüth verrathen und dessen näheren Umgang er gern gesehen habe. Ist es aber erlaubt, schlechte und leichtsinnige Streiche aufzudecken von einem, dessen Verstand durch die Folterschrauben der Noth, der Dürftigkeit, der Lebensverzweiflung bereits ausgereckt und verrenkt war? Hat Bechstein ein Privilegium darauf, Menschen, denen er Wohlthaten erwies, hinterher vor einem Publikum bloßzustellen, welches bereits durch unsre Schriftsteller bis zu jenem Extrem hinaufgeschraubt ist, wo nur das Pikante und Prickelnde, das Gemüthlose noch wirkt, nur das, was Blasen zieht, ätzt und beizt, nur das, was ein grausames Vergnügen an den Verkehrtheiten, Schlechtigkeiten und Lächerlichkeiten ihrer Mitmenschen hervorbringt? — Bechstein, ein sonst gemüthlicher Mann, hat sich durch die gelungenen Versuche seiner Vorbilder blenden lassen und sich kopfüber in jene schönstylistische Manier gestürzt, welche ihre Malicen und feinen Spitzen nur schlecht verbirgt.

Pasgarini, erzählt Bechstein weiter, habe ihn erst um einen Mantel gebracht und sodann um sechs Thaler, die er Pasgarini'n geliehen, um den Mantel auszulösen. Pasgarini habe jenen Mantel ver-

setzt, um für Bechstein einen Ring zu kaufen und ihn am Geburtstage damit zu beschenken. Später habe er Pasgarini'n, der in seinem sechs und dreißigsten Jahre — wovon höchstens dreißig auf sein natürliches Alter kommen, die übrigen sechs von dem freigebigen Bechstein zugelegt worden — noch Tanzstunde nahm, bei heftiger Kälte begegnet, wie er in bloßem Leibrock, nur Glacéhandschuhe anhabend und blitzblau im Gesicht, Schrittschuh gelaufen sei mitten unter der Leipziger eleganten Welt. Pasgarini, der zu Hause kein Holz, kein Brot, keinen Oberrock mehr gehabt und erst vor Kurzem einige Scheite Holz von Bechstein mitgenommen habe, um sich nur einheizen zu können, sei nun in Lindenau eingekehrt, habe überzuckerte Maikäfer präsentirt und auf Bechstein's Vorwürfe erwiedert: „O Du weißt nicht, was gut ist; sie — nämlich die Maikäfer von Zucker — wärmen außerordentlich." Nicht lange darauf habe er gehört, Pasgarini sei verrückt geworden.

In der That! wer, um seinem Freunde ein Geschenk zu machen, ihn um seinen Mantel bringt, wer zu Hause friert und im Tanzen Unterricht nimmt, wer im Leibrock Schrittschuh fährt und, um sich zu erwärmen, überzuckerte Maikäfer ißt, — dessen Verstand muß schon halb unter der Nacht des Wahn-

sinns liegen; nur daß der Menschenkenner Bechstein diese heraufwandelnde Nacht des Irrsinns nicht wahrnahm.

Pasgarini war nun verrückt. Schulden hatte er in Menge. Seine Mutter sagte sich von ihm los, — eine wohlfeile Art, eine treffliche Mutter! setzt Bechstein hinzu. Der Verrückte wurde in's Karzer gesperrt. Hier sah Bechstein das bleiche Angesicht des Armen, der seinen wohlwollenden Freund, welcher der restanda wegen nicht „klagbar geworden" wehmüthig freundlich grüßte. — Aus diesen Angaben kann ich mich nicht vernehmen. Es ist unglaublich, daß eine Mutter von ihrem wahnsinnig gewordenen Sohne sich lossagt! Sie sagte sich wahrscheinlich von den Gläubigern ihres Sohnes los, weil sie zu arm war, um seine Schulden zu decken. Ich weiß, daß sie trotz ihrer Dürftigkeit an ihrem Sohne gethan hat, was ihr zu thun nur möglich war. Und welch ein Universitätsgericht, das einen verschuldeten Wahnsinnigen in's Karzer steckt!

Später kam Pasgarini in's Spital, wo Bechstein ihn besuchte. Er fand ihn nicht so verrückt, wie er gefürchtet. Viele meinten, er habe sich nur verstellt, indeß, fügt Bechstein hinzu, sein Gemüth und sein Verstand waren doch zerrüttet. Er klagte sich seiner Sünden an, hielt sich für einen Betrü-

ger und sprach in pietistischem Demuthstone: „ich habe mich zu Gott geflüchtet, Gott ist gut, Gott hat mir Alles vergeben, und wenn mir Gott vergeben hat, was wollt ihr thun?“

Diese pietistische Armesünderstimmung kann Bechstein seinem verrückten Freunde nicht vergeben; und doch war sie nur die Folge, ein schreckliches Symptom seines Wahnsinns. „Also ein frömmelnder Narr, oder ein Heuchler, oder beides zugleich!“ sagt Bechstein. „Seine Lage hatte mir Mitleid eingeflößt, diese Sprache“ — (offenbar die eines Wahnsinnigen!) — „empörte mich,“ fährt Bechstein weiter fort. Plötzlich verschwand Pasgarini.

Ein nach Leipzig reisender Freund Bechsteins begegnete dem Unglücklichen, wie er zwischen Weißenfels und Naumburg baarhäuptig auf der Landstraße nach letzterer Stadt zu mehr lief als ging.

Die traurige Geschichte, wie sie Bechstein erzählt, nimmt in Aachen ihr Ende. In der Salvatorkapelle sieht er einen männlich gekleideten Beter liegen. Es ist Pasgarini — das Angesicht umschattet von einem vergrauten Backenbart, noch nicht alt und doch furchenreich, sein Ausdruck dumpf, fast leblos, stupid. Bechstein bietet ihm einen guten Morgen. Dieser Gruß verräth den Ketzer. Pasgarini blickt nicht auf, dankt nicht. Bechstein drückt

ihm den Ring, den er von Pasgarini erhalten und der bereits zerbrochen war, in die Hand, damit er sich eine gute Stunde schaffe. Pasgarini empfängt ihn, aber er dankt nicht. So kann des Menschen Geist gebrochen werden, wenn er abirrt vom Pfade des Lichts und des Rechts. Dies ist die Moral, mit der Bechstein schließt.

Aber Gasparini's Geist — ich werde von jetzt an seinen wahren Namen nennen — hatte bereits einen Bruch, als er vom Pfade des Lichts und des Rechts abirrte, und weil sein Geist gebrochen war, darum irrte er. Seine Vergehen waren nicht Ursach, sondern Folgen seiner Geistesverrückung. Die äußeren Verhältnisse, unter denen sein strebsamer Geist nicht aufkommen konnte, zertrümmerten sein von Grund aus edel organisirtes Gemüth. Ich begreife die Verblendung nicht, in welcher befangen Bechstein hier erscheint. Glaubt er an Gasparini's Wahnsinn nicht, so hat er Unrecht, seines Freundes menschliche Schwächen aufzudecken. Wie deutsch kleinlich ist die Geschichte von den sechs Thalern und vom versetzten Mantel! Aber das Vorhandensein des Wahnsinns war hier gar nicht zu bezweifeln. Bechstein sagt selbst, daß er an Gasparini nicht die geringste Neigung zum Mysticismus habe entdecken können. Woher plötzlich die pietistische

Sprache im Spital? Woher alle jene Absonderlichkeiten, von denen er erzählt? Woher endlich jene Stupidität, jene körperliche und geistige Stumpfheit in der Salvatorkapelle zu Aachen? — Wahrlich! nicht weil er Katholik war, sondern weil er wahnsinnig war, hat Gasparini Bechsteins freundlichen Gruß nicht erwiedert. — Nun wohl! Gasparini ist im Wahnsinn gestorben. Bechstein scheint es noch nicht zu wissen. Hiermit soll es ihm gesagt sein.

In Berlin wird hier und da Gasparini's Name noch bekannt sein, aber gewiß nicht genannt; denn was gilt uns Berlinern, die wir der literarischen Hoffarth voll sind, ein wahnsinniger Schriftsteller, der im Elende umkam. Es ist ihm schon recht, sagen Einige — warum strebte er geistig so hoch hinaus, da er arm war? warum hat er seinen Halt verloren? — ja wenn sich der Halt im menschlichen Leben so leicht nur finden ließe! — Einige suchen ihn vergebens und verfehlen ihn mit offenen Augen, andre fallen auf ihn mit geschlossenen — solche, die blind und der Umstände Machlinge und des Glückes Lieblinge sind! — Ich habe schon früh von dem Verstorbenen viel gehört, von seinem Witz, seiner philosophischen Bildung, seinen dichterischen Anlagen; es war mein Bruder, welcher mit ihm eine Zeitlang zusammen wohnte, als treuer Genoß

seiner Kümmernisse, und nicht müde werden konnte, mir von diesem tüchtigen Menschen zu erzählen, der für den Gesellschafter dichtete, einige echt humoristische Scenen unter dem Titel „Faschingsbilder“ herausgab, wofür er von seinem Kölner Verleger einige Eßwaaren als Honorar erhielt, und für mehrere jetzt eingegangene westphälische und rheinische Blätter Correspondenzen schrieb, wovon der Bogen ihm mit 5 Thaler Preußisch honorirt wurde. Jeder Schriftsteller weiß, was das zu sagen hat, einen Bogen für 5 Thaler zurechtzusetzen! Auch für die Holtey'schen Beiträge zur Geschichte der dramatischen Kunst lieferte Gasparini treffliche Recensionen, z. B. eine über Raupachs Niebelungenhort. — Das Alles ist nun verloren! — Auch der Kreis von jungen Literaten, zu dem Gasparini gehörte, hat sich durch die Macht der Verhältnisse aufgelöst. Viele davon sind gemachte Leute geworden. Sie werden vielleicht vornehm herabsehen auf den Unglücklichen, der im Narrenhause zu Siegburg starb und nun auch ein gemachter Mann ist.

Eduard Gasparini war in Aachen geboren. Das bedeutende väterliche Vermögen wurde von dem Gründer des Reichthums selbst verspielt und verschleudert. Mit allen Leiden der Armuth hatte Gasparini zu kämpfen, als er in Berlin Hegel'sche

Philosophie studirte, die ihn seinem philologischen Brodstudium selbstsüchtig und buhlerisch abwendig machte. Der Gegensatz zwischen seinem Jugendleben, wo ihm nichts fehlte, und seinem Studentenleben, wo ihm Alles fehlte, war betrübend. Daher sein Argwohn, seine Mißstimmung gegen die Begüterten! Ich wühle in meines Bruders Papieren und finde hier den Schluß eines Sonetts, das sich auf Gasparini bezieht:

Gefühl der Armuth, wo sonst Ueberfließen! —
Der Freunde Scherz, die seinem Geist sich neigen,
Des liebenden Genossen offne Sprache:
In seinem Sinne wendet es der Drache
Des Wahns zu Unmuthsbildern, — finstre Reigen! —
Weh, hinter Riegeln muß man ihn verschließen!

Und gleich darauf: „Wars Liebe, war es Streben nach dem Unerreichbaren? Ein herrliches Talent ging mit dir unter. Du wurdest heil, heil durch den Tod! — Du hast bei Lebszeiten schon Interesse genommen an den deutschen Dichtern, die wahnsinnig wurden!"

Das ist der Moment, der durch sein ganzes Leben sich hindurchzog, — ja es ist eine Wollust, die Vorstellung des Wahnsinns, die auch Gasparini nicht losließ, ein freundlicher Gedanke für den durch vielfältiges und zwiespaltiges Denken Zerrissenen, nach allen Seiten hin Zertheilten und durch die

Zersetzungskraft der Skepsis Zerspaltenen, der einmal auszuruhen wünscht in der fixen Idee, worauf der Wahnsinn sein starres Auge heftet. In der Verrücktheit giebt es auch eine Unverrücktheit, ein Feststehen des Gedankens — eine Ruhe in der Unruhe. Diese ersehnte Gasparini; er arbeitete darnach; er studirte sich durch Skrupel, die er als Folterschrauben sich selbst anlegte, in den Wahnsinn hinein — seine körperliche wie geistige Organisation, verbunden mit den religiösen Zweifeln, die ihm die Unbefangenheit des kindlichen Glaubens und das Vertrauen zu seiner väterlichen Religion früh schon nahmen, waren ihm behülflich.

Ich weiß nicht, welche Gründe ihn bestimmt haben, seine Studien in Leipzig zu vollenden und hier eine feste Stellung zu suchen. Vielleicht war es der Reiz literarischer Thätigkeit, für die in Leipzig ein ausgedehnteres und freieres Feld sich öffnet. Schon während der letzten Zeit, die er in Berlin zubrachte, gaben sich Spuren der Geistesabwesenheit an ihm kund. Er gerieth in eine immer größere Dürftigkeit, welche seine geistigen Kräfte absorbirte. Ich erinnere mich eines Epigrammes, welches der Gesellschafter mittheilte; „die blauen Berge locken zum Spazieren," heißt es darin, — da fällt ihm ein, daß seine Stiefeln der Sohlen entbehren und

das Spazierengehen ihm versagt sei. Dieser Fall ist wörtlich wahr. Seine Freunde haben ihm mehrfach mit Schuhwerk aushelfen müssen. Seine Mutter unterstützte ihn bereitwillig, aber die Hülfe reichte nicht aus.

Gasparini zersplitterte seinen Geist aus Noth und schriftstellerischer Leidenschaft zugleich in den verschiedensten Journalen und, wie wir gehört haben, für geringen Lohn. Alle Hauptblätter Berlins wiesen von ihm Arbeiten auf: der Gesellschafter, das Conversationsblatt, welches damals unter der Zwillingsredaction von W. Alexis und F. Förster stand und einige Scenen aus den Faschingsbildern zuerst mittheilte, von denen W. Alexis selbst sich ausnehmend angesprochen fühlte. Witzige Aufsätze von Gasparini enthielten auch der Hesperus und die in dem Herrn entschlafenen Zeitblätter „Hermione" und „westphälische Flora." Aber diese journalistische Thätigkeit konnte, weil sie keine Concentration der Kräfte zuließ, nur diminuirend und zerstückelnd auf Gasparini's Gemüth wirken.

Jene von Bechstein erwähnte Reise, die er in bloßem Kopfe und in brennender Sonnenhitze von Leipzig nach Aachen machte, wo er, die gänzliche Unfähigkeit zu geistiger Arbeit schon in sich fühlend, seine letzte Zuflucht suchte, zerstörte seinen Verstand

völlig, der unablässige Sonnenbrand gab ihm den letzten Druck. Er wurde nach Siegburg in's Irrenhaus gebracht. Hier schüttelte ihn der Wahnsinn so mächtig, daß man ihn zu gewissen Zeiten binden mußte. Mit diesen Augenblicken losgelassener Wuth wechselten lichte, wo er im Stande war, über seinen Zustand zu reflectiren *). In den lichten Augenblicken pflegte Gasparini zu seiner mit Unrecht von Bechstein verdächtigten Mutter, die ihn besuchte, die Aeußerung zu thun: das Alles kommt vom hohen Studiren. Gasparini war nicht kräftig genug, um die Hegel'sche Philosophie, in die er sich vertieft hatte, zu vertragen und zu verdauen. Er starb in dem Zustande, wohin sein ganzes Wesen die Richtung hatte, im Wahnsinn. Sein Tod fällt in das Jahr 1832. Was sollen wir von der Wahrheitsliebe Bechstein's, die er selbst in der Vorrede rühmt, halten, wenn er Gasparini noch im Jahre 1834 zu Aachen gesehen haben will?

*) Der Irrenarzt, welcher für den geistvollen Wahnsinnigen sich in hohem Grade interessirte, hat die Aufsätze, die Gasparini während seiner Krankheit schrieb, gesammelt und bewahrt sie als Privateigenthum, von dem wir wünschen, daß es, mit den früheren Arbeiten Gasparini's vereinigt, ein öffentliches werde. Eine solche Zusammenstellung müßte von bedeutendem psychologischen Interesse seyn.

In dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, fällt mir das Elend der Dichter und Schriftsteller schwer auf's Herz. Ich denke an die Wahnsinnigen: Kuh, Lenz, Hölderlin, Wezel, der noch der Vergnüglichste war, indem er sich für Gott selbst hielt und unter seine Werke schrieb „ich Wezel der Herrgott;" ich denke an die Selbstmörder Leßmann*) und H. Kleist; ich denke an all das Herzeleid, den Jammer, die Nothdurft, was sich bisher in den Zellen der deutschen Literatur aufgesummt und gehäuft hat. Und nun muß ich noch zum Ueberfluß hören, daß ein neues Opfer der schriftstellerischen Wuth gefallen sei, ich meine den Theaterdichter Arendt, von dem nur Kleinigkeiten aufgeführt worden sind, die er aber insgesammt für etwas unsagbar Großes hielt. Er behauptete, mit allen Bühnen Deutschlands in Verbindung zu stehen; nur an der hiesigen, sagte er, habe er eine Gegenpartei, die ihn nicht wolle aufkommen lassen. Er war auch Mitarbeiter an dem alten Freimüthigen und ist in der Charité gestorben — wie ich nicht zweifeln mag, an seinen Extravaganzen und in Folge seiner Dürftigkeit. Diese Beispiele haben mich fast dahin gebracht, hin-

*) Leßmann gehörte ebenfalls zu dem Kreise jüngerer Literaten, unter denen Gasparini einer der witzigsten und scharfsinnigsten war.

ter jedem Schriftstellergesicht einen maskirten Wahnsinn hervorblicken zu sehen — hinter jedem blassen, gefurchten und eingefallenen, nur nicht hinter den wohlgenährten, mit dem Stempel der Gemachtheit bezeichneten, deren es wohl auch bei uns zu Lande eine Anzahl giebt.

Aber das Schriftstellerleben hat seine Reize, und selbst seine Leiden haben ihren Reiz! Es ist eben die Lust, sich dem möglichst ausgebreiteten Kreise mitzutheilen, wenn man so Vieles auf dem Herzen, so Vieles zu sagen hat! Seiner Lieblingsneigung zum Opfer zu fallen, ist verlockend! So fliegt das Insekt in das Licht, und taumelt hinein und scheut den Tod nicht, weil seine innerste Neigung nach dem Lichte geht! Jeder Schwindel hat seinen Moment der Wollust! Aber Unberufene und Schwächlinge, die den angenehmen Schwindel nicht ertragen können, sollten sich fern halten.

Ich würde gern eine bezeichnendere Reliquie von Gasparini mittheilen; ich habe hier nur ein Lied, aber ich hoffe, man wird es mit Pietät lesen und des Unglücklichen in herzlichster Wehmuth dabei gedenken:

Baum und Blume.

Mann und Weib, und Baum und Blume
Sind gar wunderbar verwandt;

Streiten wollten Baum und Blume
Bis sich gleiche Liebe fand.

Tief die Wurzeln muß er schlagen,
Reifen in der Erde spät,
Eh' er darf zum Himmel ragen,
Eh' er hoch und kräftig steht.

Kurze Zeit hat sie zu träumen,
Kindlich knospend noch versteckt,
Bis ein Strahl aus Himmelsräumen
Plötzlich sie zum Leben weckt.

Liebend koset er im Schatten,
Den er selber sich verleiht;
Vögel müssen Lieder gatten,
Wie er süße Früchte beut.

Sie, die Arme, kann nichts geben,
Blicke hat sie nur und Duft;
Denn ihr Lieben ist ihr Leben,
Und ein Seufzen ist ihr Duft.

Schmachtend, wenn der Tag gesunken,
Tönt sein lispelnd Laubeslied,
Oder brauset rachetrunken,
Wenn ihn Nacht und Leid umzieht.

Doch hat sie den Tag empfangen,
Oeffnet sie die Blüthenbrust,
Weint mit thauendem Verlangen
Um die kurze Liebelust.

So in bittern Trennungsschmerzen
Denkt der Lieb' er fort und fort,
Trägt, geschnitten in dem Herzen,
Alter Treue Runenwort.

So in bittern Trennungsschmerzen
Giebt sie selber sich zum Pfand,
Welkt gedenkend an dem Herzen,
Wo sie Leben, Sterben fand.

Mann und Weib, und Baum und Blume
Sind gar wunderbar verwandt;
Streiten wollten Baum und Blume
Bis sich gleiche Liebe fand.

Reliquien von Ferdinand Weisse.

Es ist meinen Lesern nicht zu verdenken, wenn sie bei der Ueberschrift stutzig werden und fragen, wer dieser Ferdinand Weisse gewesen sei? ob er in Amt und Würden stand? vielleicht als Dr. der Philosophie, als Geheimsecretair, als Director, Rath oder Professor? — Einen Titel muß er doch gehabt, ein Amt verwaltet haben. Freilich hatte er beides; er war, Alles in Allem gesagt, ein Hauslehrer, welcher Gedichte machte und über Poesie, Liebe und Heugeruch seine philologischen Studien vergaß; einer, welcher gestorben ist, ehe er noch wahrhaft zu leben angefangen; ein Mensch voll Verzweiflung und köstlicher Anlagen, blutjung, heißköpfig, ein trauriges Opfer der modernen Lebensverhältnisse und der verstimmten Stimmung, die zur Zeit gäng und gäbe ist.

Was das zu sagen hat „ein Hauslehrer zu sein!" der gnädigen Frau die Honneurs zu machen, ihr die Hand oder, im bessern Fall, die Glacéhandschuh zu küssen, mit dem gnädigen Herrn auf die Jagd zu gehen, zu schwatzen, Whist zu spielen! den kleinen gnädigen Bälgern das ABC beizubringen nach

allen Regeln der Buchstabir- und Lautirmethode! die Erwachsenen aber in das ABC der lateinischen, französischen und englischen Grammatik einzuweihen — und das alles mit einem Dutzend alter Classiker und einer Mandel im Entstehen begriffener poetischer Klappernüsse im Kopfe! — Ja! das Hauslehrerthum ist das reinigende Fegefeuer, welches mitten inne liegt zwischen dem irdischen Vergnügen des Studententhums und dem sonnenhellen Himmel des amtlichen Philisterthums! Die Armensuppen-, die Versorgungs- und zugleich Trittmühlen-Besserungsanstalt für diejenigen, welche während der Universitätsjahre ihr Vermögen oder ihre Gnadengehälter, Stipendien genannt, aufgeneigt und ihr redliches Geld in Cours gebracht haben! die letzte Schanze, die man eingenommen, um gegen Hunger und Durst sich zu vertheidigen! die Citronenpresse, welche uns den edelsten Saft, der in die Zöglinge zu einer gelehrten Punschcomposition übergehen soll, so lange aussaugt, bis die Frucht auf traurige und trockne Fasern und Zellgewebe zusammengedörrt ist!

Der norddeutsche Frühlingsalmanach für 1836 enthält eine Anzahl seiner hinterlassenen Lieder, die gewissermaßen den Anhang des Buches bilden. Da ich selbst bei diesem Almanach betheiligt bin, so glaub' ich in meinem und des Todten Interesse zugleich zu

handeln, wenn ich das Interesse an ihm wo möglich auszubreiten und zu verlebendigen suche.

Guter Verstorbener! — Als Du deine Poesie einmal an den Nagel hingst und mit Deinem ganzen Menschen in die Grammatik von Thiersch und in die unregelmäßigen griechischen Verba Dich stürztest, damals hast Du gewiß nicht geglaubt, daß diese verba irregularia Dir so gar wenig nützen und nur dazu beitragen sollten, Dein eignes Leben irregulär zu machen, denn gerade damals kam ein Zwiespalt in Dein Gemüth und Thiersch und Göthe, Dein Abgott, rissen sich um Deine arme Seele.

Wahrlich! Du hast unsre modernen Leiden durchgemacht, wie Einer, und sie mit Anstand ertragen, wie Wenige. Du hättest besser gethan, Lieder zu dichten, als des Thiersch homerische Verbalformen und die weitschichtige Partikelabhandlung zu studiren. Jene wären uns geblieben; Deine griechischen Kenntnisse sind verloren und haben weder Dir noch sonst Einem irgend genützt. Wie vieles lernen wir Modernen für das Grab, nicht für das Leben — nur damit es umkomme und zu Schimmel werde!

Weisse hatte ein gutes Herz, aber eine spitzige Zunge; seine Lippen waren für den anschmiegsamen Kuß eben sowohl eingerichtet, wie für den abstoßenden Witz. Aber der Witz ist ein Messer mit dop-

pelter Klinge, deren eine nach außen schneidet, die andere nach innen, beitzend und ätzend, wie Scheidewasser. Auch das bösartige Miasma, was unsre Luft verunreinigt, die Kritik, hatte ihn inficirt; er konnte nicht genießen, ohne zu mäkeln, und er genoß nur da, wo er mäkeln konnte. Wenn er aber liebte, liebte er mit voller Seele und ausschließlich; so Hegel, den er außer dem Bette, und Göthe, den er Abends im Bette las, und die Lippen, die er küßte, und die gute Stunde, in welcher ihm wohl ward.

Ungenügsam und mit sich selbst unzufrieden ist er immer geblieben. Nur wenn er dichtete, genoß er und war er glücklich; hatte sich sein lyrischer Bestandtheil abgelöst, war das Uebermaß seiner Gefühle zu Papier gebracht, so trat die Kritik ein und die Verbitterung und die gewissenhafte Darlegung dessen, was er gewollt und nicht erreicht hatte. Am Erzeugen fand er Lust; das Erzeugte graute und fröstelte ihn an; es blieb doch immer ein Rückstand an Gefühl in seiner Seele haften, ein Unbestimmtes, ein Unendliches, Unsagbares, was keine Gestalt gewinnen mochte, was gar nicht einmal aus dem höhlen- und räthselhaften Innern herauswollte. So fand ich ihn einmal damit beschäftigt, ein Heft seiner Gedichte im Ofen zu verbrennen; einen Theil davon rettete ich, der andere war bereits verkohlt;

aber der gerettete war so angeschmaucht und verstümmelt, daß er gar nicht zu brauchen war. Ich erinnere mich, daß er mir einmal den Anfang einer Novelle vorlas und bald darauf eine poetische Erzählung in Byronscher Weise, einen in preußische Kriegsdienste geworbenen Franzosen betreffend, der aus Sehnsucht nach seinem Vaterlande dreimal aus Stettin desertirte, dreimal Spießruthen lief und in Folge seiner Strafe im Lazarethe starb. — Weisse liebte immer das Sonderbare und Einfache, aber er wußte es mit einer Fülle von Gemüth und innrer Poesie zu würzen. Beide Dichtungen hielt er für seine gelungensten; ich stimmte ihm bei und suchte durch alle mögliche rhetorische und anregende Mittel auf ihn zu wirken, daß er das Begonnene glätte, ausfeile, zu Ende brächte. Als ich ihn wieder besuchte, hatte er bereits beide Manuscripte verbrannt. Man kann sagen, Weisse hat gerade seine besten Produktionen eigenmächtig und eigenwillig vernichtet. Seine Kritik war durch langen Gebrauch übersichtig und von zu vieler Schärfe blind und blöde geworden. Ueber seine eignen Leistungen hatte Weisse kein Urtheil.

Während ich mich in einem Neumärkschen Winkel aufhielt, verlor er sich in einen Pommerschen Sandwinkel. Von da aus schrieb er mir später

nach Berlin und legte eine Portion Gedichte bei. Er muß damals seltsam verbittert gewesen sein; eine dumpfe Trübe lag über seinem Gemüth; seine Seelenstimmung litt unter den bereits überhand nehmenden krankhaften Einflüssen seines Körpers; eine unglückliche und, wie aus seinen Gedichten hervorgeht, vornehme Liebe zerrüttete ihn völlig. Nie hat er so barocke Verse gedichtet wie damals. Reim und Vers, worauf er sonst viel hielt, verletzte er, wie es scheint, aus Willkühr und eigensinniger Laune. Die Ahnung eines nahen Todes lag über ihm und zieht sich durch seine Gedichte trüb hindurch. Es scheint, als ob er bereits in einer langsamen Auflösung aller seiner Körper- und Seelenkräfte begriffen gewesen sei.

„Von 1832—1833," heißt es in einem Briefe, „in einer schlechten Hauslehrerstelle gewesen. Viel Leben in die Breite, wenig in die Tiefe, viel Unmuth und Falten, wenig Kummer und Thränen, viel Lachen, aber kein Glück. Seit Ostern in W. bei T. O ich gemachter Mann, der wie ein alt blind Pferd seinen siebentägigen Kreislauf in der Verstandesabschleifungsmühle zieht, um zu lernen, wie man an der Scholle klebt! Denn jeder Gutsbesitzer ist ein Insulaner, ein Robinson, ein Oasenkönig, ein Schiffer, und das Element, was um ihn ist, ist ihm tödt-

lich. O ich glücklicher Einsiedler, den die Händel der Welt nicht mehr kümmern, weil er sie nicht kennt, der wie ein alter Mönch am Berge Karmel sich nur mit einem Buche, mit seinen Paar armseligen Wischen abgiebt, weil er keine geliehen bekommt! Und die vielen Vergnügungen, der gute Tisch, der gute Wein, das zutrauensvolle Einweihen in Familiengeschichten, der blumenvolle Garten, die zärtlichen Täubchen auf dem Hofraum, der wohlthuende Heugeruch — ist es nicht wie gemacht zu einer Ameisenlöwengrube der Fadheit und der Prosa, in der die beiden Ungeheuer liegen und lauren, bis ihr Opfer hinabstürzt, und sie das Blut ihm aussaugen! Und wie mäßig bin ich geworden! Die Gottesgabe des Ungars muß ich in Tropfen einziehen, daß keiner über den Durst komme — und das wahre Trinken fängt doch erst vom gestillten Durste an, das göttliche Trinken! denn die ewigen Götter kannten keinen Durst und dennoch tranken sie!

So viel ist gewiß, daß ich über die englische, italienische und die gute spanische Sprache mein philologisches Examen gänzlich vergessen habe; aber ich werde innerhalb 3 Jahren eins gemacht haben, entweder als Officier mit dem Fähnricheramenrelée oder, wo ich wenigstens die Ueberzeugung habe, nicht durchzufallen — als Kandidat des Todes!

Meine poetische Ader ist in Untiefen gegangen, nicht um dort zu laichen, wie der Stör, sondern ist, wie ein Schiff mit der Mannschaft, ersoffen im Salzwasser, d. h. in meinen Thränen und in meinem Kummer. Das letzte, was ich erbeutete, datirt ziemlich von einem Jahre an, betitelt „Alexander Berthier," ist aber ungemein uninteressant.

Was meinst Du zu Folgendem: Unsere Zeitungsschreiber sind ohne Zweifel geschickter als die Papiermüller; diese machen aus Lumpen Papier, jene aber aus Papier Lumpen."

Eben so abgerissen, voll tödtlichen Ingrimms, lautet der zweite Brief. Ich theile ihn ganz so mit, wie er ihn geschrieben; seine Ansichten mag ich nicht vertheidigen; bittre Erfahrungen machten ihn zum Weiberhasser; ich bin dessen gewiß, daß er das weibliche Geschlecht in falschem Lichte sah; verträgt man aber von einem Lebenden nur die Wahrheit gern, so soll man von einem Todten auch die Unwahrheit, als einen biographischen Moment und ein historisches Factum, vertragen können.

„Es ist zwei Uhr in der Nacht, und ich kann wieder, wie nirgend, keine Ruhe finden. So sitze ich manches liebe Mal bis Sonnenaufgang und bin unglücklich und weiß selber nicht, was mir fehlt, als daß ich krank bin an Leib und Seel. Wenn die

Sonne so aufgeht, dann ist sie ein schönes Bild von der Glückseligkeit, die einen am Ende aller Tage und Nächte erwartet, aber, wenn Du willst, auch ein gutes Vomitiv oder wirksam wie der schwarze Kaffee, wenn man besäuft ist, und den man doch eigentlich nach dem Aufstehen genießen sollte, oder wie der Schnaps nach dem Käse. Ich fühle recht gut, wie schlecht es ist, daß ich des Tages so lustig bin und mit meinem alten witzigen und beißenden Obersten spöttele und über die Leute herziehe. Nur in der Nacht, wo ich wie Penelope Alles reichlich wieder auftrenne, was ich Tags an dem Narrenkleide der Fröhlichkeit gestichelt habe, mich an Dich wende oder überhaupt an die, welche ich lieb habe — — — — aber es geht mir immer noch, wie es mir ging als ich klein war und eine Eiersammlung hatte. Damals wurden die Hühner- und Taubeneier bemalt und für große Seltenheiten ausgegeben, und ich that's auch so; aber ich mußte auch einen Freund haben, dem ich's im Stillen sagte, wie das Alles nur Schein sei, und so ist's auch mit meiner Lustigkeit.

„Ich schicke Dir eine Portion Gedichte mit und bitte Dich anzufragen, ob Jemand davon etwas drucken will. Will's Niemand, so scheue Dich nicht, mir's zu sagen; es wäre aber wunderbar, denn mich

selbst drucken die Menschen genug, so, daß ich ganz und gar gedrückt bin. Seit vier Wochen hab' ich den Musen gelebt, die mir aber nicht die Eumeniden und doch auch wieder die Eumeniden sind; ich habe wieder ein Paar Scenen an dem guten „Cardenio" und ein Paar Capitel an meinem Roman „aus dem Leben eines Frömmlers" geschrieben; dazu hab' ich vier Portraits gemacht und Scenen aus Dante's Hölle gezeichnet. Es hat nur Einer Himmel und Hölle beschrieben; aber auch nur Einer hat vielleicht so den ganzen Himmel und die ganze Hölle in seinem Herzen gehegt (denn Göthe ist das Bewußtsein des Menschen als Geist). Unter den vier Portraits war eins von einem geschiedenen pockennarbigen Weibe, das die göttliche Idee hat und mich liebt. In den ersten Tagen, als sie mir saß, lag ihr jüngstes Kind im Sterben; da ließ ich sie ein Kleid anziehen, was vorn am weitesten ausgeschnitten war, und war süß wie Manna. Bitte, sag' doch, das war schlecht; dann sage ich, das war Himmelsgüte, denn es war ja nur ein Weib. Wenn mich etwas an Unsterblichkeit oder an ein Gericht nach dem Tode glauben läßt, so ist es die Ueberzeugung, daß die eigenen Qualen immer noch nicht bitter genug sind, daß die recht hündisch Schlechten auch gewöhnlich zu dumm sind, um sich recht intensiv

abzumartern, und so kommt Hansens göttliche Tugend auch noch nach dem Tode gut fort. Nicht um 100 Thaler sind mir die Erfahrungen feil, die ich an dieser Frau gemacht habe. Zuletzt ging sie in ihrer Liederlichkeit so weit, daß sie mir Alles erzählte, die Gefühle, womit sie ihr letztes Kind geboren, als die Scheidungsklage schon im Werke war, und wie der Mann dazu gekommen und sie sich wieder umarmt und versöhnt und dann wieder entzweit hätten u. s. w. Aber diese ist nicht die Einzige, in deren Herz ich mit der Taucherglocke gestiegen bin.

Ein Mann kann sich ganz hingeben, das kann das Weib nicht, welches ewig in der Reflexion bleibt, daß der Mann sich ihr ergeben. Wie die Päpste, verficht jede das Interesse der andern, eine über Alles verzweigte Corporation; wie die Jesuiten scheinen sie sich gänzlich zu assimiliren, um in den Herzen der Dinge desto sicherer immer nur für sich sein zu können.

Ich werde plötzlich so herzlich müde. Es ist ein himmlisches Gefühl, sich auf's Bett vor Müdigkeit zu werfen und sich immer wieder losreißen zu wollen und kaum, kaum es zu können. So geht's mit der Sünde; schläft man ein, dann brennt das Licht aus, und wenn man erwacht, ist man im Dunkeln.

„Und als er auftauchte vom Grunde,
Da war er müd' und alt;
Sein Schifflein lag im Grunde &c."

Lebe wohl, Herzensfreund!"

N. S. Gestern wollte ich einmal arbeiten und nahm den Horaz zur Hand. Ich schlug auf und las Od. I. 3, 17. Als ich fertig war, klappte ich das Buch eilig zu — wollte Gott! so könnt' ich's mit meinem ganzen, dem philologischen und nicht philologischen Leben machen."

So verwüstet war damals Weisse's Gemüth. Das bleiche Leiden der Abzehrung spukt in diesen Briefen, ein furchtbarer Ringkampf, den sein kräftiger, geistiger Organismus mit dem bereits zerfallenden körperlichen auf Leben und Tod eingeht. Das war seine Verzweiflung, daß er nach so vielen bittern Erfahrungen nichts haben sollte als den Tod. Aber auch sein Geist war überwacht; er hatte ihn seinen nächtlichen Studirstunden geopfert. Die Galle war ihm in's Blut getreten. Entweder haßte er so innerlich, weil er Poet war, oder er wurde Poet, weil er so innerlich haßte. Wirklich hat der Haß gegen die trübseligen Umgebungen schon manchen Poeten gemacht, oder ihn auf die Spitze seiner Poesie getrieben. Die Dichtkunst erhebt nur diejenigen momentweise zur Seligkeit, welche sie für das Leben niederschmettert und denen sie das Herz bricht,

wenn sie nicht schon mit gebrochenem Herzen zur Poesie traten.

Schwer und unvermuthet traf mich im Jahr 1834 die Nachricht von Weisse's Tode. Er starb in Stargardt, wo er auch geboren war. Wie alt er geworden, weiß ich nicht. Ich rechne zwei und zwanzig Jahre heraus; denn in seinem siebzehnten bezog er bereits die Universität.

Er hat es nie so weit gebracht, daß er etwas von sich gedruckt gesehen hätte. So rege dieser Wunsch bei ihm war, so wenig hat er für seine Erfüllung gethan; kaum daß er einen Schritt eingeleitet, scheute er davor zurück, weil er sich selbst mißkannte; er hat nie literarische Verbindungen gesucht; er wollte mit den Torys der Berliner Schriftstellerschaft nichts zu thun haben.

Vielleicht ist es möglich, seinen Nachlaß zu sammeln und herauszugeben; Schritte dazu sind bereits eingeleitet. Wer Weisse als Lyriker kennen lernen will, den müssen wir auf den Norddeutschen Frühlingsalmanach verweisen. Der Vorrath, aus dem die Herausgeber zu wählen hatten, war eben nicht reichlich. Es ist in diesen Liedern, welche meist seiner letzten Periode ihre Entstehung verdanken, etwas Wüstes bei aller Zartheit, die ihm eigen war, bei aller tiefen Empfindung, die auch hier vorwaltet,

und die eine eben so zarte als eigenthümliche Ausdrucksweise zu finden wußte. Einige seiner Lieder erinnern in Ton und Gestaltung an Eichendorff, den er vor Allem liebte, wie er überhaupt die formlosen aber recht tief innerlichen Schriften, wie die von Arnim und Brentano verehrte und gern las. Heine liebte er nicht, obgleich er unter dessen Einflüssen stand; Hölderlin zog ihn vielbedeutsam an. Vor der Schärfe seines Verstandes rettete er sich angelegentlichst in die Mystik, und Körner's Seherin von Prevorst war sein Hauptbuch. Neben der Dichtkunst trieb er auch Malerei; er portraitirte gut und skizzirte mit Geist.

Weisse mag die Gallerie der unglücklichen Dichter Deutschlands vermehren helfen. Man kann sagen, daß die Hegelsche Philosophie auf ihn, wie auf manchen Andern auch, nicht beruhigend gewirkt hat. Sie war ganz dazu gemacht, die jungen angefeuerten Leute aus dem Gleise zu schleudern, den Gesichtskreis ihnen zu verrücken und sie aus dem zusammenhaltenden Centrum der Praxis auf das in eine peripherische Unendlichkeit gehende Gebiet einer vagen Theorie und einer allseitigen Speculation zu verweisen; sie wirkte auf Weisse, wie ein Senf- und Ziehpflaster, so daß sie ihm Blasen auftrieb, die zu keinem Vernarben und Trocknen kommen mochten.

— Er hat seinen Ruhm noch nicht, aber er wird ihn haben, wenn sein Nachlaß vollständig geordnet und herausgegeben worden, und er wird den Lesern, wie Viele unserer Poeten, um so größern Genuß bereiten, je mehr man weiß, daß er sich selbst zur Qual gelebt hat.

Lieder von Ferdinand Weiße.

Ein einzig Mal gesehen
Im Leben hab' ich Dich,
Und muß nun weiter gehen —
Du denkst nicht mehr an mich.

Du wirst gewiß nicht meinen
An diesem goldnen Tag,
Daß ich hier stille weinen
Muß Deinem Wagen nach.

Du reisest lustig weiter,
Die Welt ist gar so schön
Und Du so schön und heiter —
Laß Gott Dir es wohl ergehn!

Du legst in Deiner Kammer
So freudig Dich zur Ruh;
Ich sitze in meinem Jammer
Und weine immer zu.

Die Sterne, die da gehen
Am Himmel hell und rein,
Sie können Dich schlummern sehen
Im stillen Kämmerlein. —

Ich möchte wandernd ziehen
Hinaus in die kalte Nacht;
Ich möchte gehn und fliehen,
So lang' ein Stern noch wacht.

Ich möcht' an fernen Meeren
Einsam am Ufer stehn,
Ich möchte die Wellen hören
So wild an's Ufer gehn.

Ich möchte das Meerweib sehen,
Und wollte, ich könnte nicht
Den Blicken widerstehen,
Dem süßen Angesicht.

Würd' ich dann Ruhe finden? —
Ach, ruht' ich auch bei ihr
In stillen, dämmrigen Gründen —
Ich träumte doch nur von Dir!

Wenn Deinen Leib so weiß und zart
Mein stürmscher Arm umschließt,
Wenn Alles in mir Gegenwart,
Ein Pulsschlag Alles ist:

Dann, wie die Morgenröthe webt
Auf Au'n, web' ich um Dich,
Und ein tiefschlummernd Blühen hebt
Aus Deinen Gliedern sich.

Wie Maienglockenläuten weht
Es leis' um Deine Brust,
Indem mein Bild drin aufersteht
In reinster Liebeslust.

Ich soll nun von Dir gehen,
Du sußes, geliebtes Weib;
Dein Aug' soll ich nie mehr sehen
Und nie Deinen wonnigen Leib.

Ich wollt', ich könnte Wen lassen,
Was eine Sünde wär',
Und dürfte dann Dich umfassen,
Und denken: ich brauche nichts mehr!

Ich wollt', ich könnte senken
Das Schwert in Jemandes Brust,
Und Dir das Schwert dann schenken,
Daß es Dir eine Lust.

Ich wollte, Du lägst gefangen
In Heidendunkelheit,
Und ich mit allem Bangen
Nach Christi Herrlichkeit,

Nach aller seiner Liebe,
Die mir das Herz bezwingt,
Daß vor unendlicher Liebe
Die Thräne ins Auge mir dringt:

Ich ließe mein Heil und Alles,
Und hing' an Deiner Wang',
Bis an des Posaunenschalles
Durchbrausend donnernden Klang.

Dann werden wir nicht geschieden
Für alle Ewigkeit,
Und Angst und Bangen wird Frieden
Und Qual wird Seligkeit!

Nun muß ich gehn und wandern,
Das Herz ist mir betrübt.
Sie steht am Fenster weinend,
Die mich herzinnig liebt.

Was blickst Du, Himmel, so heiter,
So heiter und klar zur Stell',
Daß ich muß sehen die Thränen
In ihrem Auge so hell!

Hast Du an Wald und Wiesen,
O Morgenwind, nicht genug,
Daß ich so traurig flattern
Muß sehen ihr weißes Tuch?

Ich wollt', es gösse der Regen
In Strömen herab auf mich!
Ich wollt', um meine Haare
Pfiff' müde der Sturmwind sich!

Ich wollt', ich müßte zu Felde,
In Schlachten und in den Tod —
Und sie, sie säße am Fenster,
Und weinte die Augen sich roth!

Nicht im Keller will ich trinken,
Zwischen schwammigem Gestein;
Wenn ich muß zur Erde sinken,
Soll's auf Ros' und Lilie sein.

Nicht vom Dunkel trüb' umsponnen,
Soll der helle Becher stehn,
Sondern in dem Strahl der Sonnen
Sonnig mir zu Herzen gehn;

Daß die Doppelgluth zusammen
Um den Salamander schlägt,
Und auf sturmbeschwingten Flammen
Ihn zum Sitz der Götter trägt!

Könnt' ich noch einmal mich an Deinen Busen schmiegen,
Fühllos und starr wollt' ich mein ganzes Leben liegen!

Könnt' ich noch einmal Deinen Athem in mich ziehen,
Mir sollt' umsonst die Ros' und Hyacinthe blühen!

Könnt' ich nur einmal noch die liebe Stimme hören,
Dann wollt' ich gern das Lied der Nachtigall entbehren!

Könnt' ich noch einmal Dir in's liebe Auge sehen,
Dann mag auf ewig mir die Sonne untergehen!

Ich wollte ganz mich in mich selbst versenken,
Nur Dein und Deiner Liebe zu gedenken!

Wie hast Du Dich so schön entfaltet,
Als wärst Du tiefster Lieb' entblüht,
Als hätt' das Edelste umwaltet,
Als hätt' das Reinste Dich durchglüht!

Nicht darf ich mehr im Haar Dir wühlen,
Wenn nun die Dämmerstunde winkt,
Nicht mehr mit Deinem Händchen spielen,
Das schon von Ringen glänzend blinkt.

Das alte Thun ist nun verkehret;
Im Geist nur seh' ich noch das Kind,
Das meinen Worten eifrig höret,
Und sie im Stillen übersinnt.

Was giebt es jetzt, das ich Dir sage,
Wenn Du nicht helfen willst dabei?
Mir ist, als ob zuviel ich wage,
Als bräch' die schönste Stund' entzwei.

In unsre Herzen laß uns sehen,
Und denken der vergangnen Zeit;
Dann wird uns wieder süß durchwehen
Die alte, liebe Traulichkeit.

Man wollt' uns nicht den Himmel lassen,
Einander Aug' in Aug' zu sehn;
Man bracht' es klüglich nicht zum Hassen —
Wir sollten nur uns ferne stehn.

Wie wardst Du doch so streng gehalten
In Deiner Aeltern stillem Haus!
Aus diesem prächt'gen Zauberwalten
Find' ich mit Müh' Dich nur heraus.

Leg' mir den Stein aus Deinen Haaren,
So seltsam mich sein Schimmer stört! —
Du hast wohl viel seitdem erfahren,
Man hat wohl manches Dich gelehrt!

Die hier so heiter um Dich scherzen,
Wie Engel kommen sie Dir vor,
Und ich, mit meinem Blick voll Schmerzen —
Nicht wahr? ich bin ein rechter Thor?

Du sitzest kalt mir gegenüber,
Du fühlst nicht meine Gegenwart,
Merkst nicht den Blick, der trüb' und trüber
Auf Deine strengen Züge starrt.

Du strebst, den Seufzer zu verkennen,
Der der beklemmten Brust entflieht,
Du deutest nicht das dunkle Brennen,
Das auf den bleichen Wangen glüht.

Kein freundlich Wort der Lieb' und Treue,
Kein heimlicher, verstohlner Blick
Voll alter, lieber Himmelsbläue
Läßt einen Hoffnungsstrahl zurück.

Und dunkel wird's vor meinen Sinnen,
In ein Endloses schau' ich hin —
Ein Gott befiehlt, Dich zu gewinnen,
Ein Dämon zeigt, wie schwach ich bin!

Von ferne seh' ich Myrthen winken,
Und mir zu Füßen gähnt ein Grab —
Ich seh' den Boden vor mir sinken,
Ich sinke selbst mit ihm hinab.

Vom Berge, vom hohen Berge
Schau' ich noch einmal zurück.
Ach! hinter mir liegt Alles,
Liegt Leben, Lieb' und Glück.

Nun weiter und immer weiter
Und immer bergab, bergab,
In ruhelosem Wandern,
Bis in das stille Grab. — —

Wissen willst Du, was mir sagen
Alte Griechen, aufgeschlagen,
Ueber die in stiller Nacht
Schlummerlos mein Auge wacht?
Wiß' es Freundin: πάντα ῥεῖ,
Nur die Lieb' allein ist treu.

Wie die Wolken, wie die Wogen,
Wird die Welt auch fortgezogen,
Nur die Liebe darf bestehn,
Alles andre muß vergehn.
Darum heißt es: πάντα ῥεῖ,
Nur die Lieb' allein ist treu.

Unter dem, was in die Wildniß
Meines Lebens mit mir geht,
Glaube mir, daß auch Dein Bildniß
Ganz gewiß nicht hinten steht.
Denn so wie im stillen Kreise
Ich es schaffend hab' erblickt
Recht nach guter teutscher Weise,
Hat es herzlich mich erquickt;
Und mir ein Gefühl gegeben,
Das ich ehdem nicht gekannt,
Das in ihrem Stilleleben
Alte Meister oft benannt.

Leopold Schefer.

Schefers Phantasie zersetzt sich in Symbole, Bilder, Gleichnisse, seine Poesie ist wesentlich eine comparative; die ganze sinnliche und unsinnliche Welt muß herhalten, um die Denkbilder seines Innern zur Anschauung zu bringen; und wenn sie äußre Form und Gestaltung annehmen, so geschieht dies in einer Menge kleiner durchsichtiger Krystallbläschen, die überall anschießen und, trotz ihrer Anhäufung, das innerlich Angeschaute überall durchscheinen lassen. Seine Phantasie wirft, wie ein spielendes Kind, Gott und Mensch, All- und Einzelleben, Sterne, Blumen, Früchte, Fische und Muscheln wild und bunt durcheinander und hat ihre höchste Freude daran, in diesem farbigen Kram hastig und behaglich zugleich zu wählen. Schefers Poesie steht auf der Grenze zwischen Kindheit und Mannbarkeit; sie hat jene noch nicht gänzlich verlassen, diese noch nicht vollkommen erreicht; sie hat aufgeschlagen das große Buch der Weisheit, des Glaubens, der Prophezeihung, aber als Augenweide und Merkzettel kleine Heiligenbilder in reichlicher Anzahl eingelegt, und man weiß nicht, ob die Weis-

heit oder die Bilderchen ihr mehr am Herzen liegen. Ist es auch ein Spiel, was Schefer treibt, so ist es eins um die höchsten und heiligsten Interessen; er ist ein Kind mit der Kraft des Riesen Atlas, er trägt spielend die Welt und den Himmel. Dem Menschen vindicirt er göttliche Natur, und dem göttlichen Urwesen ein unbewegtes Fliegenauge; er speculirt hin und her, wie Gott den Menschen nenne, ob Sohn oder Kind; er speculirt, wie der Stern Kalbeleked auf dem Stern Zubenhakrabi, wie der Stern Benetnasch auf dem Rukkabah, oder der Stern Kochab auf dem Sterne Markab genannt wird u. s. w. An diese müssigen und fruchtlosen Speculationsspielchen schließen sich ewige Wahrheiten, die der Tiefsinn, der im Urgrunde forscht, heraufgefördert hat; Sinn- und Gedankensprüche, welche Spuren indischer Gnomenweisheit an sich tragen; dämmernde Träume, die den seligen Nabelbeschauer verkünden und auf den Punkt des unmittelbaren Anschauens Gottes sich fixiren. Schefer umfaßt in seinem warmen Herzen die ganze Menschheit; aber vorzüglich sind die Kinder, die Unmündigen und Hülflosen, die Bettler und Kranken seine Küchlein, die er unter den Flügeldecken seiner Poesie wärmt und aufhätschelt. Dem liebenswürdigen Dichter fehlt nichts, als die Kritik und die Scheidekunst; es fehlt

ihm der sondernde Verstand, der Logos, der bei der Schöpferkraft ist und das Ungleichartige vom Gleichartigen ausscheidet. Aber dieser kindliche Unverstand ist eben so rührend als anziehend, und die Form, die er für seine Gedanken fand, zwar eintönig, aber dem schlichten und doch poetischen Inhalt vollkommen anpassend. Die Harmonie der antiken Versmaaße oder die Melodie des modernen Reims würden damit in geraden Gegensatz treten. Die Gedichte geringern Umfangs, in denen aus der reichhaltigen Phantasie des Verfassers ein einziges anschauliges Bild als Niederschlag sich absetzt, sind die ansprechendsten. Die längeren betäuben mit ihrer Ueberfülle; sie dämmern wie die Milchstraße als ein Conglomerat unzähliger Bilder und befinden sich in einem untergeordneten Zustande. Vor Allem hat mich ein Ausspruch des Verfassers angezogen. „Die Nacht,“ sagt er, „ist himmlisch und ein göttlich Wunder; die schönste aber ist, die man verschläft.“ Ja! die schönste ist es, die man verschläft. Wer die langen Stunden des Tags, als eben so viele glühende Kohlen, überschritten, wer die sechszehn Tags- und Abendstunden den Flagellanten und Selbstpeiniger gespielt und wie in der mit Eisenspitzen beschlagenen Tonne des Regulus den langen Tagesberg sich hinabgekugelt hat, dem kommt in

der Nacht der süße Tod, das freundliche Augenbrechen, die heilende Abspannung der Nerven, die Götterdämmerung des körperlichen und geistigen Menschen, und der Despotismus des Lebens und die Lebensgebieter, die nun auch schlafen, haben ihr juridisches Anrecht an unsern leibeigenen Körper verloren; wir kehren in den freigeborenen Zustand zurück — in den Zustand des Schlafs, der die Produkte fremder Thätigkeiten negirt und uns zu Selbstschöpfern der Schicksale macht, die uns im Traume treffen — in dem halbwachen Traume, aus welchem zum Theil auch Schefer seine leiblichen Bilder und Lichtspielungen empfangen und erzeugt hat, und zu dem er uns verhilft.

August, Graf von Platen-Hallermünde.

Wenn es wahr ist, was die Griechen sagen, daß die Schatten in der Unterwelt ihre oberweltlichen Lieblingsbeschäftigungen fortsetzen, so ist nicht im geringsten daran zu zweifeln, daß, während der qualificirte Jäger Orion nach den Schatten von Thieren jagt, der Graf Platen-Hallermünde auf die Schatten seiner verstorbenen Verse, die vor ihm in die Unterwelt gestiegen sind, wie im Leben auf die lebendigen, Jagd macht. Vieles hat ihn allerdings überdauert; seine Oden, Sonette und Ghaselen sind von so gediegenem Versgefüge, daß sie, nicht als verlorene Posten, festen Fuß in unsern Anthologieen fassen werden. Wo aber sollen seine dramatischen Arbeiten geblieben sein? Auf der Bühne sind sie nicht heimisch, denn sie standen mit ihr in gerader Opposition; im Volke leben sie nicht, denn sie tragen keine deutsch nationalen Elemente in sich; sie sind gemacht, nicht geboren; sie schweifen um den Cocytus als bleiche und wesenlose Schatten umher. Dort wird Platen sie wiedergefunden haben.

Platen hat nicht zum Herzen des deutschen Volks gesprochen; seine Gedanken und Verse haben

antiken Zuschnitt, keine Nationaltracht; seine Schauspiele sind zwitterhaft, hermaphroditisch; das Antike, was in ihm lag, ging eine seltsame Ehe ein mit der Romantik — die Geschichte der Nymphe Salmacis hat sich hier in der Verschmelzung des antiken und romantischen Elements wiederholt. Der Horizont seiner Ideen war von klarer Bläue, aber beschränkt; seinen Vers bildete er den Griechen nach, seine Witzspiele häufig dem Shakspeare; sein Humor war kein ursprünglicher; das deutsche Gemüth in ihm verflüchtigte sich in der Retorte seines Griechenthum's. Platen war immer auf der Flucht vor dem deutschen Volke. Er wußte nur von literarischen Interessen. Er verbannte sich freiwillig und starb im Exil zu Syrakus, auf dem fröhlichen Boden Siciliens voll antiker Reste und Anschauungen, wo das Christenthum sich noch mit heidnisch sinnlichen Elementen versetzt. Denn der Heide war in Platen übermächtiger als der Christ. Man weise mir die Punkte in unserm deutschen Nationalleben, auf welche Platen gewirkt hätte! die Stellen in unsrer Literatur, wo Platen einen wesentlichen Fortschritt veranlaßt hätte! Er baute ihr Territorium an; aber er hat keinen Gesammtaufschwung in die Cultur der Poesie gebracht, er hat sie nur im Kleinen bewirthschaftet, er hat Oden, Ghaselen, Epigramme und

Sonette angepflanzt, und mit ausgezeichnetem Glück — undeutsche Formen, die schon vorher, wenn auch nicht so reinlich, in unsre Literatur verpflanzt waren.

Platen bleibt bei alle dem eine merkwürdige, beachtenswerthe Erscheinung. Einer Schule gegenüber, die in Vers und Reim liederlich war und die Form für nichts achtete, saß Platen am Schreibpult und glättete und plättete seine Verse, damit ein Fältchen oder ein Bruch nirgends zu bemerken sei. Unsre Zeit ist die der Extreme und der unausgeglichenen Meinungen. So weit aber hat es Niemand in der äußern Struktur des Verses und in der harmonischen Einheit zwischen Gedanken und Form gebracht als Platen. Die Gewandung ist exemplarisch sauber gelegt; sie kann als Muster gelten; an Inhalt hinter dieser Gewandung fehlt es nicht. Wahrlich! er hat die äußre Hülle von unsrer Sprache abgestreift und ist bis auf ihren Marmor gedrungen. Sein Vers saugt, wie der Demant, reines Licht ein und giebt Licht wieder von sich; er ist bewundernswerth durchsichtig. Nirgends giebt es Rucke und Stöße; auch seine Schauspiele, wo sie, wie das satyrische Lustspiel „der Schatz des Rhampsinit,“ romantische Anläufe nehmen, sind bis zum Uebermaaß gefeilt und geglättet. Man schwimmt auf diesen

Versen von selbst. Es giebt hier der Höcker und, von Seiten des Lesers, der Anstrengung fast zu wenig. Die humoristischen Partieen mit ihren häufig nur zu gesuchten Witzschlägen bringen eine so ergötzliche Wirkung hervor, wie es dem gemachten, abgeleiteten Humor nur möglich ist. Nichts geht über den Reiz, die Anmuth und Zierlichkeit vieler seiner kleinen Lieder — aber dieser Vorzug ist weder dem Bilderreichthum noch dem Inhalt derselben zuzuschreiben, sondern abermals dem Wohllaut des Verses, der oft weniger klingt, als haucht und duftet. Auch in Balladen und Romanzen hat sich Platen versucht; man kennt die schöne über Karl V. „Der Pilgrim von St. Just"; in manchen derselben mit komischen Ausläufen, z. B. in der „Schneiderberg," ist die Spießglanzglätte der Sprache dem Dichter eher hinderlich als förderlich. Auch die Freisinnigkeit, die der adlige Poet vielfach blicken läßt, ist der Beachtung werth; nicht weniger die Begeisterung für sein poetisches Ich, das es bis zu einer solchen außerordentlichen Vollendung der Form gebracht hat.

Graf Platen-Hallermünde, 1795 zu Anspach geboren, zeigte schon in seinem 11. Jahre, als er sich noch auf der Pagenanstalt in München befand, einen unwiderstehlichen Drang, seine poetischen Ge-

dankenanflüge und Embryos in eine gebundene Form zu bringen. Damals besang er die Königin Christine von Schweden und verstieß aus Zerstreutheit häufig gegen das Ceremoniell — ein Fehler, den er gegen das Ceremoniell des Verses sich nie zu Schulden kommen ließ. Nachdem er als Lieutenant den zweiten Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hatte, setzte er seine Studien in Würzburg, sodann, von Schelling angezogen, in Erlangen fort. Seine Poesie ging nun durch den Destillirkolben der Philologie hindurch und kam auf der andern Seite zwar formell, aber rein und geklärt heraus. Ein seltnes Sprachtalent stand ihm zu Gebote. Seine Muse fand überall Verehrer und Liebhaber, jedoch wenig Nachahmer, weil sie selbst genug nachahmte. Außerdem ärgerte er sich am Volke, das von seinem lyrischen Dasein wenig Kenntniß nahm, an unserm gothischen, mit spitzigen Erkern verbauten und der schönen Form abgewandten Volksleben, an Immermann, mit dem er sich überworfen, der ihn auf eine höchst witzige Weise im „Irrgarten der Metrik" sich tummeln ließ und die Lacher auf seine Seite brachte, endlich an dem spröden Musenalmanach und der Kritik, die allmählig lauer wurde und hin und wieder die poetische Größe Platen's zu bezweifeln anfing — da tauchte er sich immer tiefer in das Blü-

then- und Ruinenleben des saftigen, goldstrahligen Italiens, wo die deutsche Kritik verstummt, der schöne Gedanke schöne Gestalt gewinnt und der Ruin selbst von symmetrischer Ordnung und Gliederung zeugt. Am 3. December starb der landflüchtige Graf zu Syracus im freiwilligen Exil. In der Villa Landolina, wo auch mehrere Engländer begraben liegen, wurde er beigesetzt. Platen gehörte mit seiner oft unbefriedigten, nie ganz gesättigten, häufig verkannten Vorliebe für die äußere Formenschönheit und dem unablässigen Ringen darnach, gewiß nicht zu den Glücklichen. Man sieht seinen Versen deutlich die unzähligen Striche, Ausmerzungen und Umschmelzungen an, die seine Dicht- und Denkarbeit ihm kostete; diese Glätte, dieser einheitliche Guß kann nur die Folge eines herkulisch mühevollen Scandirens und Abmessens sein. Wenigstens hat Platen durch sein Beispiel bewiesen, daß die deutsche Sprache, die sich auf der einen Seite verthun und verliedern will, unter geübten Händen noch immer im Stande ist, sich zusammen zu nehmen und wie ein Kunstwerk reinlich zu runden.

Langbein.

Mit Schrecken sieht man das weite Leichenfeld, die Todtenkammer der deutschen Literatur vor sich, den unersättlichen Abgrund, der eine poetische Größe nach der andern in sich hinabschlürft, erst die Werke, dann die Werkmeister. Die jungen beißigen Zähne wachsen unter den alten mächtig hervor und verdrängen sie. Wir beobachten keine Pietät, wir vergessen den Genuß, den uns die alte Zeit mit ihren Produkten gewährt hat, da wir noch jung waren, schütteln altklug die Köpfe und spielen kritisch mit den Knochen und Ueberresten der Todten. Wir haben keine Lust mehr am Weibe, noch weniger am Manne. Wir sind in die Skepsis hineingerathen, wir zergliedern Alles, wir bezweifeln Alles; das Blut kugelt sich verdrossen durch unsere Adern, und die geistigen Dämpfe verdichten sich in unserm Gehirn zu gewagten Theorieen und tiefsinnigen Speculationen. So bedenklich war die alte gute Zeit nicht! Unsere Skepsis soll zwar den Uebergang zur lebendigen Wahrheit bilden; aber wir Einzelnen, als die Destillirkolben, in denen vermittelst der Skepsis der Reinigungsprozeß der Wahrheit vor sich geht, haben

die Unruhe und die Angst, und opfern unser Glück für ein problematisches zukünftiges Leben in und mit der Wahrheit! — Ich habe in meiner Jugend die Langbein'schen Poesieen nicht nur gelesen, sondern verschlungen; ich habe die geheimen Mysterien der Liebe, die Langbein hin und wieder mit unsauberer Hand berührt, mitgenossen und halbdunkel geahnt, wenn auch nicht verstanden. Das Brautbett und die verliebten Nächte, deren Seligkeit zu entbehren Langbein am Schlusse eines Liedes sich außer Stand erklärt, waren mir neue Dinge; aber ich las gern davon, ich wußte in meiner Unschuld nicht, wie mir geschah, aber was mir geschah, that mir wohl. Viele von diesen alten Bekannten fand ich in der neu veranstalteten Ausgabe der omnia opera Langbeins wieder. Da fühlte ich, wie der alte Mensch von mir gewichen, unter meinen Händen mir entlaufen sei! — Diese Langbein'sche Sinnlichkeit hatte ihre prickelnde, reizende Kraft für mich verloren; sie ist nicht die echte, die mit Geist gesättigte, die in der Bedeutung der Seelenthätigkeiten stehende, sondern die kalte, splitternackte, gemeine und phantasielose Lüsternheit, welche die Qual des unbefriedigten Verlangens nicht kennt, sondern nur die Freuden des augenblicklichen Genusses, nicht das ewige gesteigerte Leben im Genuß, sondern den Still-

stand. Die Mysterien der Liebe sollten für die Dichter unberührbar sein, wie die heilige goldreiche Insel Talea für die Alten; nur im Traume sollte man sie umgaukeln, nur ihre duftigen äußersten Umrisse schildern, nur in der Feier anbetender Ahnung von ihnen singen. — Wo wir aber dem redlichen Mann begegnen, der als höchsten Grundsatz aufstellte, es sei besser, „ein braver Mann zu sterben, als ein ferngesunder Bube sein,“ der neben leichtem behaglichem Lebensgenuß nichts Größeres kannte, als deutsche Treue, Biederkeit, Offenherzigkeit und Gefühl für Freundschaft, da laßt uns ihm, als dem Freunde und Gespielen unserer Jugendzeit, herzlich die Hand drücken. Wir wollen ihm mit Freuden den Platz in den Herzen seiner Verehrer, den stillen friedlichen Raum in seiner Gruft und seinen besseren Liedern die stereotype Stelle gönnen, welche sie in den Köpfen der Kinder, in den Anthologieen und Fabellesen einnehmen.

Byron als Dichter und Politiker.

Wenn unsere moderne, nur zu Madonnenschöpfungen aufgelegte Phantasie eine Muse, und zwar eine der Byronschen Poesie, sich denken könnte, so müßte sie ungefähr so aussehen: zuerst ein voller, blühender, orientalischer Wuchs — denn es ist etwas Morgenländisches in ihr — sodann ein kräftig schwarzes, lang nachschwimmendes, südländisches Haar, endlich ein schmachtend blaues nordländisches Auge, glänzend wie ein gefallener Stern, durch Thränen und Wehmuthsnebel gedämpft, zuweilen hin und her zuckend in den Irrlichtern des Wahnsinns. Das Gesicht höchst oval, höchst mager und doch höchst interessant — wenig Falten, aber viele Fältchen, drin der Kummer herbergt — um die Mundwinkel ein hämisches, boshaftes Lachen, nicht das der Freude, sondern das der Todes- und Lebensverachtung zugleich — die Lippen ein wenig blaß, vielleicht vom vielen Küssen — das Ganze eine anziehende Ruine der Schönheit, und darüber eine Verklärung, wie flüssiges Mondlicht über Trümmern. Die beiden Hemisphären von Busen bewegen sich krampfhaft, beben von Seufzern, die sich Luft machen, und aus dem

halbgeöffneten Munde entströmen, wie ein unendlicher harmonischer Klaggesang. Denn in der Byronschen Poesie lösen sich auch die Dissonanzen des Mißmuths, des Zorns, des Ingrimms in vollkommenen Einklang auf. Byron dichtete nur in Elegieen und Nänien; seine Lieder, seine didaktischen und erzählenden Gedichte, ja seine dramatischen Compositionen selbst tragen den Charakter der Elegie. Seiner blassen Muse steht die fliegende Röthe des Zornes wohl. Es ist der edle Zorn der kriegerischen Pallas, nicht die entstellende und zerrende Wuth der bewußtlosen Bellona. Von der deutschen Bengelhaftigkeit, welche das Lied absichtlich um seine Schönheit bringt, von unserm studentischen Humor, eine Reliquie des Fechtbodens, die wir verehren sollen und an deren Heiligkeit wir doch nicht glauben, von unserm Hang zur Turnerei und unschönen Sprüngen, wodurch die moderne Lyrik so oft entstellt wird — von alle dem weiß der edle gebildete Schotte nichts. Er weiß nur von seinem Schmerz und der Heiligkeit seines Schmerzes; und wenn er ihn aussingt, so singt er ihn rein aus und begleitet den Gesang nicht, wie Heine und seine Nachahmer so oft, mit einer spaßhaft dissonirenden Sackpfeife.

Merkwürdig, weniger durch ihren poetischen Werth, als durch ihren Inhalt, sind Byrons politische Ge-

dichte. Man erkennt daraus, wie viel derbe Wahrheit, giftige Satire und Ausbrüche des Zorns ein Prinz-Regent von England, ein Staatsoberhaupt, vertragen kann, ohne daß er davon stirbt, ohne daß sein Ministerium in Gefahr kommt, ohne daß die Fugen und Bänder des Staats sich auflösen. Ich schreibe die Windsor-Poesie ab, die aus der Veranlassung gedichtet wurde, daß man einmal den Prinz-Regenten zwischen den Särgen Heinrichs **VIII.** und Carls **I.** in der Königl. Gruft in Windsor stehen sah.

Windsor-Poesie.

Sieh! beim kopflosen Carl liegt Heinrich ohne Herz,
Der oft das heil'ge Band zerriß mit frevlem Scherz.
Dazwischen steht ein Mann begeistert und beseelt:
Er herrscht — ein König ganz, nur daß der Name fehlt.
Ein Carl ist er dem Volk, ein Heinrich seinem Weib;
Ein solch Tyrannenpaar haust in des Einen Leib.
Umsonst, daß ihren Staub vermengte Nacht und Tod;
Der Königsvampyr saugt stets neu sich frisch und roth.
Ach, nichts verschlingt das Grab! der Beiden Blut und Aschen
Speit's aus, mit einem George die Welt zu überraschen.

Welch ein kolossaler Zorn gegen unsern abgedämpften Unmuth, dessen kräftigste Ausbrüche in unserm Halse stecken bleiben und nicht über die Zähne und die Barrieren des Gesetzes kommen! Wie ärmlich sind unsre Pamphlete! wie dürftig sind wir in Allem gegen Englands Großwesen, wir, wir Deut-

schen, denen schon Flemming vorwarf, sie hießen fortan nur so, sie wären nur Namensdeutsche! — und dennoch — wie verdächtigt man unser kleinliches Treiben! wie bemüht man sich, sogar unsern politischen Unwillen für etwas Gefährliches, für etwas Hochverrätherisches zu halten! In der That! man thut uns damit eine Ehre an, die wir nicht verdienen.

Gleich darauf, in etwas holprigen Daktylen, heißt es:

Deckt den Tisch für Vitellius! laßt's an Nichts fehlen!
Stopft spundvoll den fürstlichen Hans Ohnesorg!
Bis zuletzt ihn ausrufen der Zechbrüder Kehlen:
Den Vierten der Dränger, der Narren — Georg.

Und Castlereagh wird der Sejanus dieses Menschen, und sein Name mit Fluch und Verwünschung genannt. Und in Wein sollen sich Beide baden, wie in Blut, „das schon floß und fließen noch muß." Hat Georg dieser Leiden wegen sich graue Haare wachsen lassen? Hat er minder gut geschlafen? minder gut gegessen und getrunken? Oder fiel Alt-England über diese langfingrigen Versfüße, diese blutgierigen Daktylen zusammen? Oder dachte Castlereagh, als er selbstmörderische Gedanken hatte, an Byrons Revolutionslied? Nein! er dachte nicht an die Schärfe dieser Blutworte, er dachte nur an die Schärfe des Federmessers, das er in der Hand

hielt, und an die Wollust, sein eigenes verdorbenes Blut einmal flüssig zu sehen.

Es lag in Byrons Charakter, in Napoleon nur den Dränger, den Zermalmer, den Erzfeind der Menschheit zu sehen. Nur den Jammer sah er und die geschlachteten Legionen und das Leichenfeld im kochenden ägyptischen Sande und die erstarrten Heeresmassen unter Rußlands Eis und Schnee vergraben. Und Byron stand am Ufer des Meeres und gedachte des blutigen Menschen — da stöhnte er seine Flüche und Verwünschungen aus und gab sie den Meereswogen mit, daß sie gelangten bis an das Ufer ter Kerkerinsel und hinaufbrausten und Ohr und Gehirn des gewaltigen Mannes erschütterten. Aber als die Wellen anlangten, wurden sie sanftern Gemüthes und schmiegten sich zahm um die Felsen und schüttelten die Flüche ab und murmelten versöhnlich traumhaft; denn der gewaltige Mann stand auf dem Felsen, mit verschlungenen Armen, und bändigte mit seinem Blick das eingeschüchterte Element.

Nur in diesen politischen Liedern bemerkt man etwas von dem Gekrächze des Raben und dem Wuthgeheul des Schakals; sonst zügelt Melodie seinen Zorn, glättet die Grazie die Runzeln seiner wilden Lieder; während in den zarteren der Mondnacht holde Stimme laut wird, der Nachtigall süßschmerzend Lied.

Michael Beer.

Michael Beer ist als Dichter unter Brüdern etwas werth, d. h. unter seinen eigenen, von denen der eine als Componist europäischen, der andere als Privat-Astronom Berlinischen Ruf hat; er selbst hatte nur deutschen, bis er über den Rhein ging und gen Paris kam und hier literarische Freundschaften schloß. Die artigen Franzosen, die ihm für seine weite Reise erkenntlich sein wollten, fingen nun auch an, Michael Beer für einen großen deutschen Dichter zu halten. Auch hatte er Empfehlungsschreiben mit, Gold in der Tasche, welches mindestens einen eben so guten und für die Franzosen noch verständlichern Klang hatte, als seine Verse, und außerdem in seiner ganzen Persönlichkeit etwas, was seinem Rufe nicht geradezu widersprach. Michael Beer gehört zu den wenigen Dichtern, die von ihrer Geburt an vollkommenes Glück genossen haben bis auf ihren Tod — bis auf den Tod! Was er dichtete, wurde gepriesen, entschuldigt, auf die Bühne gebracht; was daran gut war, nützte ihm; was daran schlecht war, schadete ihm nichts; er sammelte seine Kenntnisse

spielend; eine kleine Welt von Künstlern und Gelehrten summte in seinem väterlichen Hause aus und ein und brachte den Honigseim der Wissenschaft und Kunst und legte sie in die aufgeschlossenen Gehirnzellchen der Gebrüder Beer nieder. Alles war Beispiel, Alles war Muster und reizte zur Nachahmung. Die Gespräche waren historischer und kunsthistorischer, literarischer und literarhistorischer Natur; Gemeinheit hielt sich fern; Zierlichkeit und Anstand galt: ein Witz, mitunter auch wohl ein fader, durfte mit in den Kauf gegeben werden. Der lebendige Verkehr mit Bühnenkünstlern weckte in dem Knaben die Neigung zur dramatischen Poesie; der Jüngling fand den Weg auf die Bretter gebahnt; die Intendantur war gegen solch einen Günstling des Glücks nicht spröde. — Dem Dichter Beer ist ein schönes Loos gefallen. Wo er hintrat, war ihm meist der Weg bereitet, geebnet und mit Kränzen des Ruhms bestreut. Die abschreckende spuckhafte Gestalt der Noth und Dürftigkeit, mit der so Viele gerungen haben, bis der Athem, das Talent, die Lebenskraft ihnen ausgingen, trat ihm auf keinem Punkte seiner wohlgemuthen Wanderung entgegen. Er hatte nicht nöthig, sich zu verthun und sein Talent in den verschiedensten Richtungen zu verzetteln; er konnte seinen ebnen geraden Weg verfolgen; nirgends führte

ihn ein Seitenpfad abseits, wo auf dem Wegweiser stand: hier ist der Brotweg! und das Gewissen ihm sagte: diesen mußt Du einschlagen! — Die Jämmerlichkeit und Spießbürgerlichkeit des armseligen deutschen Dichterlebens, womit Andere bis zum Herzbrechen behaftet waren, kannte er nicht — und darum hat seine Sprache einen so sanften Fluß, der Rhythmus einen so melodischen Fall; darum hat seine Scenenfolge einen so mähligen, wohl berechneten Fortgang; darum entbehrt die Charakteristik seiner Helden und Heldinnen auch des geringsten Maaßes von Schroffheit, aller jähen Abstürze und genial gewaltsamen Emporschnellungen. Die Physiognomie seiner Stücke weist nirgends die stehenden, scharf geprägten Runzeln des Grams und der Lebensverzweiflung auf, sondern höchstens die vorübergehenden eines augenblicklichen Mißmuths, der auch den Begüterten, welcher das Leben nach der ideellen Seite hin auszubilden strebt, momentweise anfällt. Als er später nach Baiern kam, wurde er sogar der Freund eines Ministers, der als Poet bekannter und beliebter ist und in unsern Musenalmanachen eine vornehmere Rolle spielt, als in der Politik. Es machte sich Alles wie von selbst. Da traf den jungen Dichter das einzige Mißgeschick, welches ihn treffen konnte — er starb; aber er hatte nach

seinem Tode noch Glück vollauf; der baiersche Freund, ehemals im Reich der Erste nach dem Könige und jetzt als Dichter diesem überlegen, verfaßte, mit offenbarer Liebe und Sorgfalt, die Biographie des Dichters, welche als Einleitung und Vorwort der Gesammtausgabe seiner Werke voransteht. —

Abbotsford und Newstead.

Die zarte Andacht und kindliche Verehrung, womit die Literaten britischer Zunge ihren Herrn und Meistern anhängen, die simple Pietät, womit sie ihre Liebe selbst auf die umgebenden Gegenstände, die Lieblings- und Denkplätzchen, die Hausthiere und Hausdiener, die Zimmer, Schränke und Schreibmaterialien übertragen, stechen auf eine seltsame Weise ab, einerseits gegen die schmeichlerische Unterwürfigkeit der Deutschen, die, wo sie loben wollen, Knechtsnatur annehmen, plumpe epitaphische Prunkreden ohne Maaß und Ziel zusammensetzen und selbst die Flecke der verkommenen Schlafröcke, Papier- und Federschnitzel, Hand- und Schnupftücher als Embleme der geschiedenen Größen besingen und als Fetische von göttlicher Natur anbeten, andererseis gegen die philosophischen Beleuchtungstheorieen, die über den unglücklichen beleuchteten Mann fallen wie schmutzige Streif- und Schlaglichter, oder wie entstellende Schönpfläserchen seinen Werken sich anhängen, gegen die Tob- und Schmähsucht, die aus den Winkeln der literarischen Kellerwirthschaften und Krämerbuden sich laut machen, gegen den unstillba-

ren Heißhunger, mit dem man in die Gebeine der Todten wie Ugolino seine beißigen Zähne schlägt. Denn die deutsche Literatur ist eine, die Hand an sich selbst legt, von der Kritik geboren wird, an der Kritik dahin stirbt und in der Kritik epochenweise ihre Auferstehung feiert; sie ist eine wesentlich revolutionäre Literatur. Der Deutsche, der nichts weiter zu reformiren hat, spielt wenigstens in der Literatur den Insurgenten und Sansculotten; er bringt sie dermaßen in's Feuer, daß sie wie der Scorpion den eigenen giftigen Schweif sich in den Nacken bohrt. Die brittische, in den großartigen Verhältnissen des öffentlichen Lebens und in Corporationen aller Art erzogene und gereifte Pietät schaut mit offenen unbefangenen Augen den Gegenstand ihrer Verehrung an, und weiß schnell aufzufinden, was an ihm vor Allem verehrungswürdig ist; sie zieht aus dem Literaten den Menschen ab und stellt ihn mit einer Kunst der Genremalerei dar, daß das Abbild Athem und wahrhaftes Blutleben empfängt.

In diesem rein menschlichen Sinne hat uns Irving seinen Herrn und Meister, Walter Scott, mit allen menschlichen und nicht menschlichen Insassen von Abbotsford, mit allen leblosen und lebendigen Gegenständen in voller Wahrheit zart auffassender Liebe und Anhänglichkeit dargestellt. Walter Scott

war durchaus keine hauptstädtische, noch weniger eine kleinstädtische oder Blachfeldsnatur; er war das Kind und Genie der schottischen Haide, des Volksgesangs Lehrling und der ossianischen Nebelgeister wohlbeschützter Pflegling. Wenn sich die deutschen Poeten von der Natur zurückziehen, in die Metropolis ihres Landes oder Ländchens, als die da allein Heil bringen soll, sich flüchten und ihr stilles Zimmer nebst Schlafkabinet mit den wohlerzogenen vornehmen Gesinnungen der Salons bevölkern, so taucht sich der brittische in die grüne Peripherie der Natur, in seines Landguts mildflüssige Freuden, in die Berge und Wälder seiner Geburtsflur, deren Ein- und Ausgang die Sage und das alte Volkslied hüten, in die Kreise des Landvolks selbst, aus dessen Munde das Räthsel der Fabel, das die Lösung in sich trägt, unverdorben und rein fortwirkt. Aus diesen Elementen, den blauduftigen Nebelfernen der Sage, der grünen Allgegenwart der Natur und der compacten Kameradschaft unverzärtelter, kräftiger Menschen sog Walter Scott's Romantik sich groß.

Schon als Knabe, anfangs schwächlich, sodann durch tüchtige Fußwanderungen gestärkt, liebte Scott tagelang im Lande hin und her zu streifen und unter dem Scheine eines Müßiggängers Volksscenen und Charaktere zu beobachten. Wo Andere sich mit

Bibelsprüchen oder gelehrten Citaten halfen, war Scott schnell mit einem bezeichnenden Verse aus einem Volksliede zur Hand. Jeden in der schottischen Balladenpoesie berühmten Ort kannte er und wußte von ihm seinem Gaste Irving mit einer Erzählungsgabe zu berichten, die eben so anspruchslos als durch das Feuer seiner Phantasie hinreißend war. Sein reicher Humor war voll und von aller Bitterkeit frei. Es war ein wohlwollender guter Geist in ihm, der seinem Leben wie seinen Werken den Ausdruck der Bonhommie mittheilte. Er hatte eine Corporation von Hunden um sich, die seiner besondern Gunst sich rühmen durften. Irving hat die einzelnen Charaktere dieser Hunde mit einer Wahrheit geschildert, die wir, den träumerischen Schattenriß liebenden Deutschen kaum in unsern Menschenschilderungen zu erreichen im Stande sind. Nie hat man Walter Scott, so oft er Besuch hatte — und er hatte dessen viel — arbeiten gesehen; es schien, als dächte er, statt an Geschäfte, nur an Vergnügungen und hätte sonst in der Welt nichts weiter zu thun. „Abbotsford,“ die erste Hälfte des Irving'schen Buches, ist reich an interessanten Mittheilungen, die uns Irving als Augen- und Ohrenzeuge überliefert hat. Er war selbst ein Schüler des schottischen Romantikers und darf sich rühmen,

daß er an einem regnigten Tage von ihm mit zarter Sorgfalt unter den Plaid, und, wie Scott selbst äußerte, unter des Meisters Flügel genommen wurde.

Weggewandelt waren die Tritte des berühmten erblichen Besitzers von Newstead, als Irving die ehrwürdige Abtei betrat; aber er fand an dem neuen Eigenthümer einen gastfreundlichen Wirth und warmen Verehrer Byron's. Er schildert uns den Dichter so, wie er in der Erinnerung der Nachkommen, Nachbaren und Hausdiener fortlebte, die Lieblingsplätzchen, an denen der Geschiedene weilte, die Zimmer, die er bewohnte, die Menschen, mit denen er verkehrte und in näherer oder fernerer Beziehung stand; denn selbst aus seinem Grabe herauf warf Byron seinen bleichen, düstern Schatten über die Abtei und ihre Umgebungen. In manchen Eigenthümlichkeiten treffen Scott und Byron zusammen. Scott litt an einer Fußlähmung, Byron war an einem seiner Füße noch übler bestellt; Scott hatte als ein memento mori einen Todtenschädel in seinem Zimmer, wie Byron; Scott liebte die Volkssagen und die dämmerige Legende, Byron tummelte sich in Gespenster- und Sagengeschichten mit innerer Lust umher. Aber die Aehnlichkeit beruht mehr auf zufälligen Aeußerlichkeiten; dem Wesen nach gehen

sie in ganz verschiedenen Richtungen auseinander. Scott war ein wackerer Familienvater und Hausverwalter, und, obgleich er dem Verfall seines Vermögens nicht vorzubeugen vermochte, ein thätiger Oekonom; Byron, der Unbehauste, trat als Erbherr in ein schon zerrüttetes, ruinenhaftes, von den absichtlichen Launen seines Großvaters zerstörtes Eigenthum. Der unwirsche Sinn und das unruhige Blut erbten von seinem Großvater auf ihn herab. Mit jeder Lucke, die seine Abtei, seine Studier- und Wohnzimmer in Folge seiner eigenen Sorglosigkeit und durch die Zerstörungslust der Zeit erlitten, kam ein neuer Riß, ein neuer Spalt in sein Gemüth; und als er endlich sein Ahnenhaus, das für Wind und Wetter offen stand, zu verkaufen sich gezwungen sah, wandte er, ein verfallener Mensch, von dem verfallenen Schloß seinen schwermüthigen Reisetritt abwärts. Er genoß die Volks- und Geistersage nicht, wie Scott, mit jenem frischen Humor, der über dem spukhaften Gezeuge besonnen und selbstbewußt schwebt; er suchte sie in seinem eigenen Gemüthe als glaubwürdige Facta zu fixiren; er war bemüht, in den Geisterglauben sich hinein zu arbeiten und seine Abtei mit spukhaften Gebilden, den Ausgeburten seiner Phantasie, zu füllen, oder er verarbeitete in seiner Einbildungskraft räthselhafte zu-

fällige Erscheinungen zu den Aeußerungen und Offenbarungen einer übersinnlichen Welt. Sein Herz war voll, sein Gehirn überfüttert. Ein jäher Spalt ging mitten durch ihn hindurch, und der Verstand auf der einen und die wilde Phantasie auf der andern Seite konnten sich die Hand nicht reichen. Er schwindelte vor diesem Abgrund, den er sich selbst geöffnet; aber der Schwindel war mit Wohlgefallen und einer geheimen Selbstvernichtungslust gepaart. Durch diese zweite Hälfte des Buches geht eine wehmüthige Rührung, ein elegischer Ton. Die Verse aus Byron's Gedichten sind von so sinniger Wahl, daß wir nicht den zertrümmerten Menschen, sondern nur den trauernden Abkömmling berühmter Ahnen sehen, der um die Trümmer seiner Liebe und seines Erbgutes klagend schweift und seine Thränen in wehmüthige Lieder umsetzt. Das letzte Capitel: „die kleine weiße Dame," beschäftigt sich mit dem tragischen Schicksal eines weiblichen Wesens, dessen krankhaft überreizte Seelenstimmung in den Symptomen einer Alles verdrängenden Verehrung für Byron und seine Lieblingsplätze hervortrat. Das Leben dieser unglücklichen taubstummen Person erscheint wie eine fortgesetzte Elegie; ihr Ende, an sich tragisch, wirkt in dem einfachen Erzählungstone Irving's wahrhaft erschütternd.

Charakteristik der deutschen Geschichte.

Das deutsche Volk steht bereits nahe an seinem zweitausendjährigen Alter, nach der gewöhnlichen Rechnung. Man datirt sein geschichtliches Leben von der ersten geschichtlichen Bewegung an, die unter den deutschen Völkern statt fand und der Cimberer und Teutonen ungestalte, ungegliederte Massen gegen den römischen Reichskörper und nach den Raudischen Todtenfeldern trieb. Sie blieben jedoch im Schlunde des römischen Reiches stecken, und kamen in seiner Alles zerfressenden Magensäure, die damals durch Marius potenzirt ward, um, oder in die Sklaverei. Diese Zermalmung der germanischen Urhorden geschah im Jahre 102 und 101 vor dem Jahre des Heils. Nun rechne der Leser selbst aus, wie alt wir Deutschen nach dem stereotyp gewordenen Taufzeugnisse sind. Aber er übergehe zugleich das Binnenleben nicht, das die Germanen unter Spiel, Trunk, innern Kriegen und Verehrung des Allvaters geführt haben müssen, ehe sie zu dieser ersten kräftigen Aeußerung geschichtlichen Lebens, zu dieser Genossenschaft und deren einheitlichem Gesammtstreben gediehen. Die Eroberung Roms durch Brennus war

vielleicht nur der äußerste zurückgestauchte Wellenschlag einer Bewegung, die von Germanien ausging und die Gallier aus ihren Sitzen südwärts trieb. Wir haben eine unberechenbare lange innere Urgeschichte. Deutsche Auswanderungssucht ballte damals die Stämme in erobernde Sturmhaufen zusammen; jetzt verthut und verzettelt man sich friedlich nach den verschiedensten Weltgegenden, in die Steppen am Kaukasus, in die Grasfluren des Missisippi und des Orinoko stämmige Urwälder.

Das deutsche Volk ist kein Kind mehr, eben so wenig ist es ein Greis, noch weuiger steht es in der Blüthe der Mannheit. Wär' es ein Kind, wie käm' es zu den Runzeln und den Falten seiner gefurchten Geschichte? wie wär' es so überaus berechnend, bedächtig und verständig? wie hätt' es seinen Glauben an das Wunderbare und mit ihm die Wunder selbst verloren? Wär' es ein Greis, wie käm' es zu diesem innern Unfrieden, diesem Zerfallenseyn, dieser mit der Abgelebtheit nicht übereinstimmenden Unruhe? Wär' es ein Mann, blühend in Mannheit, wie setzte es das Wort über das Factum, die Skepsis der Meinung über die Gewißheit der That, die Schwankungen der Theorie über die Sicherheit der Praxis? — Das deutsche Volk hat die liebenswürdigen und unliebenswürdigen Eigenschaften aller Le-

bensalter an sich. Junges Blut treibt in dem alten Körper und trotzt der Fäulniß. Die Weltereignisse, die um Deutschland als das europäische Centrum spielen, halten es frisch; es hat einen starken Nakken, eine gewölbte Brust, einen wohlangelegten Organismus. Die tollen Streiche des Jünglings, die kindische Schwäche des Greises, die würdevolle Thatkraft des Mannes wechseln reichlich in seiner Geschichte, und bringen die sonderbarsten Inconsequenzen hervor. Es taumelt, tanzt, kriecht, lahmt und schreitet im Marschtakt — wie eben der Jüngling, oder das Kind, oder der Greis, oder der Mann in ihm übermächtig wird — ein buntes Treiben, welches bald nahe an Narrheit gränzt, bald auf die erhabensten Punkte der Weisheit sich schwingt. Die deutsche Gelehrsamkeit, der tagscheue Vogel der Minerva, ward oft unwillkührlich zur Sonne getrieben, und nahm Adlernatur, Adleraugen und Adlerkrallen an, welche die Resultate, die das Auge erspäht, festhalten. So haben wir Alles — nur für den Augenblick keine Thaten, welche der Beschreibung, noch eine Beschreibung, welche der Thaten unserer Vergangenheit würdig wäre. Wir haben keinen heroischen Schriftsteller. Die negirende Kritik verdrängt das Positive, das Genre die Historie, der raisonnirende Roman das epische und dramatische

Gedicht, das auf den Marktplätzen der Geschichte und der Welt sich tummelt. Auch hat sich das deutsche Volk noch nicht, wie etwa ein bequemer Greis, den Lehnsessel zurecht gerückt, um für seine Geschichtsschreibung die nöthige Ruhe zu gewinnen.

Dennoch wird der Deutsche erst in der Erinnerung, in seinen historischen Gedenkbüchlein national. Da weitet er sich aus; alle Poren öffnen sich an ihm; ein Gefühl, welches dem Nationalsinn ähnlich sieht, kommt über ihn. Wenn er seiner Vorfahren gedenkt — und der thatenlose Deutsche hat Zeit genug dazu — dann gewinnt er Charakter, Festigkeit im Urtheil, Bestimmtheit im Ausdruck; er leidet und handelt mit, er bereut und nimmt Lehre und Warnung an; die geschichtliche Erinnerung wird ihm zum Gottesgericht, zur Prophetin, die aus der Vergangenheit für die Zukunft wahrsagt; sie wird die Stimme seines eigenen innersten Gewissens. Eine wehmüthige Rührung ist das hauptsächlichste Merkmal aller Geschichtsbücher deutscher Nation; ein Klage- und Racheruf, wie der Chriemhildens, tönt vernehmlich daraus hervor; die Erinnerung sitzt wie Marius auf den Trümmern gesunkener Größe und spricht Worte des Mitleids und des Jammers. So gelingt es uns nicht, eine Geschichte im wahren objectiven Sinne des Worts zu schreiben; wir besitzen

vielmehr neben einer reflektirenden Poesie auch eine reflektirende Geschichte, die sich nicht selten in einen lyrischen Schmerz ergießt und, wie manche Schöne, erst im Weinen und durch das Weinen reizend wird. Sie ist eine büßende, alle unsre Sinne aufregende Magdalena, die um unsre Gunst buhlt, ohne es selbst zu wollen.

Unsre Heroenzeit, die Zeit unsrer geschichtlichen Größe, liegt freilich hinter uns; aber mit ihr auch das ungebändigte Chaos, die wilden Naturzustände der deutschen Nation, wo die materielle Kraft das Gesetz übermeisterte und den Geist der Freiheit und der Liebe unterdrückte. Die Intelligenz hat sich Raum gemacht, die wuchernde Vegetation ausgerodet und den Urwald gelichtet. Aber diese Intelligenz ist nicht ein Erbrecht, ein aristokratisches Vorrecht, sondern ein demokratisches Allgemeingut, von jedem Einzelnen zu erwerben, von Einem zum Andern übergehend, ein wechselseitiges mittheilbares Allodium. Vor dieser Intelligenz stehen Alle gleich; sie nivellirt Alles, sie verbindet Alles; sie dringt auf Ausgleichung der Differenzen, auf eine Habeas-Corpusakte für Gedanken und Wort. Nur momentan kann sie unterdrückt werden; aber die Stoffe, womit man sie erstickt, sind selbst entzündbar und helfen den allgemeinen Brand vermehren Die einzel-

nen Ausbrüche wilder wuchernder Volkskraft gehen nicht von der Intelligenz aus; aber sie sind wie das Stöhnen und Seufzen einer beengten Brust; sie bekunden den gewaltigen Drang der innern Gluth, die sich frei machen will, ein allen Völkern gemeinsames sympathetisches Leiden. Unter Zuckungen, Krämpfen und epidemischen Wehen geht die Geburt der neuen Zeit vor sich. Diese Intelligenz hat mit seltener Energie und Rapidität die westliche Halbinsel Europas aus dem Schlaf gerüttelt. Sie scheint sich hier zu übereilen, indem sie das Extrem auf das Extrem pfropft; aber sie hat den lastenden Deckel gehoben und die entbundenen Dämpfe strömen hinaus. Das Recht zu protestiren, der Protestantismus selbst, stürzt und bricht die schnöden Mauern, hinter denen die Kirche durch die faulen Bäuche der Mönche ihre kollernde Sprache laut werden ließ.

In dieser Macht der Intelligenz findet auch die deutsche Geschichte ihre Versöhnung; bis dahin sind wir vorgeschritten, dort stehen wir. Sie giebt dem zerspalteten und geflickten Deutschland die oft vergebens gesuchte Einheit, eine höhere, als die merkantilische des Zollverbandes. Zwar hat auch unsre Zeit ihre Schwächen und unsauberen Schmutzflecke, die Ichsucht, die in maaßlose Spekulationen ausartende Gewinnsucht, die Börsensucht, die das goldne

Kalb der Israeliten als alleinigen Gott verehrt — aber wir wollen uns mit den Aegyptern rechtfertigen, die neben jedem dem guten Gott Osiris geweihten Tempel auch einen für den bösen Typhon errichteten und in gleichen Ehren hielten.

Die Aussicht auf diese intelligible Einheit des deutschen Volkes sollte die Geschichtsschreiber nicht zu weichlichen Klagen stimmen, sondern ihr Gemüth trösten, erheben, stärken. Alle Verirrungen, die alten wie die neuen, sind nothwendige Metamorphosen und Uebergänge, Schichten, die nach einem gewissen Gesetz sich auf einander legen, um dem künftigen Gipfel eine feste Unterlage zu gewähren; sie sind die faulenden Excremente, die das Land für künftige Zeugungen fruchtbar machen.

Unserer Geschichte müssen Eigenschaften zugesprochen werden, welche für unsre Historiographen eben so viele Klippen und Schwierigkeiten sind, die ihrer Kunst trotzen. Die deutsche Geschichte giebt sich nur aphoristisch, stückweise; sie hat keine Totalität, keine Einheit; sie rückt, sie schiebt sich fort, sie fließt nicht; sie bildet keine zusammenhängende, sondern eine an unzähligen Punkten durchbrochene Linie, und während sie sich erfüllen zu wollen scheint, beißt sie sich selbst kurz am Schwanze ab. Da ist kein ruhiger glatter Spiegel, keine volle Strömung,

da sind überall Strudel und Wehren und Dämme, die sie zurückstauchen. Wo man hinsieht, erblickt man Fragmente, Ruinen; und, besonders in neuester Zeit, hier einen Stumpf der Legitimität, dort einen Anfang, einen Ansatz der Revolution; hier aristokratische Starrheit, dort demokratische Flüssigkeit, hier einen Krieg, der dem Frieden, dort einen Frieden, der dem Kriege ähnlich sieht. Sie leidet an einer undurchdringlichen Massenhaftigkeit, an einem Mangel an Consequenz und logischem Fortschreiten, an einer unförmigen Breite, wie unsere Sprache. Es fehlt beiden an der leichtverständlichen Form, der Euphonie, dem Rhythmus; beide verfahren stoßweise, folgen den Eingebungen des Augenblicks, lassen sich gehen, oft nur scheinbar; es ist schwer, die Regeln ihrer Construction zu finden. Sie tragen den Charakter der schmuckreichen, kolossalen, aber von Geist und künstlerischem Bewußtseyn durchzogenen gothischen Baukunst. Wie hier, ließe sich die Form des Kreuzes als Basis unserer mittelalterigen Geschichte nachweisen. Das Christenthum bildet eine gediegene Grundlage; religiöser Schwung hat, bis auf die neuesten Zeiten und kurze Unterbrechungen, den Deutschen nie gefehlt. Ihre Geschichte weist wie das Weltmeer neben unergründlichen Tiefen auch ausgedehnte Sandbänke und Untiefen auf; losgelas-

sene Stürme und gänzliche Windstille wechseln auffallend; oft drängt sich der Gedanke, die Philosophie übermächtig hervor, oft tritt das geistige Element gänzlich zurück, und die deutsche Geschichte versinkt in Gedankenlosigkeit, oder sie wird ein plumper Tölpel, ein Bramarbas, der ohne Besinnung um sich schlägt. Sie ist nicht vollkommen unschuldig; aber ihre Sünden selbst entsprangen nicht aus der Lust an der Sünde, sondern aus einem Mangel an Bewußtseyn, das von Schwärmerei, Fanatismus und unbeholfener Dummheit erdrückt ward. Daher die abschreckenden Judenverfolgungen, das unheimliche Wittern von Spukerei und Zauberei, was die gräulichen Hexenprozesse veranlaßte. Oft bis zur Bewunderung heroisch edel, wird unsere Geschichte nicht selten landsmannschaftlich-burschikos, in rohe Einzelkämpfe und Familienzwiste, Duelle im weitern Sinne, sich auflösend. Beleidigung und Rache stellen sich, wie zur Zeit des Faustrechts, vollkommen außer dem Gesetz. Wer wollte sagen, daß die Führer der deutschen Geschichte, oder das deutsche Volk selbst, einen letzten äußersten Zweck verfolgt hätten?

Deutschlands Geschichte war von jeher eine allzu individuelle, bestimmt und gebunden durch die subjectiven Ansichten der Gewalthaber und Wortführer und, bei der überschwänglichen Menge gebietender

Herren, in lauter kleine Histörchen sich zerblätternd und auflösend. Hierzu kommt die Individualität der Stämme, die ihren Ursitz und ihren Charakter bis auf die heutige Zeit mehr oder weniger erhalten haben. Selten verfolgte man einen Plan mit Consequenz. Den augenblicklichen Leidenschaften gab man sich hin. Man zog das Schwert, wenn der furor teutonicus über das Herz, ein kriegerisches Zucken in die Hand fuhr; wenn aber einmal das deutsche Phlegma übermächtig wurde, legte man sich auf die Bärenhaut und das Disputiren, auf die Reichstage und Vorberathungen, so daß Ruhe und Unruhe, Friedensvertrag und Friedensbruch, Demuth und Trotz auf die wunderbarste Weise wechseln. Das selbsterwählte Haupt der Deutschen mochte noch so selbstständig denken; die kleinen Häuptlinge hatten auch ihre selbstständige Meinungen, welche sie geltend machten. Kaum nahm der Nachfolger seines Vorgängers Pläne auf, kaum verfolgte er seine eigenen mit festhaltender Beharrlichkeit. Heinrich IV. demüthigte sich bald vor dem Papste, bald trat er geharnischt ihm entgegen; Maximilian verband sich durch Liguen und Lügen bald mit Venedig gegen Frankreich, bald mit Frankreich gegen Venedig; Moritz von Sachsen kämpfte bald gegen, bald für den Protestantismus; der neuesten Zeit nicht zu geden-

ken. Wie wir mit den atheniensischen Demokraten, mit den persischen Königen, den karthaginiensischen Kaufleuten, den Senatoren Roms, den Königen Frankreichs, den russischen Czaren, den brittischen Parlamenten daran sind, wissen wir; wir können ihre Pläne bis ins Einzelnste verfolgen, sehen Mittel und Zweck, sehen Resultate, die Geschichte dieser Staaten in einer langen, nach ihren Endpunkten strebenden Linie sich hinziehen und, wie unter einem Uhrglase, immer auf einen bestimmten Zweck, eine bestimmte Zeit hinweisen, in jedem Moment. Es sah in Deutschland wie in einem Kopfe aus, wo die verwirrtesten Gedanken hin und wieder gehn. Die französischen Könige dagegen haben, in Opposition tretend gegen die Individualitäten, ihr Land und Volk mehr als ein Object bearbeitet und daran wie an einem gegebenen Stoff nach Herzenslust gemeißelt und gefeilt, ihre Leidenschaften geschickt zurückgehalten und ihrer Politik eine gedrungene, haltbare Form gegeben. Eine Consequenz, unerschütterlich wie die des römischen Senates und der Päpste, erbte vom Vater auf den Sohn. So ist die französische Geschichte bei aller Objectivität central, die deutsche bei aller Subjectivität peripherisch geworden; sie strebte in einen weiten Linienumfang hinaus, während die französische in einen dichten Kern

von Hofintriguen sich zusammenzog. Daher ist diese bei Weitem klarer und bis ins Einzelnste zu verfolgen; denn sie ist planmäßig und nach den Regeln der Kunst angelegt; die deutsche dagegen unverständlicher, ausgebreiteter, innerhalb Deutschlands verwickelter, außerhalb Deutschlands sporadisch zerstreut. Ihr Haupt- und Wagebalken ist in Deutschland, aber die mächtigen Splitter dieses Balkens überall zu finden und aufzulesen, in Italien, Sicilien, Ungarn, in den slavischen Ländern, in Dänemark, im Morgenlande, in den Niederlanden und den beiden Königreichen Burgundien, deren Geschichte zum Theil mit der deutschen zusammenfällt — nicht zu gedenken der älteren Geschichte Deutschlands, wo die Völkerschaften und Horden wie ungebändigte Natur- und Elementarkräfte in- und durcheinander fuhren und die Geschichte im Chaos sich herumtrieb, nicht zu gedenken der vielfachen Berührungen, in welche Deutschland späterhin mit den übrigen europäischen Staaten auf meist passive Weise gekommen ist.

Was sind die Resultate des von den Deutschen geführten tausendjährigen Geschlechtslebens? Eine Zerrissenheit des Territoriums, ein Auseinanderfallen der Nationalität, eine Zerspaltung des religiösen Cultus, eine von dem Ganzen sich losreißende partielle, eine die andere verkürzende und kreuzende

preußische, österreichische, baiersche, sächsische Geschichte. Wo ist hier eine centrale Verrichtung, eine Schwerkraft, der die Individualität nachgebend sich opfert? wo ein Mittel, ein Zweck? wo ein Ausgangs-, ein Schlußpunct? was angestrebt wurde, ist es errungen, was errungen wurde, ist es angestrebt worden? Und was hat das deutsche Volk bisher gewollt, und was will es jetzt? — Man könnte sagen: es will neben Sittlichkeit und Ordnung auch das Freiwerden des Gedankens und Bewußtseins — aber wie allgemein! wie viel Dinge in Einem Athem! wie verdeckt von dem Neben- und Uebereinander der verschiedensten Interessen! — Bei alle dem eine unverwüstliche, tiefe, unschuldige Ursprache! eine männlich ehrbare, von den lebendigsten Gegensätzen frisch gehaltene Geschichte! ein Urvolk, welches lange Zeit wie der große Christoph den Heiland der Welt trug, den siegenden Christus, den es jetzt im flachen Rationalismus von sich wirft oder im sinnlichsten Pietismus verzerrt und herabwürdigt! Nur einem Franzosen mag die Frivolität einigermaßen gut stehen; es giebt nichts Unerquicklicheres, Trostloseres, als einen irreligiösen Deutschen; nichts Wüsteres, als unsere Geschichte partienweise da, wo sie von ihrem religiösen Grundstoffe gänzlich sich lossagt.

So bewährt die deutsche Geschichte, wie die Eiche mit ihrem mächtigen Stamm und ihren baumähnlichen Aesten, einen knorrigen, in einander geschlungenen, complicirten Anblick. Wir können stolz seyn auf die Regsamkeit, die Langlebigkeit und die weite Ausdehnung unsrer Geschichte. Sie hat etwas Genial-Liederliches, aber auch etwas Römisch-Schlagfertiges und, bei aller Mannhaftigkeit und Derbheit, etwas kindlich Verlegnes und Befangenes.

Den Geschichtsschreibern unsrer Nation tritt ein langer Zug gewaltiger Heroen entgegen, deren Thaten nur aus einer rechten Würdigung ihrer Individualität, deren Individualität nur aus ihren Thaten erklärt werden kann. Das Streben dieser kaiserlichen Helden ging nordwärts auf die Unterwerfung der slavischen Völker und die Ausbreitung der christlichen Religion, im Süden auf die Unterwerfung Italiens und der christkatholischen Kirche, insofern sie vom Papste vertreten war, zu gleicher Zeit. Den Kampf gegen die Slaven überließ man in der Regel seinen Markgrafen und Grenzherzogen, den Kampf gegen Italien führten die Kaiser selbst. Nicht selten mit Nachdruck, aber im Ganzen ohne Consequenz. Man ließ sich zu ungehöriger Zeit von seiner simpeln Frömmigkeit übertölpeln, von den Machtsprüchen der Kirche einschüchtern und einstricken von

dem Gewebe italienischer Liste und Ränke. Die Pläne brachen, wenn sie weit genug gediehen waren, kurz an der Spitze ab; das Leben der Kaiser zerfällt in eine unendliche Menge Tragödien, die meist in Italien gespielt werden, denn wo ein Plan scheitert, eine Individualität, nach dem Aufwand aller Kräfte, nicht durchdringen kann, da hat man eine Tragödie erlebt.

Diese italienischen Trauerspiele werden selten großartig und würdig genug aufgefaßt. Man klagt immerdar über das Vergeuden gewaltiger Kräfte, die dem sich entwickelnden Deutschland entzogen worden wären — mit Unrecht! Indem der Fuß der Kaiser sich abwärts nach Italien wandte, zogen sie auch ihre gewaltige Hand vom deutschen Lande zurück, das sie sonst platt gedrückt hätten. Was platt und eben ist, hat freilich eine Einheit, aber nicht die rechte. So konnten sich die geistigen Gegensätze entwickeln, und alles in der Opposition und vermittelst derselben zur Freiheit sich ausbilden. Deutschland tobte sich aus; es zerriß sich selbst, indem die Fürsten sich emancipirten, aber in die einzelnen Stücke drängte sich desto mehr thatkräftiges Leben zusammen, und die ungeschlachte deutsche Universalmonarchie, die von Vielen noch heut gewünscht wird, drang vor den Gegensätzen, Innungen und Freihei-

ten nicht durch. Man bringt den moralischen Einfluß, den Aufschwung und den fast römischen Stolz der in die Deutschen durch die Römerzüge kam, und diese zur Ehrensache machte, zu wenig in Anschlag. Der Deutsche stand, trotz seiner Verbindung mit Italien, zwar lange Zeit in der Dämmerung der Intelligenz; aber es läßt sich fragen, was aus dem knorrigen, hartsch(†)lligen Volke geworden sein würde ohne die Bekanntschaft mit dem italienischen Leben! was aus seiner Kunst, seiner Sitte! was aus seinen Städten und Innungen, die zum Theil nach dem Muster der italienischen sich gebildet haben! was endlich aus der vollsaftigen und vollblütigen Natur der Deutschen, die das Land erstickt hätte, wenn sie nach Italien hin nicht ihren immerwährenden Abfluß fand!

Man bewundere mit Dr. Böttiger schließlich die deutsche Kraft, die im Teutoburger Walde den Römer vernichtete, an der Marne die Hunnen, bei Poitiers die Sarazenen, auf dem Lechfelde die Ungarn, auf der Wahlstatt die Mongolen zurückwarf und, wie alle Weltkriege, auch den mit der Hierarchie auf deutschem Grund und Boden auskämpfte, die mit den Formen rang und den Kampf siegreich bestand, und die, wie ich hinzusetze, neue Geburten, von denen wir keine Ahnung haben, aus dem dun-

keln Schooße der Geschichte hervortreiben, früher oder später die jetzt einander bekämpfenden Interessen versöhnen und eine Einheit, nicht eine materielle, aber wohl eine im Geist und in der Wahrheit erzielen wird. So möge der Deutsche, mit dem Doppelgesicht des Janus, einerseits rückwärts stolz hinabschauen auf seine großartig verlebte Vergangenheit, andrerseits mit Zuversicht vorwärts blicken als ein muthiger Prophet auf eine geordnete Zukunft, und, wenn es sein muß, als ein unbescholtener Schildträger den Interessen der Gegenwart vorkämpfen. Wir leben noch mitten in der deutschen Geschichte, wenn Geschichte in der Bewegung, in der Fortentwickelung der Formen und des Geistes besteht. Aber die deutsche Geschichte hat von jeher weniger der freundlichen Zusprache oder, wie etwa das ermüdete Kameel, der Musik bedurft, sondern des kräftigen Anstoßes und der von innen und außen her scharf wirkenden Reizmittel.

Die Jetztwelt und ihr Historiograph Ernst Münch.

Die Geschichte unsrer Zeit ist, wenn nicht in der Tiefe, doch in der Breite zu einer fast unübersehbaren Fläche angewachsen. Jeder Staat Europa's hat seine eigene innere Geschichte, ja die einzelnen Provinzen mancher Staaten, wie Polen mit seiner von Fremden und Einheimischen zugleich gemißbrauchten Tapferkeit, Norwegen mit seinem Storthing, Irland mit seinem John Bull und seinem Kleinkönige O'Connel, Siebenbürgen mit seinem aufgelösten Landtage, die Rheinlande zu Görres's Zeit, Rheinbaiern zur Zeit des Hambacher Festes, ferner, ehe sie selbstständig wurden, Griechenland und Belgien: — sie alle haben ihre provinzielle Geschichte von der Geschichte des mächtigern Staates, dessen Appendix sie waren, loszulösen gewußt und sind für den Geschichtsschreiber unvermeidliche, gefahrvolle, seine ganze Kunst und Ortskenntniß in Anspruch nehmende Klippen und Meeresstrudel. Ist so die Geschichte der einzelnen Staaten in die Tiefe gegangen, so hat die allgemeine an Breite unendlich gewonnen, sich ausgefächert und zerdehnt.

Asien, die Urstätte der Menschheit und der Historie, hat in Persien noch immer einen Staat, der nicht außer der Geschichte liegt und als Mittelland zwischen Rußland's europäischer und England's indischer Continentalmacht dereinst bei oft auflodernden innern Thronstreitigkeiten von hoher Wichtigkeit sein dürfte. Die Küste von Palästina und Phönicien, schon in der Zeit nach Alexander ein Zankapfel zwischen den kleinasiatischen und ägyptischen Herrschern, den Seleuciden und Ptolemäern, ist es jetzt abermals geworden zwischen dem Sultan und seinem mächtigen Vasallen Mehmed. Kleinasien, ein weiter Tummelplatz, wird früher oder später die Palästra abgeben, wo der rüstige afrikanische Kämpfer mit dem schon ermatteten osmanischen auf Tod und Leben zusammentreffen wird. Afrika hat durch das neu organisirte aufblühende Nil-Land, das von jeher für befohlene, von oben herab aufgedrungene Cultur empfänglich war, eine erhöhte politische Bedeutsamkeit gewonnen. Hier schlummern embryonische Kräfte, welche, ausgebildet, den Mutterleib, das türkische Reich, zu zerreißen drohen. Algier ist für die Franzosen noch keine Kolonie der Gegenwart, sondern der Zukunft und gehört in so fern einer künftigen Geschichtsschreibung an.

Das republikanisch ehrbar ausgebildete nordische

Amerika tritt mit seinem tüchtigen, charakterfesten und praktischen Bürgerthum dem adelig-priesterlichen, feudalistisch-royalistischen Europa drohend gegenüber. — Merkwürdig aber hierbei ist, daß gerade Frankreich, früherhin sein Schildträger und von amerikanischen Freiheitsideen durchzogen und aufgerüttelt, mit ihm in gefahrvolle Zerwürfnisse gerathen mußte. —

Südamerika, lange Zeit unruhig chaotisch bewegt, in Partikulartheilchen von Staaten sich zersetzend, die nach Willkühr sich wiederum zu größern vereinigten, oftmals zerstückt und aus den Stücken, wie der Polyp, ein neues Ganze schaffend, scheint sich, obgleich die Idee des Republikanismus festhaltend, neuerdings beruhigen zu wollen und festere Gestaltung zu gewinnen.

In Europa selbst — welche zusammengesetzten Verhältnisse! welche einander widerstrebenden Elemente! welch zweifelhafter Kampf, welche Ruhelosigkeit bei scheinbarer Ruhe! Es hat in letzter Zeit eine gleichgültige Miene zu machen versucht — aber der Versuch ist ihm nicht gelungen. Es stürmt in seinem Herzen, und sein Herz denkt anders, als der Mund spricht; es schluckt seinen Groll hinunter und beißt die Zähne zusammen, — aber der gefesselte Prometheus rührt sich; der Typhon unter

dem Aetna schüttelt sich; die eingekerkerten Titanen murren gegen den mächtigen Jupiter. An vielen Orten tobte der junge Geist gegen die alte, noch immer standhafte Brustwehr. Man rührte rings um uns das trübe Wasser auf, und hundertjähriger Schlamm kam zu Tage.

Selbst in Deutschland, an Ehrenmalen und Schandmalen, an den Zornfalten jugendlichen Uebermuths und den Runzeln einer alten abgelebten Zeit überreich, entwich das gegenseitige heilende Vertrauen. Man liegt überall auf der Lauer und zugleich auf der Folter des Mißtrauens. Wir haben das Seltsamste erlebt und erstaunen nicht, wenn das noch Seltsamere geschieht.

Wir sahen eine Seeschlacht mitten im Frieden, die Belagerung eines Castells mitten im Frieden, die Wegnahme einer italienischen Festung mitten im Frieden, — wir sahen in Spanien die Inquisition neu eingerichtet, — wir sahen Elio's und Morillo's Grausamkeiten, — wir sahen Fürsten und Könige und ein tapferes Heer vaterlandslos, heimaths- und landflüchtig, — und wir Einzelnen, wir Spekulationsmenschen selbst fühlen uns umhergetrieben wie von einem bösen Geist, denn wir haben unser Paradies, unsre Unschuld verloren und unsern Mittelpunkt aus dem Innern heraus nach außen verrückt.

Es ist ein seltsames Zeichen unsrer in sich selbst zerrissenen, die Versöhnung der Extreme auf eine unlogische Weise erzielenden blinden und blöden Zeit, daß mitten unter diesem tobenden Streit und Widerstreit der verschiedenartigsten und gegenseitig sich hassenden Elemente einige Gläubige und Leichtgläubige eine allgemeine Treuga dei als nahe bevorstehend uns zusichern, einen allgemeinen Gottes- und Weltfrieden proclamiren, und zwar ohne alle Einschränkung, ohne Bedingungen, ohne vorhergegangene Präliminarien!

So schwierig es ist, die Geschichte der Jetztwelt klar und lichtvoll zu schreiben, wo die Geschichte zum Theil in den Archiven begraben liegt, einfach, wo die Verhältnisse so zusammengesetzt und verworren erscheinen, gedrängt, wo sich rings umher die Ereignisse wie elektrische Entladungen überstürzen, und das Ganze nicht zu verstehn ist ohne die genaueste Darlegung des Einzelnsten, unpartheiisch, wo Alles noch Parthei ist und im Kampfe liegt, — eben so anerkennenswerth ist der Versuch, den der Geschichtsschreiber Ernst Münch in einem weitschichtigen Werke mit der Jetztwelt angestellt hat. Dieser große Kräfte in Anspruch nehmende Versuch ist ihm nicht eben mißrathen. Das Werk ist im Ganzen fleißig, gewandt und sicher geschrieben, nicht

ohne ein gewisses vornehmes Selbstgefühl, nicht ohne die Hülfsmittel und die Kenntniß historischer Kunst, nicht ohne die geistige Befähigung, in das Leben der Völker und Staaten tiefer als bis auf die Haut einzudringen. Preiswürdig und anerkennenswerth ist ein solcher Versuch, der bei aller Feinheit und List, bei der solidesten Polemik und der ausgebildetsten Fähigkeit, überall zu laviren und, was man ganz gedacht, nur halb auszusprechen, dennoch vieler Orten nothwendigerweise anstoßen muß. Auf der andern Seite werden hohe Gönner und Freunde die Bestrebungen des Verfassers zu würdigen und für die ihm etwa zustoßenden Feindschaften zu entschädigen wissen. Daß dem Verfasser die Schubläden mancher an historischen Geheimschriften und Erinnerungen gesegneter Privatfreunde offen gestanden, läßt sich aus manchen bis dahin uns unbekannten Mittheilungen nicht verkennen.

Für einen Parteimann zu geschichtlich, bleibt Münch indeß für einen Geschichtsschreiber noch immer zu parteiisch. Jetzt gilt es, entweder ganz Parteimann oder ganz Geschichtsmann zu sein. Münch preist und tadelt, wie es scheint, nicht selten nach augenblicklicher Caprice, wird oft aus dem geschichtlichen Beobachter ein schlagfertiger Parteigänger, läßt sich von vorgefaßten Meinungen be-

stimmen, von seinen Gefühlen überwältigen, von seinen Empfindungen hinreißen; er ist nicht ein Feldherr, der von sichrer Höhe aus den Schlachtplan mit kühler Ruhe leitet, sondern einer, der von seiner Hitze in das Getümmel der Schlacht selbst getrieben wird. — Dennoch weiß man oft nicht, für welche Sache er streitet. Jede Partei glaubt ihn zu haben, und keine hat ihn. Die griechischen Faust- und Ringkämpfer salbten ihre Glieder mit Oel, damit sie geschmeidig würden, und bedeckten ihren Körper mit Sand und Staub, damit sie gegenseitig sich besser und sichrer fassen könnten. Münch dagegen braucht den Staub auch, aber zu andern Zwecken, und die Salben nicht bloß zur Schmeidigung der Glieder, sondern auch, um sie schlüpfrig zu machen und dem Gegner die Gelegenheit des Angriffs zu nehmen.

Uns fehlt, wenn wir uns mit den alten Classikern vergleichen, die unbefangne Schuldlosigkeit und Parteilosigkeit, die feste, unbestechlich rechtliche Gesinnung durchaus, das erhabene Gemüth, das über dem Strudel der geschichtlichen Ereignisse sich aufrecht erhält, die ruhige, auständige, nach Effekt und Witz nicht haschende, aber innerlich warme und charakteristische Sprache. Ich wünschte, von einem Manne wie Herodot die Geschichte der Jetztwelt

verfaßt zu sehen, in derselben wie aus weiß glänzendem Marmor ebenmäßig herausgebildeten Sprache, in derselben unbefangen naiven, ungekünstelt kunstvollen Darstellung. Ein Mann wie Tacitus, der in gerechtem Zorn richtende und weniger durch Raisonnement, als durch die Aufzählung der Thatsachen selbst strafende, warnende und tröstende Tragiker unter den Historikern, müßte sie schreiben, oder einer von den unbestechlichen, unerbittlichen drei Todtenrichtern. Freilich leben wir in einer Zeit, wo der kühne Wolfgang Menzel, nicht zufrieden mit seinen Angriffen auf Johannes von Müller's politischen Charakter, auch wagen darf, dessen Geschichtsbücher, Styl und Darstellung mit Ingrimm, Spott und wahrhafter Verhöhnung rastlos zu verfolgen und in seiner Geschichte der deutschen Literatur zu behaupten, man müsse die Geschichte in verkleinertem Maßstabe, in Biographien und Sittengemälden schreiben! Stoßen wir alle Autoritäten um, wie können wir verlangen und erwarten, daß man unsre Autorität für untrüglich halten, für unverletzlich erklären werde!

Das Florentiner Kunstleben.

Wir Modernen leiden an der Unzufriedenheit mit uns selbst und dem Extrem derselben, der Selbstgenüge, zwei Symptomen eines und desselben Krankheitszustandes, offenbar werdend an einem und demselben Individuum und den Gesammtkörper der Kunst und Literatur durchdringend. Sie widersprechen sich nicht, sie wechseln ab wie Hitze und Kälte im Fieberzustand, sie sind in sich eins und setzen eins das andere voraus. Mehr oder weniger hat ein Zerfallensein mit unserm eignen Selbst und ein Ungenüge an den äußern Verhältnissen in den Gemüthern Aller sich festgesetzt, wir gefallen uns in dem Centrum des Kreises nicht, den wir erfüllen sollten, und streben in die Peripherie hinaus, wir verlieren uns aus dem Kern in die Schale, um hier ausgebreiteter, aber äußerlicher zu wuchern. Unser Leben wird zu einem einseitigen Prokrustesbett, indem wir uns darin nur ausdehnen, aber nicht nach Maßgabe der Verhältnisse verkürzen wollen. Ueberklug geworden und verlustig aller Naivetät des Gefühls und Kunstsinns dünken wir uns weiser, als unsre Umgebungen, und lernen sie geringschätzen; es kom-

men Augenblicke, wo wir uns selbst mißachten, und das sind diejenigen, wo wir uns gewissermaßen über unser eigenes Selbst erhaben dünken und dasselbe als ein an sich nichtiges objectives Ding betrachten. Diese Unzufriedenheit hat aber auch ein Element der Selbstgenüge in sich, theils weil jeder Ueberkluge mit sich selbst zufrieden sein zu dürfen vermeint, theils weil wir, nach Art der Hypochondristen, Lust an der Unlust empfinden und diesen morosen Krankheitszustand lieben und darauf stolz zu sein lernen. Wir sind grausam gegen uns selbst; Grausamkeit ist aber die auf die Spitze getriebene Wollust. Je mehr wir diese Zerrissenheit in unsern Werken zur Schau tragen und uns dadurch von dem Gemeinwesen abweichend zeigen können, desto mehr wird die Zufriedenheit mit uns selbst sich steigern. Ein andres Uebel, woran wir leiden, ist die raisonnirende Kritik. Wir sind aber so weit gekommen, daß Literatur und Kunst nur durch diesen mächtigen Hebel in ihrer Höhe erhalten werden, daß wir nur vermöge der Kritik etwas, was dem Genie ähnlich sieht, hervorbringen: eine Erfahrung, die schon Lessing an sich selbst machte und auszusprechen sich nicht scheute. Wir leben in dem Zeitalter der Kritik. Darauf geht unser Streben von Jugend auf, und unsre Erziehung, besonders die in großen

Städten, löst sich in das Element des absprechenden Raisonnements auf. Statt die Wunden auszuwaschen, brennen wir sie mit dem heißen Eisen der Kritik aus, und unzählige unserer Literaturblätter sind nichts Andres, als eben so viele Autodafe's, als heißhungrige Moloch's, in deren glühendem Arm die Kinder der deutschen Literatur der Kritik zum Opfer gebracht werden.

Noch ein andres Uebel kenn' ich, nämlich das der allgemeinen Lüge. Wir meinen es nicht redlich mit der Literatur und Kunst; wir tünchen unsre Werke mit der Schminke der Herzlichkeit und Treue an; aber es ist nur Schein, der die Wahrheit täuschend nachahmt. Wir sind nur äußerlich und haben, seitdem wir unsre Naivetät eingebüßt, wenig Unabsichtliches und seiner selbst willen Hervorgebrachtes aufzuweisen. Daher finden wir so wenig reinen Enthusiasmus, der immer etwas Rührendes hat, und wenn er der pedantische eines alten Philologen wäre; daher giebt es überhaupt so Wenige, die sich für Kunst und Literatur wirklich aufzuopfern im Stande sind.

Unsre gesellschaftlichen Verhältnisse sind aber auch nicht von der Art, daß die Begeisterung in ihrer ursprünglichen Regsamkeit sich erhalten könnte, ob-

gleich ein Fortschritt zu einem freiern Kunstleben sich bemerkbar macht.

Von diesem düstern Gemälde, dem nur wenige literarische Autoritäten und Kunstverbrüderungen widersprechen, wenden wir uns zu einer frischen, tüchtigen und treuherzigen Zeit, wo an dem lachenden Ufer des Arno die Kunst wie ein vollkräftiges Kind aus langem Schlafe erwachte. Sie fand sich aber in den äußeren Erscheinungen bald zurecht. Dies thut ein gesundes Kind, wenn es ausgeschlafen, immer, und es giebt nichts Frischeres und Fröhlicheres, als die Augen eines Knaben, der so eben aus dem Schlafe erwacht ist, seine Blicke munter und treuherzig von einem Gegenstande zum andern gleiten läßt und, was er äußerlich erschaut, in raschem Wechsel in sich aufnimmt. Wir ältern Personen müssen von unserm Schlafe erst noch im Wachen ein wenig ausschlafen, eh unsre Augen klar werden. Das ungemischteste künstlerische Bewußtsein, das naive Element der von aller Sentimentalität entfernten Kunstanschauung und der Enthusiasmus für das Heilige und die Heiligen, der mit seinem Gegenstande eins wurde, brachten damals jene frommen und rührenden Gestalten hervor, deren selige Verklärung und inneres Wesen bei allem Mangel äußerer Formschönheit keines Commentars be-

dürfen, und welche in derselben überzeugenden Farbensprache noch jetzt, wie damals, zu den Gemüthern der Berufenen sprechen. Florenz führte seinen Namen mit Recht; sie war eine vollsaftig blühende Centralstadt aller Künste und Wissenschaften. Die Maler- und Bildhauerkunst, von Cimabue bis Leonardo da Vinci und von Donatello bis Michel Angelo, wurden rasch groß gezogen von fürstlicher Huld, von überall her sich aufdrängenden Erinnerungen an alte Kunstvollkommenheit, von dem frischen Volksleben, dessen Erhabenheiten noch nicht zur Fläche ausgeglichen waren, und worin der Einzelne seine Selbstständigkeit festhalten durfte, inmitten der weiten herrlichen Arno-Landschaft, unter dem darüber sich ausgießenden duftigen Himmel des Südens. Hier legte Arnulph Lapo den Grund zu dem prächtigen Dome, worauf der kühne Brunellesco späterhin die gewaltige Kuppel drückte; und von dieser Kuppel aus nahm Buonarotti seinen Aufschwung; er lernte von ihr und setzte eine ähnliche auf die St. Peterskirche zu Rom. In Florenz goß Ghiberti seine Bronzethüren zur Johanneskirche, von denen Buonarotti sagte, sie seien werth, an der Pforte des Paradieses zu stehn. Hier malten Filippo Lippi, Masaccio, Fiesole, Uccetto, der Perspectivmaler, Cosimo Rosetti, der Alchymist, Pier

da Cosimo, ein finsteres zerrissenes Gemüth, und Leonardo da Vinci, an äußerer und innerer Schönheit vollendet, dessen Meister Verocchio war. Hier dichtete, vor Ariost und Tasso, der göttliche Dante, an dessen poetische Unfehlbarkeit die Florentiner glaubten, wie an die geistliche Unfehlbarkeit des Papstes. In einem florentinischen Künstler war nichts Einseitiges; jeder Maler war, wenn nicht Baumeister und Bildhauer zugleich, doch wenigstens ein Dichter; schnell wie die Farben zum Gemälde ordneten sich die italienischen Wohllaute zum Gedicht; das fromme, rein begeisterte Gemüth war in beiden gleich schöpferisch und frei gestaltend.

Die Philologie stand damals in ihrer Jugendblüthe und schwelgte in den aus Griechenland herübergebrachten sprachlichen Denkmalen. Der Grieche Pletho unterrichtete Kosmus von Medici, den Vater des Vaterlandes, in der Philosophie des Plato, und unter Marsilius Ficinos Leitung entstand eine Platonische Akademie, als deren Mitglieder die Söhne und Enkel des Fürsten, von denen Lorenz dem Dichterruhm des Petrarka nachrang, genannt werden. Bei den Volksfesten waren Phantasie und Kunstsinn gleich thätig, und prächtige Wettrennen führten zurück in die griechische Zeit, „wo die Wagen zum Ziel donnerten.“ Die Gewerke unter sich

wetteiferten, welches seinem Schutzheiligen für größere Kosten das schönere Standbild zu setzen vermöge, und ein ausgestelltes Kunstwerk brachte die ganze Stadt in Bewegung. So wurde überall der künstlerische Sinn genährt und durch die allgemeine Theilnahme zu außerordentlichen Leistungen angefeuert. Damals aber unterlag das Urtheil der Mode nicht, noch wurde das minder Gelungene gerechtfertigt, oder entschuldigt, weil es einem berühmten Namen seine Entstehung verdankte. Man hatte nur das Kunstwerk, nicht den Künstler im Auge. Jetzt dagegen kommt man vor Rücksichten nirgends zu einem freien Urtheil. Dazu kam der romantische Schwung in der Liebe, und es gelang dem Filippo Lippi kein Engel so wohl, als der, in welchem er die Gesichtszüge seiner Lucie Buti, die er aus dem Kloster entführte, zur himmlischen Glorie verklärt hatte. —

Damals malte man mit vollem Herzen und einem Sinn, der in seinem Gegenstande vollkommen aufging. Nichts war einem Florentiner leichter, als der eignen Eitelkeit zu entsagen. Als ein poetischer Wettstreit zu Florenz ausgeschrieben und ein von dem geschickten Goldschmied Curradi verfertigter silberner Lorbeerkranz als Preis des Sieges ausgesetzt worden war, aber mehrere Ruhmgekrönte des

Preises gleich werth erachtet wurden, ließ Kosmus von Medici Dante's Marmorbüste in den Dom bringen. Ihr ward von Dante's Jüngern der Kranz unter lautem Beifallrufen aufgesetzt, und so jeder Streit unter den Streitenden vermieden. Johann von Fiesole, der im Marcuskloster malte, nannte das Malen „mit dem Heiland umgehen;" ehe er den Pinsel ergriff, betete er, und wenn er den Gekreuzigten darstellte, weinte er; und wenn man seine Werke tadelte, ertrug er jede Ausstellung ohne Widerspruch und meinte nur, er habe diesmal wohl nicht inbrünstig genug gebetet. Aber es gehörte ein Kosmus dazu, um alle Talente in ruhiger Betriebsamkeit zu erhalten; mit allen Künstlern war er gut Freund, und nicht selten ging seine Vertraulichkeit in einen scherzhaften Ton über. Als Filippo Lippi, Maler und Karmelitermönch, einst ein schönes Weltkind mit sehnsüchtigen Augen verfolgte, klopfte ihm Kosmus auf die Schulter und sagte: „Pfäfflein, was ist das?" — Treuherzig erwiederte jener, indem er sich an die wollene Kutte faßte: „Das sind Schafskleider." — „Ja wohl," meinte Kosmus, „es steckt in ihnen ein reißendes Thier, das auf wahrlose Schäfchen Jagd macht. — Wie sehr die damaligen Maler für ihre Kunst sich aufzuopfern verstanden, davon legt der berühmte Masaccio Zeugniß ab, der,

während Andere Gewinn aus seinen Bildern zogen, mit einem engen Stübchen vorlieb nahm, dessen Hausrath aus einem Tisch und Stuhl, und dessen Bett aus einem Kasten mit Stroh bestand.

Wenn wir einem jetzigen Künstler noch so klar beweisen, daß er eigentlich gar kein Künstler sei, und wenn die Vergleichung seiner Werke mit denen alter und neuer Meister ihm dies noch deutlicher zeigt, wird er weder unsern Worten, noch seinen eigenen Augen trauen; er wird in seiner Manier ruhig, als wäre es eben was Rechtes, fortmalen. Ganz anders handelte Verocchio, da Vinci's trefflicher Lehrer. Er übertrug seinem Schüler, in seiner Abwesenheit an dem Gewande des Johannes Baptista zu malen, der die Aufmerksamkeit aller Kunstverständigen erregt hatte. Verocchio kehrt zurück und findet seinen Schüler müßig. — „Ich wagte nicht," sagte Leonard, „die Hand an eure Figuren zu legen; ich würde sie doch nur verdorben haben; aber ich habe den Engel, der auf eurem Entwurf des Täuflings Kleider trägt, zu malen versucht. Verocchios Gesicht verfinsterte sich; als er aber des Engels ansichtig wurde und sah, wie namenlos schön, gegen seine eigne Gruppe gehalten, er gemalt sei, klopfte er dem Leonard auf die Schulter und sagte: „Dir ist der Engel wohl gerathen; du kannst dreist

das Gemälde beendigen.“ Seitdem rührte Verocchio keinen Pinsel mehr an. Hoch standen damals die Dichter in der Achtung der Künstler. Ghiberti preist den Giotto glücklich, und beneidet ihn um seine Kunst, weil sie ihm des Dichters Freundschaft erworben, und er durch einige Verse desselben die Unsterblichkeit erlangt habe.

Eben dieser Ghiberti, der auch eine Zeit lang an der Domkuppel als Baumeister thätig war, schrieb eine Chronik seiner Vaterstadt, woraus wir die allgemeinen Umrisse und die einzelnen Züge dieses Aufsatzes entnommen haben. Die Chronik ist mehr eine Künstlergeschichte, novellenartig in einander geflochten, rührend durch Naivetät, anziehend durch des Verfassers Enthusiasmus für die Kunst, in der Geschichte der Medici und der damaligen Künstler manche Lücke ausfüllend, durch die anmuthige Art der Darstellung und des Styls unterhaltend. Wir sind eben nicht versucht, manche Erzählung und eingeflochtene Episode deshalb für erdichtet zu halten, weil sie romanhaft klingen; unsre kalte, abgeplattete, bedächtige Zeit kann uns hier zur Beurtheilung als Maaßstab nicht dienen. Ghiberti's Buch schaut uns mit so freundlichen Kinderaugen an, daß wir, wenn wir die allgemeine Prüdheit unsrer Zeit abzulegen uns nicht scheuen und das Gemüth, nicht blos den

kritisirenden Verstand, um Rath fragen wollen, es für unverfälscht halten müssen. Dies empfehlungswerthe Buch ist von August Hagen unter dem Titel: „Die Chronik seiner Vaterstadt, vom Florentiner Lorenz Ghiberti" uns mitgetheilt worden. Vasari hat größere Autorität und macht eine gelehrtere Miene, was freilich den Deutschen mehr imponirt, als Ghiberti's naiver Erzählungston und bisherige Unberühmtheit als Schriftsteller. Auch ist das Buch viel zu absichtslos geschrieben, um sich als wirkliche Kunstgeschichte geltend machen zu wollen.

Die Sprache des menschlichen Gesichts.

Kent im „König Lear“ sagt von dem Haushofmeister Oswald: „sein Blick gefällt mir nicht,“ und läßt aus dem einfachen Grunde nicht ab, dem ehrlichen Menschen wehe zu thun und ihn auf alle Weise zu schikaniren. Der Grund ist, wie man sieht, sehr einfach, aber in der That gründlich. Nicht blos die Italiener und Russen, sondern auch wir Alle verstehen und fürchten diesen „schlimmen Blick;“ denn wir sind sämmtlich schon von Geburt mehr oder weniger Gesichtskundige. Ein licht- und leutescheues Auge, ein stechender Blick, ein unstetes Hervorschielen sind an sich verständlich genug; man darf nicht erst Lavaters physiognomische Traumbücher danach um Rath fragen. Die im gewöhnlichen Leben gangbaren Redensarten: „man sieht es ihm an den Augen,“ oder: „man sieht es ihm an der Nase an“ drücken mit Wenigem das Viele vollkommen aus, was Lavater über das Gesicht, als den Spiegel der Seele, wie ein im Traume Wahrsagender in vier Foliobänden niedergelegt hat. Das Gesicht ist gewissermaßen ein glossirender Commentar zu der eigenthümlichen Gemüthsanlage, ein zweiter Ab- oder

Nachdruck des innern Menschen, der zu Fleisch gewordene Logos, die Lesart, wodurch das Herz sich wider Willen verständlich macht; das Gesicht ist eine in Frostblumen, in Krystallisationen aufschießende Seele, eine in Linienform gebrachte, mathematisch erstarrte und erfrorne Seele, die durch die Blume zu uns spricht. Aber das Gesicht ist selbst eine Blume, die höchste Blüthenkrone des menschlichen Leibes, die den geistigen Frucht- und Saamenbehälter, das Gehirn, mittelbar einschließt, und aus welcher das individuelle Gemüth, wie der Duft aus einer Blume, voll und warm uns entgegen quillt. Wir steigen gleichsam an diesen Gesichtsfalten und Fältchen, wie an den Sprossen einer Leiter, wenn auch schwankend und unsicher, in den dunkeln Schacht des innern Menschen hinab.

Es ist eine schwere Aufgabe, im Gesicht lesen zu lernen. Die einzelnen Züge bilden die einzelnen Buchstaben; sie treten mit andern zu Sylben zusammen und werden endlich zu Worten, auf dem Wege vielfacher Zusammensetzung. Was aber das Studium dieser Sprache so schwierig macht, sind die vielen Abweichungen, Unregelmäßigkeiten und die ihr eigene prägnante Kürze. In einer einzigen Falte, sei sie stehend oder bilde sie sich erst im Augenblick der Leidenschaft, liegt oft eine ganze fort-

laufende Reihe von Begriffen, Empfindungen und Affekten. Es kann hier weniger ein Lesen, als ein Entziffern oder, wie bei der Hieroglyphenschrift, ein bloßes Deuten und Vermuthen statt finden. In keiner andern Sprache ist man so vielen Irrthümern und Mißverständnissen ausgesetzt; in keiner andern, wie in dieser, gilt es, mit seinen Vermuthungen zu zögern und an sich zu halten. Dabei ist sie so reich an Worten und Konstruktionen, daß die genaueste Kenntniß derselben immer noch fragmentarisch bleibt. Lavater schrieb eine Grammatik dieser Sprache in vier Foliobänden und er nannte diese weitschichtige Gesichtskunde „Physiognomische Fragmente."

Uebung und die durch Amtspflicht oft herbeigeführte Gelegenheit, mit Menschen zu verkehren, ihre Leidenschaften zu beachten, zu belauschen und zu befragen, können die Kenntniß dieser Sprache unglaublich vermehren. Diese Uebung z. B. haben, außer den gekrönten Häuptern, die Diplomaten, die Juristen und die Schullehrer. Während die Kinder von den Schullehrern das ABC der deutschen Sprache lernen, lernen diese von den Kindern das ABC der Gesichtssprache. Der jugendliche Mensch kennt die Kunst, sich zu verstellen und, während es innerlich stürmt, das Gesicht zu glätten, noch nicht. Bei ihm ist der Ausdruck des Gesichts mit dem vorher-

gegangenen Eindruck eins; die Seele liegt offen in seinem Mienenspiel vor; sie ist im Antlitz des Knaben frei geworden; sein Gesicht ist einer Glasglocke gleich, worunter die Seele athmet, lebt und webt. Wenn man diese kleinen Menschen in einer Elementarschule betrachtet und ihr Thun und Treiben vergleicht mit der Schüchternheit oder Keckheit des Blickes, der Milde oder Schärfe der Gesichtsbildung, der dumpfen Starrheit oder frischen Beweglichkeit der Mienen, den mehr vorwaltenden obern oder den mehr gewaltsamen und thier-ähnlich sich hervordrängenden untern Theilen des Gesichts, so werden wir überall ein Zusammenstimmen der körperlichen mit der geistigen Bildung wahrnehmen, wir werden sagen müssen, diese, keine andere Gemüthsanlage passe zu solcher Gesichtsbildung, diese, keine andere Gesichtsbildung zu einer solchen Gemüthsanlage; wir werden zuletzt nicht wissen, ob der Geist mehr dem Körper oder der Körper mehr dem Geiste gehorchen und folgen muß; wir würden zuletzt in einen vollkommenen Materialismus hineingerathen und zu behaupten uns unterfangen, daß die Nase der Mittelpunkt sei, um den das ganze geistige Seyn des Menschen sich drehe, und daß Alles nur von der Bildung und dem Stand

punkt der Nase abhänge. Lessing entschuldigt das eigenthümliche Aussehen seiner Nase damit, daß er für ihre Bildung nicht könne. Nach meiner Theorie, welche dies corpus delicti als das Primitive und Ursachliche in den Mittelpunkt des Körpers setzt, dürfte diese Entschuldigung auch auf Gemüth und Geist ausgedehnt werden.

Es giebt eine große Anzahl von Gesichtern, welche wir „geschichtliche" nennen möchten. Es sind diejenigen, auf denen die Geschichte eines an Erfahrungen reichen Lebens sich ausdrückt und mit allen ihren Daten in Tabellenform und gespaltenen Columnen verzeichnet steht; auf denen jeder Zug, jede Miene, jede Falte die Bedeutung eines geschichtlichen Dokuments gewonnen hat, so daß wir mit Staunen, Bewunderung, Mitleid oder wenigstens mit Interesse Thaten und Leiden von dem Gesichte ablesen, deren Zusammenhang, Art und Größe wir ahnen, wenn auch nicht vollständig fassen. Wir können mit diesen geschichtlichen Gesichtern diejenigen Völker in Parallele setzen, deren Leib und äußere Physiognomie von dem gewaltigen Geist der Geschichte durchstürmt und durchrissen worden, im Gegensatz zu den Kolossen, deren unbehülfliche undurchdringliche Masse von dem bildenden und bewegenden Geschichtsfluidum keine Veränderung erlitten, und

die, wie das himmlische Reich China, ihre starre, unbewegliche und phlegmatische Physiognomie seit Jahrtausenden in abschreckender Gleichgültigkeit bewahrt haben. Auch in den rein fleischlichen und vom sinnlichen Genuß aufgedunsenen Gesichtern liegt so wenig, wie im Laut des Thieres, eine accentuirte Sprache. Sie sehen ungefähr aus, wie Wirthshausschilder, die in Fleisch und Blut verwandelt und mit der Devise „hier ist gut Bier und Branntewein zu haben" geziert worden sind.

Von den Gesichtern der Männer werden wir im Allgemeinen sagen können, sie seien sprechender, aber weniger beredt, als die der Frauen. Die Gesichtssprache der Letztern hat den syntaktischen Theil ihrer Grammatik in den Augen und nicht blos die unschädliche Syntax, sondern auch das Taktisch-Strategische, das Kunstgemäß-Streitbare, die ganze gewaffnete Pallas liegt darin. Eben von dieser Pallas haben die Augen der Frauen auch die Kunst des Webens und Netzeflechtens, das Umstrickende und Umspinnende, erhalten. Bejahrte Matronen, besonders unter den niedern Volksklassen in großen Städten, den Tummelplätzen der Leidenschaften, zeigen bei weitem mehr Zerrissenheit und Reichthum an Furchen in ihren Gesichtern, als die bejahrten Männer — vielleicht, weil sie ihre Leidenschaften mehr

in sich verschließen müssen und diese nun ihr Zerstörungsgeschäft desto eifriger in der Stille treiben; oder weil ihre Gesichter an Weiche und Zartheit die der Männer übertreffen. Je weicher das Wachs, desto tiefer werden in ihm die äußern Eindrücke sich abprägen.

Im hohen Alter ist aus den Gesichtern und Mienen wenig herauszulesen. Nicht mehr was der Mensch ist und was er denkt und fühlt, sondern wie und wie viel er gelitten, läßt sich aus diesen calcinirten und versteinerten Gesichtszügen herauserkennen, wie aus den Petrefakten und oxydirten Ueberresten das Daseyn einer lebendigen Urwelt. Der Greis hört bei dem Kindthum auf, bei dem er angefangen; die Kreislinie seines Lebens hat sich in ihm sanft zusammengebeugt; die Erde mit ihren Feuersbrünsten, Erdbeben und Stürmen geht allmählig in seinen Augen unter, und der neue Himmel des Friedens und der seligen Gottergebenheit taucht in ihnen auf. Er ist wie Einer, der auf einem blumigen Grabhügel mit offnen Augen, die er zum Himmel emporschlägt, schlummert, der nur von Engeln, Heiligen und Paradiesesblumen träumt und unter dem das Grab allmählig mehr und mehr zusammensinkt. In seinen Mienen schläft der Pan; das Feuer auf dem innern Lebensheerde ist erlo-

schen; das Gesicht hat seine Geschichte gehabt — aber noch sprechen die stillen und ehrfurchtgebietenden Ruinen, mit ihren scharfen Vorsprüngen und Ecken, von den vulkanischen Ausströmungen, in denen sich endlich das glühende innere Leben erschöpft und entladen hat.

Ueber deutsche Kritik und Polemik.

Wenn ich das Feld der deutschen Literatur mit irgend etwas vergleichen möchte, so wäre es der Thebanische Acker, wo Kadmus die Drachenzähne säete. Es wuchsen gewappnete Männer daraus hervor, die sich gegenseitig anfielen und vernichteten bis auf wenige. Diese halfen dem Kadmus die Stadt Theben aufbauen. Wer Zähne säen will, der sei darauf gefaßt, daß etwas Beißiges und Feindliches daraus hervorkommt.

Solche Zähne und geharnischte Männer erzeugt die deutsche Kritik, die unser Aller hauptsächlichsten Bestandtheil bildet. Wir sind von einer wesentlich polemischen Natur und waren es immer, zumal dann, wenn es draußen wenig zu thun gab, der Krieg in die Gemüther sich zurückzog und der Tumult, statt auf den Gassen das Volk, in den Gelehrtenstuben die Individuen aufrührte. Da gab es auch Staub, wenn auch nur Bücherstaub. Unser Mund war immer schlagfertig; unsere Feder immer kriegerisch. Die Italiener erstaunten über die Heftigkeit, womit die deutschen Landsknechte bei Trunk und Spiel ihre Dispüte führten. Die Disputationen

der deutschen Gelehrten waren von jeher berühmt durch ihre gelehrte Gründlichkeit und die Tiefe und Gluth des Zorns, womit sie geführt wurden. Kam es zum Aergsten, so griff der Gelehrte nach der Feder, der Landsknecht nach dem Schwert. Im Ganzen war in beiden derselbe furor teutonicus, von dem die Italiener mit Verwunderung sprachen, mächtig.

Die Kritik vertritt bei uns die Stelle der leidenschaftlichen Aufwallung, welche plötzlich die Totalorganisation anderer Völker ergreift und die That hervorruft. Wir kritisiren und raisonniren so lange, bis wir unsern Zorn los sind. Daher waren wir fast immer bis zum Extrem besonnen; nur selten machten wir einen Streich, weder einen klugen noch einen dummen, aber, aus Unbehülflichkeit, zuweilen einen ehrlichen Schwabenstreich. Diese Kritik war die Aegide, unter welcher die Fürsten vor ihrem eigenen aufgebrachten Volk, und das Ausland vor den deutschen Fürsten ruhig schlafen konnten. Der revolutionäre Geist kritisirte und raisonnirte in den Schenken und Dorfkrügen sich aus; die Feldzüge gegen das Ausland wurden beredet, nicht geführt, oder wenigstens der günstige Zeitpunkt verpaßt. Die That wurde vom Redefluß hinweggeschwemmt. Wenig Blut ist durch die deutsche

Kritik geflossen; aber böses Blut hat sie häufig gemacht.

Auf dem Wege dieser deutschen Kritik hat sich indeß eine bedeutende Revolution vollendet — die Protestation des nördlichen Deutschlands gegen die Infallibilität des Papstes. Man wollte keinen Vermittler zwischen sich und dem Himmel als Christus. Man wollte seiner Sünden wegen lieber verdammt, als durch den römischen Papst der göttlichen Gnade empfohlen sein. Das hatte die deutsche Kritik allmälig herausgebracht. Da erhob sich Luther, eine handfeste polemische Natur, in einer unscheinbaren Klosterbibliothek, wie Napoleon in einer unscheinbaren Militairschule, zu Kraft, Rath und That erwachsen, concentrirte die kritischen Ausblitzungen der deutschen Gemüther, hielt den Anmaßungen des päpstlichen Stuhles die Schutz- und Trutzwaffe der Bibel entgegen, und forderte durch seine berühmten Anschläge, Theses genannt, zu gelehrten Disputationen und einem kritischen Turnier auf. Er fing also damit an, womit bei uns Alles anfängt, sich vermittelt und endigt — mit der Kritik, der Disputation, der Polemik. Seine Allgemeinfaßlichkeit bewirkte das Uebrige. Blendende, helldunkle Dialectik schlägt bei dem deutschen Volke nicht an; es will und begehrt das Handgreifliche; und Luther,

ein Volksmann und ausgebildeter Agitator, war handgreiflich in hinreichendem Maaß. Die Norddeutschen wurden Protestanten. Protestation wurde verlangt, nichts als Protestation — das schlug in ihre innerste Natur ein; hätte man sich von seinem Platze rühren, Conspirationen und Aufstände veranlassen und einen raschen auffallenden Schritt thun müssen, so wäre die Reformation zur Zeit vielleicht unterblieben. Den einzigen auffallenden Schritt that Luther selbst, als er die päpstliche Bulle und somit die römisch norddeutsche Kirche in Brand steckte. Es wurde nun in Norddeutschland nicht der Baum einer neuen Religion gepflanzt, sondern der Baum der alten wurde seiner üppigsten Zweige und Blüthensprossen beraubt, damit er Kraft erhalte zum Fruchtbringen.

Die Blüthen fielen weg; der Bilderschmuck wurde möglichst reducirt; die Künste, die Phantasie, der Schönheitssinn brachen zusammen unter der Last des Verstandes, der nackt empor strebte, wie die nackten Kirchenwände. Jeder spielte in seinem eignen Innern den Bilderstürmer und entkleidete sich selbst aller Phantasieen, Symbole und Täuschungen. Wenig Illusionen, und zwar religiöse, blieben übrig, und ein hinlängliches Maaß norddeutsches Gefühl sammelte und setzte sich fest in den Seelenwinkeln,

welche die Bildlust und der Bildsinn so eben geräumt hatten. Gemüth und Gefühl allerdings mußten sich steigern, wo die Phantasie nicht mehr wucherte und die sinnlichen Ab- und Einflüsse gering waren. Auf ähnliche Weise concentrirte man sein religiöses Gefühlsleben auf die Verehrung der wenigen übriggebliebenen religiösen Wahrheiten, kirchlichen Symbole und etwa noch vorhandenen Irrthümer. Es fand hier keine bedeutende Concurrenz statt. Man rief Gott oder Christus an und bedurfte der Heiligen nicht mehr. Hierzu kam die Begeisterung für die freigewordenen, noch neuen Zustände. Man war dazumal in der That frömmer, als man es jetzt nur irgendwo zu sein glaubt. Da war religiöse Pietät, kein Pietismus. Man speculirte, deutelte und zweifelte sich nicht in seinen Glauben hinein, man war darin von Jugend auf; er war das Hauptelement des Familienlebens; er wurde angeerbt, überliefert, behielt aber die Kraft eines inspirirten. Unser moderner Pietismus ist mehr oder weniger gewaltsam und geschraubt, ein Scheinwesen. Ja! ich beneide diese ersten Protestanten, diese fleißigen Kirchengänger und Postillenleser, diese einfachen schlicht religiösen Menschen. Unsere verdorbenen, glänzend und prunkvoll maskirten äußeren Verhältnisse stehen mit dem echt re-

ligiösen Leben in einem grausamen Conflict und geradem Widerspruch. Es fällt mir schwer, einen unter uns zu beneiden um seine modernen Gefühlsdecorationen, um seine modernen Brillantlichter, welche diese groben Malereien verklären helfen.

Es ist merkwürdig, daß die deutsche moderne Poesie mehr uns nord- und süddeutschen Protestanten angehört, daß aber die meisten unserer Dichter dem Katholicismus sich zuneigen. Man möchte fast sagen: kein deutscher Katholik sei ein Dichter, jeder deutsche Dichter aber ein Katholik, und die Poesie gedeihe nicht auf dem Felde, wo sie gewachsen, sondern befinde sich vor dem Protestantismus auf einer immerwährenden Flucht. Erst in der jüngsten Zeit scheint sich das Verhältniß zu wenden.

Schlug die Poesie des Protestantismus häufig in das katholische Element über, so blieb jener immer das freie Feld des speculativen Forschens, der Kritik und Polemik. Alle Richtungen konnten sich innerhalb des Protestantismus freier ausbilden. Der Katholicismus erhebt, aber erstickt in der Luft, der Protestantismus hält nieder, aber macht frei durch die Zuflüsse der allnährenden Erde. Aus dieser saugen und mehren wir unsre Streitlust. Wir vermitteln uns mit dem fernen Himmel durch die Phantasie, aber mit der Mutter Erde durch den Ver-

stand, der irdisch gediegen ist und Metallglanz hat. Das Lutherthum war Protestation. Wir protestiren und disputiren weiter. Die Streitigkeiten der Reformatoren wirkten in die ferne Zukunft; sie dienten als Muster für die norddeutsche Disputirkunst, die mit Liebe gehegt und gepflegt wurde.

Jeder deutsche Doctor promotus ist durch einen Akt der Polemik, durch das Fegefeuer einer Disputation und den Tumult eines Scheinkrieges gegangen. Bedrohlich, wie das Schwert des Damokles, hängt das Rasiermesser der Kritik über allen Evolutionen des wissenschaftlichen Geistes. Man beschneidet, ätzt und beizt, man hält Alles unter der Scheere der Kritik und Polemik. Ganze Schulen unterlagen ihr und wurden bis auf Stumpf und Stiel ausgerottet. Die Gottsched'sche, verschollenen Andenkens, mußte der Polemik der Schweizer das Feld räumen. Diese geist- und muthvollen Bauern und Winkelriede lichteten die Reihen der Herren und Vornehmen. Der theologischen und philologischen Streitigkeiten will ich gar nicht gedenken. Aber zählt die Schlachtopfer, welche seit Lessing, dem Großmeister und taktischen Ordner der Kritik, diesem glühenden Moloch der deutschen Polemik gefallen sind, und ihr werdet, wenn ihr sie zählen könnt, billig erstaunen. Manchem schon ver-

kümmernden und verhungernden Genie gab diese Kritik den Stich mitten durch's Herz, woran es verblutete. Steigt hinab in die Gräber unsrer Vorfahren in der Literatur! Hätten sie noch ihre Leichen und die Leichen eine Stimme und die Stimme Verständniß für euch, so würdet ihr erfahren, in welchem Literaturblatt die scharfe, beißende Kritik stand, an der sie dahin starben! Und wer an der Kritik nicht umkam, hat daran mehr oder weniger seinen Aerger und sein Leiden gehabt. Er hat vielleicht seinen Aerger verbissen, aber der Aerger biß ihn doch. Versetzt euch in jene stille Kammer literarischen Ruhms und Elends, wo der Lieblingsdichter seiner Nation an der berüchtigten Recension Schiller's siecht und an Gram und Hunger stirbt und an seinem Nachruhm verzweifelt. — Das that Schiller an Bürger! Andere haben Schiller'n im Grabe dasselbe angethan! Eine gerechte Nemesis geht umher und mordet die Mordenden und erweckt unter den Schriftstellern die Todtenrichter und Bluträcher.

Ich jammere nicht um die gemachten Leute, die Aristokraten, die Berühmten, nach Außen hin Sichergestellten, welche, wenn die Kritik auf sie einhaut, im Hause Schmeichler und Parasyten genug haben, die auf die verwundete Stelle heilende Pfla-

ster in enge gedruckten Lobcolumnen legen. Sie können die Hiebe der Kritik für Mückenstiche erachten. Sie fahren darum nicht aus der Haut, sie dürfen darum nicht hungern. So hatte Göthe nur für das Lob ein offnes, für den Tadel ein verschlossenes Ohr; so zieht sich Tieck unter seine Dresdener Zuhörerinnen zurück, und vergißt in so freundlicher Umgebung die Schläge und Stöße einer unfreundlichen Kritik. Aber ich jammere um die, welche durch die Kritik umkamen vor der Zeit und durch Recensionen erdrückt und erstickt wurden in der Knospe ihres aufkeimenden Talents! ich jammere um die reducirten Genie's, die ein abgenagtes, zerrüttetes Leben zwischen Hunger und halber Sättigung, Nacktheit und halber Bekleidung, mühsam fortführen, und welche die Kritik bis in ihre kleine Kammer verfolgt und abhetzt und denen jeder öffentliche Tadel ein neuer tödtlicher Stich mitten in's Herz ist.

Großes Unheil und großes Heil hat die deutsche Kritik hervorgebracht; sie hat verwirrt und gelöst, verfinstert und gelichtet, getödtet und von den Todten aufgeweckt. Seitdem wir die Kritik üben, haben wir den Genuß verlernt. Aber sie ward uns selbst Genuß. Wir können sie nicht mehr entbehren; wir müssen unsre Brust ausschrein; und die-

sen krampfhaften Schrei nennen wir Kritik. Sie breitet sich mächtig aus; sie wuchert; sie durchdringt alle Poren unsers literarischen, wie unsers öffentlichen Lebens. Wo wir nichts zu recensiren, zu tadeln und auszusetzen haben, da wird uns nicht wohl. Jeder Deutsche ist eine wandelnde, incarnirte, lebendig gewordene Recension für Alles und gegen Alles und über Alles.

Man könnte fragen: warum kritisirt ihr noch? warum emancipirt ihr euch nicht von der Kritik? — Einer allein kann's nicht, es müßten's denn Alle. Denn die Kritik ist ein gegenseitiges Uebereinkommen, wodurch der Eine herauf-, der Andere herunterkommt. Wer sich davon ausschließt, ist entweder die Bornirtheit oder die Tugend selbst. Vielleicht sind wir zum Extrem gelangt; vielleicht reibt sich die Kritik an sich selber auf. Schon fängt man an, über Recensionen und Kritiken zu recensiren, wie über selbstständige Bücher. Man legt einen bösen Willen hinein und greift den bösen Willen böswillig an. Man muß sich hüten, ehrlich und offen etwas zu tadeln, man beschuldigt uns der Unehrlichkeit und Verstecktheit. Wo, wie und wann wird dieser Zustand faustrechtlicher Ungebundenheit aufhören?

Ironisirend, polemisirend, kritisirend spielen wir

die Faustritter in der Literatur; zumal viele Anhänger des mosaischen Gesetzes, welche meist nur Antipathieen in der Literatur hervorbringen und unser Christenthum, dessen ausdehnende Wärme sie nicht kennen, mit zusammenziehenden Säuren und fressenden Giften versetzen wollen. Die frische Jugend, quellend in der Blüthe, saftvoll, lichtgrün, drängt sich aus dem dampfigen Schlot und dem beengenden Rauchfang ihres Stubenlebens, und stellt sich in die Reihen der kritischen Vorkämpfer. Die älteren Herren selbst öffnen den Jungmannschaften willig ihre Arme, ihre Klubbs und die von ihnen redigirten Zeitblätter. Die Wärme der Jugend soll in ihre Adern, in ihre Gesellschaften und in ihre Zeitblätter regenerirend übergehn. — So wird der Jugend einerseits das Glück, den in uns Allen bereitliegenden Fonds von Kritik und Polemik zu verbrauchen und auszubilden, andrerseits das Unglück, über ihr kritisches Talent ihr productives gänzlich zu vergessen und brach liegen zu lassen; so pflanzen wir eine Schonung von jungen Recensenten, die selbst keine Schonung, kein Erbarmen kennt.

Aber wir haben auch eine Reihe von großen berühmten polemischen Mustern vor uns, die uns in der Hartherzigkeit unterweisen. Seit dem literarischen Morde, den Schiller an Bürger versuchte,

ist die Kritik an Schärfe, Erbitterung und todtschlägerischer Lust gewachsen. Unsere älteren Gelehrten waren plumper und derber; wir sind maliziöser und greifen mehr an's Leben. Auch vertragen wir nicht so viel, wie die Alten, und sind leicht gereizt; wir halten mehr als sie von unsrer Ehre, unsrer Persönlichkeit und unsern Werken, welche eine Evolution unsrer innersten Persönlichkeit sind. Der furor teutonicus, von dem die Ausländer keinen Begriff haben, hat sich in die Literatur zurückgezogen. Der friedliche Dichter selbst handhabt nichts lieber als die Kritik. Apollo und Mars in einer Person wäre den Griechen unbegreifbar gewesen. Bei uns bildet sich erst der kriegerische Rumpf des Mars und das tönende Haupt des Apollo setzt sich später erst an. Die zusammensetzende Poesie erzeugt sich bei uns aus der sondernden Kritik.

Wir haben große polemische Muster vor uns: Lessing, Schlegel, Müllner, Menzel — welche Würgengel! — und wie verwirrt die Aussprüche unsrer Kritik in und gegeneinander laufen! wie opponirend! wie divergirend! Schiller griff den Bürger an, Schlegel den Schiller, Heine den Schlegel, Börne den Heine, Wilibald Alexis — doch wir wenden uns von dieser einfachen Folge, die in's Unendliche geht, zu einer complicirteren. Tieck pries den Göthe und

tadelte den Schiller, Menzel pries den Schiller und tadelte den Göthe, Wienbarg pries den Göthe und tadelte den Tieck.

Es verschlingt, wie ich schon an einem andern Orte sagte, Einer den Andern mit Haut und Haar; dann legt er sich nieder, ist schläfrig und verdaut, bis er sich ein wenig abgemagert und ein Dritter, abermals eine designirte Mahlzeit für die Zukunft, heißhungrig über ihn herfällt.

Die Kritik ist ein krankhafter Stoff oder vielmehr ein Symptom anderwärts vorhandener krankhafter Zustände; sie ist ein Gegengift, welches die in der faulen stickenden Luft umher schwimmenden Gifte absorbirt. Sind unsre Literaturblätter Molochs, so strecken sie wenigstens ihre glühenden Arme in die Finsterniß leuchtend hinaus. Sie setzen eine Masse von Intelligenz in Cours. Ein lauter Recensent, der es mit der Literatur redlich meint, ist eben so ehrenwerth, als nur Einer von den Stillen im Lande. Es wird zu viel Verderbliches geschrieben, zu viel Albernes gesprochen, zu viel Nichtsnutziges gethan, als daß wir der Kritik für's Erste uns entschlagen könnten. Unsre Kritiker sind die literarischen Hochwächter, die Landwehren „mit Gott,“ die kriegerischen Gefolgschaften, welche allein die völlige Stagnation unsers literarischen Lebens verhin-

dern. Das Todtenfeld, das die Kritik bereitet, möge uns nicht kümmern. Wir pflanzen ihr zum Trotz auf die Gräber der Todten unsere freundlichen Vergißnichtmein. Jetzt gehen die literarischen Zustände in ein gährendes Chaos über — ein trauriger Anblick! Aber dahin mußte es kommen, und es mag uns lieb seyn, daß es dahin kam und daß unsre Literatur an Geburtswehen leidet. Die Hebamme Kritik und die kritischen Geburtshelfer werden in Flor kommen und die zeugungskräftige Literatur wird ihre Geburten auswerfen, unsträfliche, makellose, gesunde, welche die Kritik zum Schweigen bringen, und ihres Namens werth und der geladenen Pathen Freude sind beim Taufschmause. Dann werden wir Kritiker und Entbindungskünstler uns zu Tisch setzen und mitgenießen und durch ein unauslöschliches Gelächter die Lieblinge der Götter werden oder selig, wie die seligen Götter selbst.

Zweck und Bedeutung der Akademieen.

Die ehemals von Th. Mundt als eine Freistätte für die wichtigsten Reden, Ansichten und Aufsätze, die vielleicht sonst nirgends zum Druck gekommen wären, eröffnete Zeitschrift, theilt im Augustheft eine in der Berliner Akademie gehaltene Rede des Prof. Böckh mit, die von der Freisinnigkeit des verehrten Redners die glänzendsten Proben darlegt und zugleich beweist, daß im Kreise der akademischen Mitglieder selbst eine schwungvolle Regsamkeit beginnt, die wenigstens von Einzelnen den Vorwurf des akademischen Schlendrians abwehrt. Ist unsre Zeit wie ein Strudel, der das Todte und Abgelebte verschlingt und das Lebendige und Junge zu oberst bringt, so wird auch die hohe Pairskammer der Wissenschaft, die Akademie, ihrem Schicksale schwerlich entgehen. Was in diesem ehrenwerthen Institute veraltet ist, muß allmählig verfallen und in seiner eigenen Faulheit und Fäulniß sich zerbrickeln; die nassen Schwämme, woran es leidet, wird man mit einem trocknen Schwamme auftrocknen, man wird Gegensätze erwekken, man wird das stockende Blut verdünnen und zugleich verjüngen müssen. Das noch vorhandene Gute — und dessen ist viel und verschiedener Art, — soll dem Institut verbleiben unberührt und un=

verletzt. Die Akademieen fast aller Nationen sind zuletzt grauhaarig geworden, aber nicht vor Kummer, sondern vor Trägheit und Schläfrigkeit. Ich spreche hier im Interesse der Akademieen, die ich für so nützliche Institute halte, als irgend eins, und die ich nur deshalb im Einzelnen angreifen mag, um ihre Bedeutung fürs Allgemeine zu vertheidigen und hervorzuheben. Es ist hier keine Regel, keine Norm, kein bindendes Gesetz aufzustellen, denn wir haben hier eine Genossenschaft von Meistern vor uns, nicht von Schülern oder von Beiden gemeinsam. Jeder ist sich hier selbst Norm, ein Autokrat, der auf dem Gebiet seiner Wissenschaft Alleinherr ist, und in den Grenzen der Wissenschaft seiner Wahl besondere Zwecke verfolgt. Aber der Begriff einer Verbrüderung darf nicht gänzlich aufgegeben werden; man steht und spricht zusammen; man gehe und handele auch zusammen, man arbeite zusammen, wo Zusammenarbeiten fördert; man gehe auf großartige und gemeinnützige Ansichten eines Mitarbeiters am Gesammtwerke ein; man stelle sich gemeinsame Aufgaben und Tendenzen und helfe die Zeit fortbewegen in Einem Geiste und in Einem Sinne; denke im häuslichen Schlafrock an die Akademie, nicht in der Akademie an den häuslichen Schlafrock; sei Mithebel, nicht bloß mitgehoben; man schleiche nicht, man

schwinge sich. Ein Akademiker, immer auf dem Isolirstuhl verharrend, gilt für nichts. Man soll eine elektrische Kette bilden.

Schon beginnt eine Opposition im Schooße der Akademie selbst sich auszubilden. Prof. Böckh sitzt auf den Bänken dieser Opposition und diskutirt von hier aus auf eine energische Weise. Seine schon angeführte Rede sieht ruhiger aus, als sie ist. Man könnte ihre einzelnen Bestandtheile für allgemeine Lehren und Grundsätze halten; aber Tadel und Vorwurf sehen hindurch. Es sind brennende Senfpflästerchen, die er auf die wunden Stellen der Akademie legt. Wo es ist, wie es seyn soll, da braucht man der Lehre und Warnung nicht. Aber Böckh weiß, daß seine allein richtige Ansicht von dem Zweck und der Bedeutung der Akademie nicht in jedem seiner Collegen gleich lebendig ist. Er pustet mit Macht auf die verbrannten Kohlen — wohl möglich, daß es früher oder später ein lustiges Feuer giebt. Was er über die Akademie als eine Corporation von Meistern, über die Universität als eine Genossenschaft zwischen Meistern und Schülern, was er von der studentischen Freiheit und der unabhängigen Stellung der Universitäten sagt, ist zum Theil so neu und immer so wahr, daß diese vortreffliche Rede einzeln abgedruckt und an die Mitglieder der Aka-

demie ausgetheilt werden müßte als ein Erinnerungs-büchlein an das Daseyn der Akademie.

Man könnte sagen: in Kunst nnd Wissenschaft thue eine Corporation nicht gut; jeder sei, wo es auf das bloße Sinnen und Denken ankommt, für sich allein am stärksten; dagegen sei bei mechanischen Verrichtungen ein Zusammentreten Vieler am rechten Ort. Aber auch die Wissenschaft hat weiter ausgreifende peripherische Verrichtungen, die ein starkes, gediegenes Centrum haben müssen. Diese Verrichtungen gehören der Akademie. Der in Jedem ausgebildete Wille, diese Verrichtungen möglichst zu fördern, bewirkt den akademischen Geist, der in Leibnitz selbst, dessen Bestrebungen alle in die Ferne reichten und kosmopolitischer Natur waren, am lebendigsten sich bethätigte. Jede einseitige Bildung wirkt diesem akademischen Geiste entgegen; Allseitigkeit oder wenigstens Aufgewecktheit für die verschiedensten Richtungen befördert ihn; eine kosmopolitische Gesinnung ist ihm zukömmlich. Die Berliner Akademie hat von jeher einzelne Mitglieder gehabt, welche, wie der verstorbene Wilh. v. Humboldt, diesen akademischen Geist in seiner Reinheit bewahrten. Andere fielen von diesem Geiste ab und betrachteten die Akademie als ein Lotterbett und Schlafkissen oder als eine Kuh, welche Milch und Butter

giebt. Auch im gesellschaftlichen Leben setzen sich Akademieen im Kleinen und literarische Kameradschaften ab. Man fühlt, daß so der Gesichtskreis jedes Einzelnen erweitert und die Theilnahme an allgemeinern Verhältnissen und Interessen rege gehalten wird. Diesen Zweck soll die Akademie befördern im Ganzen und Großen. Jeder soll einen Theil dieses akademischen Geistes mit nach Hause und an den Schreibtisch nehmen und dem einzelnen Raths- und Hilfsbedürftigen sich zugänglich machen; denn der Mensch wächst mit seinen größern Zwecken; er opfert sich der Allgemeinheit; er wird porös, durchsichtig, er weitet sich aus.

Die Akademie nimmt die Künste und Wissenschaften in Schutz; sie unterstützt die Talente; denn sie hat ihre Fonds und soll sie zum allgemeinen Besten anwenden. Hier dürfte Manches verfehlt worden seyn. Nur Talente hat man unterstützt; ich ich will es zugeben; aber man sollte einen Unterschied machen zwischen den Bemittelten und Unbemittelten; man sollte die Genie's und Talente, die auf's Verhungern gesetzt sind, förmlich im Lande aufsuchen. Es giebt deren mehr, als man denkt. Ein Genie, das nicht gerade auf's Verhungern gesetzt ist, hilft sich selbst durch und wird endlich doch satt. Viele Reichbegabte verkümmern und kommen

zu nichts, weil sie nie zu einer fetten Mahlzeit kommen. Eine Akademie sollte einen weiteren Kreis haben, als blos den der Ad= und Inscribirten und zur Adscription Designirten.

Die Akademie verleiht den Künsten, die sie pflegt, erst den rechten Glanz und bringt sie zu Ehren. Für die dramatische Poesie wäre es ein unberechenbarer Vortheil, wenn die Akademie das nackte zippernde Küchlein unter ihre wärmenden Flügel nähme — nicht als ob man innerhalb der Akademie so außerordentlich viel mehr leisten würde als man jetzt leistet; — aber es würde der dramatischen Poesie und der Poesie überhaupt große Ehre zuwachsen durch das ganze Land. Denn was bei den Deutschen Anerkennung finden und gedeihen soll, muß erst von obenher und gleichsam von Staatswegen anerkannt und sanctionirt werden.

Es ist ein delikater Punkt, über eine deutsche Corporation, die sich als ein Individuum, als ein einiges Ding, als eine privilegirte infallible Staatsschöpfung betrachtet, anders als lobend zu sprechen. Sie wittert überall eine Beleidigung und nimmt sie doch auf die leichte Schulter. Es ist ihr nicht anzukommen. Aber nur der verdient Lob, der den gerechten Tadel zu ertragen weiß.

Die moderne lyrische Poesie.

Ein lyrischer Dichter hat seine Stunden. Ein Beamter und jeder, der für Sold und Lohn arbeitet, hat sie zwar auch; denn das Einzelne, die Stunde, muß auch für den Beamten da seyn, weil er das Ganze, nämlich viel Zeit hat. Ich verstehe aber unter den Stunden eines lyrischen Dichters etwas ganz Anderes; ich verstehe darunter die Augenblicke seiner poetischen Begeisterung, wo er ein gemachter Mann zu seyn denkt, einerseits, und die seiner Verzagtheit und Niedergeschlagenheit andrerseits. Die Begeisterung läßt, wenn durch hinzutretende beängstigende Zweifel eine Präcipitation erfolgt, die Niedergeschlagenheit zurück als wahren und wirklichen Niederschlag. Ein lyrischer Dichter hat nie Zeit, ist immer beschäftigt, muß einen Eindruck nach dem andern in sich aufnehmen und das von außen Empfangene innerlich verarbeiten — aber er hat seine Stunden, nicht die der Langenweile und des süßen Nichtsthuns, sondern entweder die der seligsten Erhebung oder die der trübseligsten Niedergedrücktheit, die sich, vermittelst eines geheimen Seelenprozesses, in eine „göttliche Traurigkeit" umsetzen kann

In den bittern Stunden, wo er den Purpurmantel von Liedern, den er als lyrischer König um seine Schultern gehangen hat, näher und mikroskopisch genau betrachtet, wird er hier und da einen Flick bemerken, er wird das Gezwirne bis ins Einzelnste verfolgen und sehen, daß der Mantel nicht immer aus den feinsten Fäden gewoben ist. In solchen schmerzhaften Augenblicken tritt der poetische Mensch in ihm als ein gesunkner Engel, als ein verzerrtes Spiegelbild, als ein müßiggängerischer zudringlicher Doppelgänger ihm gegenüber, und der lyrische Königsmantel, der bei alle dem doch seinen Werth haben kann, erscheint ihm als ein geflickter grobzwirniger Bettelsack, mit dem er höchstens das Mitleid, aber nicht die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregen könne.

Wenn ich in meiner Eigenschaft als Lyriker solche böse Stunden bekomme, so wird mein Skeptizismus ein potenzirter, er bleibt bei mir nicht stehen, er wendet sich gegen die Lyrik überhaupt und beginnt ihre Göttlichkeit zu leugnen, ihre Brauchbarkeit in Zweifel zu ziehen. Wenn ich aber bemerke, daß gerade die Lyrik diejenige Gattung der Poesie ist, unter welcher beide Hemisphären, wie Salomos Zwillinge unter Rosen oder wie eine Heerde unter einem Hirten, weiden, daß sie, als der allgemeinste

Ausdruck für Volkstrauer, Volkswuth und Volkslust, den von der Kälte zusammengezogenen eingeschrumpften Menschen am starrenden Pol eben so wenig versagt worden, wie den einer glühenden Tropenhitze dahingegebenen Völkerschaften; wenn ich sie im Munde der Skalden und Barden sogar zur Kriegs- und Siegsgöttin werden sehe — so fang' ich an, von ihr eine hohe Meinung zu bekommen und sie für das Erzeugniß desselben ambrosischen Hauptes zu halten, aus welchem Minerva in glänzendem Waffenschmucke sprang. Denn der lyrische und der kriegerische Sinn gehen Hand in Hand und haben einen und denselben Boden.

Nach dieser Seite hin findet meine Zweifelsucht bald ihre Grenzen. Aber, zweifl' ich weiter, wie steht es mit der lyrischen Richtung unsrer Zeit? Sind wir wahr, schlicht, naiv und gemüthlich genug, um lyrisch zu seyn? Hat die eisige Bernhardsspitze unsrer vor innrer Kälte zitternden Zeit ein Hospizium für die Dichtkunst? Ist die Lyrik, von den materiellen Interessen in die Flucht geschlagen, seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts nicht in vollem Rückzuge begriffen?

Wir müssen zugeben, daß die dramatische und epische Dichtkunst keineswegs würdig repräsentirt werden. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts glich

die erstere dem unter dem Aetna eingekerkerten Typhon, der sich unwillig gegen die Masse sträubte und, wenn er sich schüttelte, vulkanische Ausbrüche herbeiführte, wenn er athmete, Flammen spie. Gerstenbergs „Ugolino,“ Klingers „Zwillinge,“ Schillers dramatische Erstlingserzeugnisse waren unleugbar solche vulkanische Producte des eingeschlossenen Typhons. Dennoch brachte man sie, sogar die mit dem Hungertode ringende Familie des „Ugolino,“ auf das Theater, und die begeisterte Menge jauchzte dem in Flammen und Gluthen arbeitenden Geiste der Poesie entgegen. Jetzt gilt es nicht, wie Leisewitz ein Junges für die Bühne zu werfen und zwar einen Löwen, sondern hundert, und zwar wo möglich schmeichelhafte, demüthige und zahme Kätzchen, die ein weiches und, in gewisser Hinsicht, auch derbes Fell haben. Die weitschichtige Mühe, ein wahrhaftes echtes Trauerspiel zu schreiben, wird weder von Seiten der Theaterdirectionen noch der Buchhändler belohnt und bringt keine der Mühe entsprechende Ehre. Wer Trauerspiele für das Theater schreibt, thut am Ende für sein Stück nicht viel mehr als der Theaterschneider oder als Angely für seine „Nachbarliche Freundschaft,“ und wer für den Buchhandel dramatisirt, schreibt eine kleine Novelle oder Erzählung ab, theilt sie in leicht lesbare Jamben, macht

einen glatten Dialog dazu und läßt den Antwortenden so wenig sagen, wie den Fragenden, nämlich Nichts.

Anders verhält es sich mit der Lyrik. Sie kommt aus dem Gemüth. Ein Lied ist leicht hingeworfen; es ist ein Schmerz, der sich von der Brust loslösen will, eine fliegende Lust, die über das Herz hinfährt und seine Saiten unwillkührlich zittern und erklingen macht. Lieder dichtet man aus einem Bedürfniß des Herzens; man macht sie nicht, um sie zu sammeln; man fängt an sie zu sammeln, wenn man sie zu machen aufhört. Je mehr die äußern Verhältnisse sich verflachen, desto mehr in die Tiefe geht das lyrische Gemüthsleben. Daher ist die Lyrik nicht, wie ich in meinen bösen Stunden glaubte, in jetziger Zeit zurückgekommen — nein! sie ist geistiger, edler, nationeller als je, und wenn sie in der Nation den rechten Anklang noch nicht findet, so darf man behaupten, daß die deutsche Nation überhaupt nicht mehr nationell ist; ja! sie fängt an, sich zu schämen, wenn sie sich auf etwas Volksthümlichem unbewußt ertappen läßt; sie meint dann irgend einen dummen Streich gemacht zu haben. Die neuere deutsche Lyrik hat den Ton gefunden, der dem deutschen Volke, als es noch rein, ungemischt und unschuldig war, allein behagte. Aber die mit starken Gewürzen versetzte gelehrte Poesie hat unsre Geschmacks-

nerven abgestumpft. Wir müssen gereizt werden, wenn wir schmecken sollen.

Das Mittelmäßige ohne Schrot und Korn, was die heurige lyrische Poesie zu Tage fördert, ist immer noch einen Grad besser, als das Mittelmäßige des vorigen Jahrhunderts; denn auch die minder Talentvollen haben Moses und die Propheten vor sich, von denen sie lernen können. Vieles, was in der Sturm- und Drangperiode für musterhaft gegolten hätte, bleibt jetzt unbeachtet liegen, oder wird mit den Füßen verächtlich zur Seite gestoßen. Wir sind überfüttert und verdrießlich wie Alle, welche verdauen und sich ausruhen wollen.

Die Lieder der jüngsten Zeit haben zum Theil das Eigenthümliche, daß sie da abbrechen, wo die ältern recht eigentlich erst beginnen, nämlich am Schluß, wenn eine weitläufige prosaische Erörterung folgen müßte. Die Glocke macht den angenehmsten Eindruck, die in den Luftwellen leise verhallt und nicht kurz abklingt. So verklingt das Lied der Neuern in der Brust des Lesers und hallt lange und erschütternd nach. Der Leser muß gleichsam das Lied reproduziren, ergänzen und hat als selbstthätiger Mitdichter einen um so vollständigern Genuß. Diese Eigenthümlichkeit ist auch stets die in den Volksliedern und Volksballaden hervortretende. Die

neuere Lyrik hat ihren Stoff magnetisch durchdrungen, überall die geistigen Beziehungen aufgedeckt oder gesucht; sie hat die Erde auf den Himml, den Himmel auf einen noch höhern bezogen. Sie malt nicht aus, sie skizzirt oder deutet an; sie beschreibt nicht, sie symbolisirt; sie speculirt nicht, sie glaubt und ahnt; sie begrenzt nicht, sie schiebt die Grenzen hinaus; denn sie sucht die allgemeine Bedeutung des Einzelnen; aber sie begrenzt das Allgemeine durch ein Bild oder Symbol oder Gleichniß. Sie bindet ihre Liebe nicht an die Namen Chloe oder Themire oder Dorchen, nicht an ein Inventarium körperlicher Eigenschaften. Sie knirscht nicht, wenn sie zornig wird, aber sie flammt auf; sie greift an, aber sie verfolgt nicht; sie verwundet nicht mit dem breiten plumpen Schlachtschwert, sondern mit Anspielungen und den Stacheln des Witzes. In der Natur sucht sie das Einzelne lieber als das Allgemeine; sie beschreibt nicht die Wiese, sondern die Blume auf der Wiese; nicht den Wald, sondern den Baum und lieber noch das Blatt; nicht das Wetter, sondern den Gewitterregen und lieber noch den Tropfen; aber Blume, Blatt und Tropfen dienen ihr nur, um an das Individuelle eine allgemeine Idee zu knüpfen. Sie erhebt sich von der Fläche zum Erhabenen, von der Schwelle des Hauses und der Häuslichkeit zur

Kuppel des Doms, vom Hügel zur Alpenspitze. Sie schwelgt in den Naturerscheinungen, aber sie läßt sich nicht übertäuben. Form und Wesen in ihr ist eins; eins setzt das andere voraus, wie im Volksliede.

Uns jüngere Poeten dürfte im Allgemeinen der Tadel treffen, daß wir zu überschwenglich sind, und, als ob damit etwas Großes gethan wäre, zu ungenirt in das Blaue hinaus sehen, raisonniren, dichten und schwärmen. Die Eiche muß ihre concentrirteren Theile, die Wurzeln, erst in der mütterlichen Erde festsetzen, ehe sie ihre weiten Verzweigungen der Luft, dem unbestimmten Allgemeinen, entgegenbreitet als der weitschattende Baum des Zeus.

Deutsche Prosa und Prosaisten.

Wenn irgend eine Kunst mit den bedenklichsten Schwierigkeiten verbunden ist, so ist es die: deutsch, und zwar in ungebundener Rede deutsch zu schreiben. Ein gebundener Zustand sagt uns bei weitem mehr zu. Daher dichtet Alles und, wie man wohl sagen kann, meist nicht schlecht, höchstens mittelmäßig; daher wissen so Wenige, in ungebundener Rede nur erträglich gut zu schreiben; man schreibt kaum so gut, als man spricht und conversirt, und während man in der Conversation auf dem einen Fuße lahmt, lahmt man in der Schrift auch auf dem andern.

Man muß zugeben, daß wir zu abgeleitet schreiben, der eine nach französischen, der andere nach altklassischen Mustern, daß in unsern vortrefflichsten Werken nichts dem Volke Verständliches gefunden wird, weil eine Vermittelung zwischen den Gebildeten und Ungebildeten durch eine andere Tribüne als die Kanzel und höchstens noch die Bühne nicht vorhanden ist, daß die Conversation in den höhern Zirkeln meist verderbt, verwürzt, verzuckert, in den niedern zu plump und grobfasrig erscheint, um von

den Schriftstellern mit Glück benutzt zu werden, daß wir unsern Styl zu sehr abkanzeln und abcathedern und daß wir in unsern eigenthümlichst deutschen Produktionen so leicht keine andre Grenze anerkennen, als die Grenzen unsrer Individualität, die oft zügellos ist und in's Unendliche geht. Unsre Prosa hatte bisher im glücklichsten Falle meist nur eine subjective Schönheit der Innerlichkeit und des Gedankens, welche sich die Sprachform möglichst, aber doch meist schlotterig anbildete, nicht die objective Schönheit künstlerischer Begrenzung.

Die deutsche Sprache, aufsprudelnder Urkraft voll, ergoß sich aus einem vollen frischen Quell, in breitem Bett und rascher Strömung, worin die Lichter des Himmels sich abspiegeln; aber sie versandete häufig, brach sich an starren Klippen und verschlemmte und versetzte sich mit unreinen fremdartigen Bestandtheilen, mit Gallicismen, Latinismen und subjectiven Willkührlichkeiten allerlei Art. Luther's Bibelübersetzung steht einzig da, aber wie wenig Wirkung übte sie auf den Styl der Prosaisten, welche in oder um denselben Zeitabschnitt gelebt haben! Der Kanzleistyl wirkte, wie er verdorben war, auch auf die Poesie der damaligen Zeit verderblich ein. Der dreißigjährige Krieg streifte alle Blüthen der Geselligkeit von der deutschen

Menschheit ab, welche damals gelitten hat, wie keine andere Nation vor oder nach ihr. Nur der starkmüthigen deutschen Geduld war es möglich, alles das zu erdulden und glücklich zu überwinden. Kaum aber hatte man sich von diesen Leiden verpustet, als bereits die famose Perrückenzeit ihren Anfang nahm. Puder und Perrücke lasteten schwer auf den Köpfen; das weibliche Geschlecht tauchte mit all seiner innern Poesie und äußern Grazienhfatigkeit in den Reifröcken unter. Das Haar wurde mit der Poesie zugleich toupirt; der religiöse Schwung dämpfte sich zur religiösen Ehrbarkeit ab; die allgemeinen Interessen verzöpfelten sich und hingen in Haarbeuteln von dem steifen Nacken herunter; man dichtete, tanzte, musicirte und lebte im abgemessenen Menuettschritt. So verbaute man sich mit allem Fleiß vor den Eindrücken der Natur, die man, wo man ihr ankommen konnte, nicht minder wie die Kunst zu verkrüppeln und beinbrüchig zu machen beflissen war. Damals allein konnte es ein französischer Gelehrter wagen, zu behaupten, daß ein Deutscher kein Genie besitzen könne. Je mehr der gesellschaftliche Ton sich ausbildete und zum Ausdruck natürlicher Empfindung seine Zuflucht nahm, desto kräftigern Leibes erwuchs die deutsche Prosa, deren wirklich geniale Männer sich annahmen, um zugleich reformirend

auf den Zeitgeschmack und die gesellige Ausdrucksweise zu wirken. Aber die Mehrzahl unsrer Prosaisten litt nichts destoweniger unter den Einflüssen der einseitigen Schulbildung und des immer noch steifen Conversationstons. Der ciceronianische Periodenstyl sollte bereits den Secundanern als Norm gelten, eine Forderung, welche bei den Nichtschaffenfenden und Unselbstständigen die Bildung der Sprach- und Denkformen aus dem Individuum heraus bis zum Erlöschen aller Individualität unmöglich machte. Man floh das Leben, die Geselligkeit, die Wirklichkeit und lebte einseitig in den römischen Classikern, die zu überwältigen eine herkulische Arbeit war. Wie viel Unnützes lernte da ein deutscher Jüngling, und wie wenig fand man sich überhaupt ausgelernt, wenn es darauf ankam, seine dürftigen in einem engern Kreis abgeschlossenen Ideen stylistisch zu verarbeiten, sei es auf der Kanzel oder in der Kanzelei! Je mehr Regeln, Gesetze und Normen aber für die Masse vorhanden sind, desto mehr dringen einzelne Befähigte mit der Expansionskraft ihrer Individualität hinaus und gebärden sich nicht selten liederlich, um zugleich als geniale Ausnahme gelten zu können.

Wer etwas Tüchtiges über die Fort- und momentane Verbildung der deutschen Prosa lesen will,

lese Mundt's von Veit in Berlin verlegte „Kunst der deutschen Prosa.“ Der Verfasser weiß zu lehren, ohne daß jene unangenehme Manier der Deutschen, überall lehren zu wollen, zu reguliren, zu demonstriren und mit schulmeisterlicher Miene die vorwaltend didaktische Natur aus sich herauszukehren, bei ihm irgend hervorträte. Er belehrt, indem er conversirt, ja er belehrt durch die Anmuth und Schönheit seines Vortrags, indem er selbst einen musterhaften Styl schreibt, eindringlicher, als irgend ein Grammatiker, der dir auf die Finger klopft, die Ruthe der Regel hinter den Spiegel steckt und dir wie einem Schulknaben zudonnert, so sollst du schreiben und so sollst du nicht schreiben! — und nun folgen läßt: §. 1. die Metapher, §. 2. die Allegorie, §. 3. der erhabene Styl, §. 4. der naive, §. 5. der komische u. s. w. Das war die Zeit der Adelunge, damals, als man noch den Mund, wie ein sammetpelziger Hamster, voll nahm, als sei man im Begriff, einen ganzen Kuchenfladen zu verschlucken, und hatte doch nur ein Paar Krümelchen in einem hohlen Zahne sitzen! Damals, als man die Lippen öffnete, um eine ganze Fluth von wässrigen Regeln in Strömen auszuspeien, wie ein Rolandsbrunnen, und hatte doch meist keinen Tropfen eines schönen Styls in sich, der klar und durchsichtig ge-

wesen wäre! Damals, als man mit einem Hebel von Zehn-Pferde-Kraft Anstalt machte und prüfte und wuchtete, um ein Blumenfäserchen, oder ein Wurzelzäserchen, oder ein Bienenflügelchen, oder ein Tulpenzwiebelchen, oder ein Blüthenbügelchen emporzuschnellen! Damals, als man aufräumen wollte und selbst nicht aufgeräumt war, und lehren wollte, wie man zu schreiben habe, während man selbst, wie ein breitspuriger Trunkenbold, überall anstieß, so daß diese Lehrbücher an sich selbst Widerlegungen der schönen Regeln waren, die man darin aufstellte! Die genialen Männer Lessing, Göthe, Herder hielten sich freilich nicht an die Gesetze Adelungs, sondern an diejenigen, welche das eigne Genie ihnen vorschrieb, und wurden Gesetz für Andere, indem sie sich selbst Gesetz waren. — Späterhin kamen die gründlichen und unergründlichen, theils steifen, theils phantastisch excentrischen, immer aber hartknorrigen Grammatiker, die vortreffliches Material anhäuften, aber die Kunstform der prosaischen Schreibart nicht um ein Haar breit förderten. Mundt, welcher wohl weiß, was die Zeit verlangt und ihr zuträglich ist, streifte von sich alles bloß Didaktische, bloß Systematische, bloß Grammatische; er streifte von sich alles Spröde, Harte, Schroffe, Dicke, Schwerfällige; er lieferte ein echtes und wahres

Kunstwerk, wie Winkelmann ein Kunstwerk schuf, wenn er ein Kunstwerk zerlegte und erläuterte, indem er es in plastischer Darstellung förmlich reproduzirte. Viele Partieen heben sich, von mildem Schmelz überzogen und mit einer eigenthümlichen oft zarten oft blitzenden Auffassungsweise gesättigt, glänzend hervor. Von den verschiedenen Schreibweisen unsrer ältern Prosaisten sind wirkliche, von Leben durchwärmte und von Blut durchröthete Porträts geliefert worden. Es erfreut überall das innige Verständniß und Verhältniß, welche der Verfasser von und zu den gesellschaftlichen Zuständen und geistigen Richtungen der verschiedenen Epochen gewonnen hat; es erfreut die bei aller Kürze runde und anschauliche Weise, womit er die verschiedenen Schreibmanieren und die Schriftsteller selbst charakterisirt; es erfreut endlich die organische Bindung, durch welche die einzelnen Partieen in Wechsel- und Folgewirkung zu einem künstlerisch in einander gefügten Ganzen sich vereinigen. Wer Th. Mundts ausgezeichnete Charakterisirfähigkeit kennen lernen will, lese die Schilderung, die er von dem genialen und hochbegabten Sprach- und Denkmeister J. Fischart gegeben hat, eine Schilderung, worin die Merkmale der Fischart'schen Schreibweise fast verkörpert und zu einem Gewirr anschaulicher, aus neckischen Ko-

bolden und geisterhaften Figuren und Figürchen bestehender Gruppen zusammengetreten und gestaltet sind. Das Bekannte selbst erscheint uns in einer neuen Beleuchtungsmethode. Scheinbar auf die Spitze gestellte Meinungen und Ansichten gleichen sich durch die Folgesätze zu Wahrheiten aus. Die Schrift enthält wenige Lehren, die sich vorn herein als solche geben wollen; aber sie ist eine Lehre, und zwar eine thatsächliche, an sich und durch die Darstellung, in welcher sie gehalten ist. Einem solchen Buche, welches selbst Resultat ist, wird es sogar der eigentliche Gelehrte gern vergeben, wenn er im Einzelnen die wissenschaftlichen Resultate nicht findet, die zu finden er erwartete.

Diese Schrift ist uns wichtig als die dargethane und möglich gewordene Versöhnung der wissenschaftlichen mit der künstlerisch schönen Darstellung. Sie konnte nur zu der Zeit verfaßt werden, wo die Härte des Gedankens überwunden ist und sich der Gesellschaftston, im Verhältniß zu dem in früherer Zeit gang und gäbe gewesenen, im Allgemeinen verfeinert hat, und zugleich Ausdruck mehr natürlicher Empfindungen geworden ist; denn der jeweilige Zustand der Prosa hängt mit den gesellschaftlichen Zuständen genau zusammen und steht mit ihnen in inniger Wechselwirkung. Unsre Prosaisten vermeiden

jetzt und fast unwillkührlich Alles, was nach Cicero, der Studirstube und dem abgestandenen Oel des lugubren Nachtlämpchens schmeckt. Aber sie haben zugleich das Amt, die Conversation nicht da zu lassen, wo sie steht, sondern sie zu fördern und für sie Muster und Vorbild zu sein. Denn unser Unterhaltungs-, Gesellschafts- und Umgangston steht noch keineswegs auf der Stufe, auf welcher er, sollte man ihn für wirklich durchgebildet halten, eigentlich stehen müßte. Auf der einen Seite immer noch höckrig, uneben, abgestoßen und abstoßend, erscheint er auf der andern Seite zu flau, nichtssagend, hohl oder allzugroßer Leerheit wegen aufgepustet.

Unsre Prosa hat zur Zeit viele zierliche Säulen, auf denen sie ruht; sie wird im Ganzen fertiger gehandhabt, als ehmals, und geht mit ihren leichten Säften immer mehr in die Masse über. Göthe's Diction hat einen unberechenbaren Einfluß auf die bessern unsrer jetzt lebenden Prosaisten geäußert, deren charakteristisches Merkmal es ist, daß sie, wie Göthe, die Elemente gesellschaftlicher Bildung und die Gesinnung ihrer Zeit in ihrer Prosa auszudrücken wissen. Aber es ist bei alle dem nicht zu leugnen, daß über das Behäbige und Bequeme dieses Styls, worin Manche bereits eine zu große Fertigkeit erlangt haben, ohne nur entfernt Göthe's

schen Geist zu besitzen, das Würdige, Ernste, Edle, Strenge, Erhabene und wissenschaftlich Schwere, besonders aber das charakteristisch Individuelle, mehr als billig verloren geht. Man hüte sich vor einem allgemeinen Nivellement und suche, wie Mundt in dem angeführten Werke bereits gethan, wissenschaftlichen Ernst des Styls mit Gefälligkeit und Einfachheit zu vereinigen. Die subjective Färbung soll und darf nicht durchaus verloren gehn. Es genügt nicht bloß, ein fertiger Virtuose im Styl zu sein, nach vorliegenden Mustern und Notenbüchern, man muß ihn auch selbst zu componiren wissen und bemüht sein, den Abdruck seiner Individualität in möglichster Ausgeprägtheit darin erscheinen zu lassen und selbstschöpferisch zu verfahren, ohne der Gefälligkeit und der schönen Kunstform Abbruch zu thun.

An Reinlichkeit, Rundung und Prägnanz des Styls wird Varnhagen von Ense, groß als anregende und auf jüngere Gemüther maßgebend wirkende Persönlichkeit, von keinem seiner deutschen Zeitgenossen übertroffen. Hier ist die Einfachheit und die angenehme Süße Xenophons. Diese rein objective und, wie jede klassische, parteilose Prosa, welche keine heterogenen Beimischungen duldet und der einwirkenden Subjectivität nur so weit gehorcht, als ihr Streben nach einem unabhängigen Verhältniß

und nach künstlerischer Selbstständigkeit zuläßt, ist in ihrer Makellosigkeit unnachahmlich schön. Varnhagen's Styl ist ebenmäßig, wohlgefügt, ohne alle frappirenden Gegensätze zwischen Licht und Schatten, welche mehr die Eigenthümlichkeiten des Darstellers als des Dargestellten hervorheben helfen, aber nicht ohne zweckmäßige gelinde Anschwellungen, Zug für Zug berechnet, durchdacht und eben dadurch in jedem Momente bedeutsam. Varnhagen's Prosa hat eine schöne Grenze; denn diese Grenze, innerhalb derer Alles schön erscheinen muß, ist eben die der Schönheit. Jede Fleck- und Strichmanier ist vollkommen vermieden; die stylistischen Farben sind wohl vertuscht, harmonisch geordnet, aber nicht dünn, noch blasirt. Carus in Dresden zeigt sich in seinem Buche „Paris und die Rheingegenden" als einen ziemlich glücklichen Nachahmer des Göthe'schen Styls, während Pückler-Muskau mit liebenswürdiger Nonchalance den Conversationston der höhern Stände, aber in seiner veredeltsten Gestalt, sich angeeignet hat. Es kann keinen fashionablern Styl geben, dem man weniger gram sein könnte, als den des Fürsten Herrmann von Pückler-Muskau. Erscheint der Reisestyl bei Carus nachlässig, trotz aller Eleganz, so erscheint er bei Pückler elegant, trotz aller Nachläßigkeit. Ecken

und Schärfen duldet keiner, der eine, weil er gute Salons, der andre, weil er gute Bücher durchgemacht hat. Der Genuß von Thee wirkte auf beide. Ein deutscher Fürst in England und ein deutscher Hofrath in Dresden — es wäre sonderbar, wenn nicht ihr Styl mehr oder weniger dünnflüssige Theenatur angenommen hätte. Beider Prosa erscheint vornehm, die des Hofraths Carus als eines deutschen Gelehrten, welcher gegen die Nichtgelehrten nur vornehm thut, die des Fürsten Pückler als eines Fashionabeln, der gegen die Nichtfürsten nicht bloß so thut, als sei er gnädig, sondern es wirklich ist. Carus bildete sich nach Göthe, Semilasso nach vornehmen Zirkeln; so begegnen sie sich im übermässigen und nachlässigen Gebrauch exotischer Redensarten, und wenn Carus von einer ariden Gegend spricht, einer massiven Ostentation, einer Opulenz, einer Munificenz, einer spatiosen Gallerie, einer passageren Wohnung, so spricht Semilasso von Degout, Utensilien, Embarkationen, Provisionen, Feudalexistenzen, formidabeln Rivalen u. s. w. — alles, denke ich, Bezeichnungen, wofür uns gute deutsche Ausdrücke zu Gebote stehen.

Le style c'est l'homme! — Börne will diesen Satz nicht für wahr halten; „denn,“ sagt er, „der eine dichtet die zartesten Lieder, und ist der

erste Grobian von Deutschland; der Andere macht Lustspiele und ist ein trübsinniger Mensch; der Dritte ist ein fröhlicher Knabe, und schreibt Nachtgedanken.“ Es ist wahr, diese Gegensätze finden sich. Man kann sehr compact leben und doch sehr delicat schreiben, und umgekehrt; man kann sich liederlich aufführen und doch einen sehr geordneten Styl haben, und umgekehrt; man kann innerlich zerrissen und in seiner Schreibweise sehr harmonisch sein, und umgekehrt; man kann ein Cyniker sein im Leben und ein Elegant, ein Fashionable im Styl und umgekehrt. Aber nicht, wie wir äußerlich erscheinen, ist unser eigentliches Leben, sondern wie wir denken, fühlen und gesinnt sind. Die Gesinnung macht den Styl, die Gesinnung macht den Menschen; der Styl hängt, wie Börne weiterhin zugiebt, mehr vom Character ab, als vom Geiste, mehr von der sittlichen, als von der Kunstanschauung des Lebens. Wer sieht der Schreibweise Jean Pauls, welche die innere subjective Unendlichkeit des Styls hervorrief und vorzüglich begünstigte, die Einflüsse des Baier'schen Bieres an, welches sein Labsal war? — Höchstens, daß man bald die Schwere der Substanz, bald den dünnen, leicht obenhin gelagerten Schaum, bald die ätherischen Perlen, die da auf- und niedersteigen, zu erkennen meint.

— Noch vor wenigen Jahren lebte in Berlin ein Novellist und Recensent, der ein Tabagieenleben führte und später bei lebendigem Leibe für gestorben gelten mußte; und obgleich er gar nicht vornehm lebte, so dachte er doch vornehm und vornehm war auch sein Styl. Es giebt Manchen, der im gesellschaftlichen Leben sehr rückhaltend, nachgebend, ja oft schüchtern erscheint, und sehr entschieden, zuversichtlich, gar trotzig zu schreiben weiß, weil er entschieden, zuversichtlich und trotzig denkt. Ein Mensch dieser Art lebt eigentlich nur, wenn er die Feder, wie der Krieger, wenn er das Schwert in der Hand hat. Muß man darum phantastisch sich kleiden und aufführen, weil man Phantasie hat und einen phantastischen Styl schreibt? Ist Aufführung überhaupt Gesinnung? Kann man von dem Cyniker Diogenes sagen, seine Ausdrucksweise sei die eines Cynikers gewesen? — Es ist möglich, aber nicht nothwendig, daß Einer, welcher originell lebt, auch originell zu schreiben weiß, aber es ist unmöglich, daß ein origineller Denker nicht originell schreiben sollte.

Dem Börne'schen Styl muß man durchaus nachrühmen, daß er Abdruck seines inneren Menschen sei — ein Styl voll Gesinnung, Wärme, Trotz, Eigensinn, Characterstärke, Muth, Offenheit,

That- und Schlagkraft, Derbheit und wenn es sein muß, Grobheit; ein Styl, welcher sich keinen Rückzugswinkel, keine Hinterthüren und Fuchslöcher offen hält. Dieser Styl steht da, ein gewappneter Mann, das Visier aufgeschlagen, die Lanze eingelegt, in kriegerischer Haltung, Brust gegen Brust, Stirn gegen Stirn, schäumend und knirschend. Der Feind sieht immerdar sein Weißes im Auge, so nahe macht er sich an ihn. Heine's Styl ist bei weitem brillanter, verführerischer, üppiger, zierlicher, sentimentaler, dichterischer, aber auch loser und fasriger als der Börne'sche, ein Styl, welcher sich selbst belächelt und, ehe er sich zu Markte trägt, die Locken kräuselt, die Halskragen und feinen Manschetten zurechtrückt und sich durch und durch parfümirt, um mit den Lesern zu buhlen. Börne's Styl ist ein Roß der Wildniß, welches nach Freiheit schnaubt, die Nüstern aufpustet und die tollkühnsten Capriolen macht, Heine's Styl ein gezähmtes Paradepferd, welches auf seine prächtigen Gebisse, Zäume, Decken und Scheuleder stolz ist und nur bei Gelegenheit aus Schabernak hinten ausschlägt und ehrlichen Leuten einen unvorhergesehenen Fußtritt giebt. Heine's Styl hat immer oben auf eine Spitze, Börne's einen Kolben. Börne schreibt in der Keilschrift. Seit Luther haben wir einen solchen Donner der Sprache

einen so ursprünglichen und offnen Styl nicht mehr gehabt. Der Styl ist der Mensch! Börne's Styl ist Börne!

Heine war nachzuahmen, nicht Börne; denn Gesinnung und Character lassen sich nicht nachahmen; aber was ist Börne's Styl anders als Gesinnung und Character? Heine's Styl ist nur die weibliche Rückseite des männlichen Börne'schen Styls, eine anmuthige Hetäre, welche mit offenem Busen verlockend umherschweift, während Börne's Styl als geharnischter Krieger an der Pforte des sittlichen Ernstes und des Weltbürgerthums Schildwache steht.

Unter den Anhängern des Erstern wußte Heinrich Laube aus resp. Göthe'schen, Heyse'schen und Heine'schen Elementen einen zierlichen, wohlklingenden, gefälligen, brillanten Styl sich zu bilden, welcher weichen Fleisches und lockern dünnflüssigen Blutes ist, der aber in dieser innigen und wohlverarbeiteten Mischung gar nicht mehr erkennen läßt, wie wenig primitiv er ist. Laube hat keine gedrungene, keine von großen Gedanken beschwerte Prosa, aber eine in Fluß gesetzte, die sich nirgends stößt, sanft plätschert und mit ihrer angenehmen Fluth recht zu den freundlichen Gedanken und Ideen paßt, über die sie, wie über bunte Steinchen und runde

Kieselchen, dahinspielt. Er meidet den Periodenbau, welcher Schweiß kostet; oder er muß, wenn er einmal in Schweiß geräth, sogleich in das Bad von leichtestem Gewässer. Wir wissen, wie viel Laube auf Reinlichkeit und Baden hält und welche erstaunliche Reformationen er erwartet, wenn unsre deutsche Jugend erst gelernt hat, sich zu baden und, wie die Juden, den Schweinebraten zu fliehn. Mundts Prosa weicht von der Laubes bedeutend ab. Sie ist innerlicher und steht auf der schönen Grenze, wo sich wissenschaftlicher und geselliger Geist begegnen. Es ist viel mehr Poesie in ihr, als in der Prosa Laube's. Sie erscheint wie glänzender Marmor, durch welchen die Gluth poetischer Erregung und Erregbarkeit hindurchleuchtet; zuweilen, wie in dem Buche über Charlotte Stieglitz, bekundet sie das reine Funkeln und Sprühen dichterischer Herzensstimmung. Sie ist nicht flüchtig, sondern durcharbeitet, motivirt, dem Momente der Darstellung angepaßt, schwungvoll; sie nähert sich dem alten Periodenstyl, welcher nichts als gelehrte Fugensätze hervorbrachte, nur in so weit, und weicht auch nur in so weit von ihm ab, als sie sich durch diese schöne Mäßigung in den Stand gesetzt sieht, Schwere zu haben, aber keine Schwerfälligkeit. In Mundt's Buche über die deutsche Prosa fällt jedoch der et-

was reichliche Gebrauch fremdländischer Wörter und Bezeichnungen auf, gegen deren zu häufige Anwendung Mundt in diesem Buche selbst so wacker und rühmlich ankämpft und die als fremdartige Zierrathen und Schmucksächelchen dieser einfachen und schönen Säulenstellung nicht immer zusagen. Dieser Mißbrauch, den man den Schriftstellern früherer Perioden mit Recht vorwirft und der ältere Bücher häufig ungenießbar macht, scheint aus Angewöhnung und Bequemlichkeit gäng und gäbe zu werden, auch sind hierin andre berühmte Prosaisten der jüngsten Zeit viel weiter gegangen als Mundt. Auch Lewald schreibt einen flotten, leichtflüssigen Styl, der sich nirgends in einander wirrt, nirgends Knoten und Knorren bildet, auf dem man sanft dahin gondelt und strudelt und der die anstrengende Ruderarbeit des Nachdenkens durchaus nicht in Anspruch nimmt.

Auf einer tiefern Stufe stehen Beurmann, Wolff, Marbach und eine Unzahl Anderer, welche einen Styl, zum Theil einen manierirt Heine'schen zu schreiben wissen, dem man, so oberflächlich, äußerlich, locker und lose er auch ist, das Prädikat eines geistreichen Styls zu ertheilen gewohnt ist. Dieser zerfaserte Styl kann, wie in Le Petit's Sittengallerie der Nationen, in eine wirkliche Carrica-

tur ausarten. Reiner prägt sich in Gutzkows Prosa die Individualität des Schreibenden ab. Gutzkow arbeitet nicht leicht, aber er arbeitet so lange, bis sein Styl den Anschein von Leichtigkeit gewonnen hat und ihm die Arbeit, die er gekostet, nur wenig anzumerken ist. Nicht als ob er die ruckweise erfolgende, schwere und mit Nachwehen verbundene Geburt seiner Prosa vollkommen bemänteln könnte! Die Sätze für sich, jeder einzeln betrachtet, erscheinen meist vollkommen fertig, abgeschlossen, flüssig; aber zwischen den Sätzen selbst sind Brüche und Risse, trennende Stoßkräfte, fast Pausen, so daß seine Prosa im Ganzen wie eine scharfkantige Crystallisation eines scharfsinnigen Denkens und Nachdenkens anzusehen ist. Wenige Worte sollen unendlich Viel sagen. Der Verstand wird in eine blankgeschliffene Spitze zusammengedrängt. Wenn aber dieser Styl einmal aufflammt, so flammt er höchstens wie erhitztes starres Eisen, wie der angeglühte Verstand selbst. Wienbarg's Prosa hat eine brausende, hinreißende, volle und klare Strömung, die aber nicht überall von gleicher Tiefe ist und, besonders in der letzten Zeit seines literarischen Wirkens, von Klippen und weiten Sandlagern unterbrochen erscheint.

Unter den Novellisten steht als ein in seiner Art

vollendeter Stylist L. Tieck noch immer oben an. Er weiß seine Sprache zu handhaben wie Einer, aber er läßt sie nicht leicht aus ihrer Weise heraustreten, er läßt sie nicht sich über sich selbst erheben. Seine Prosa ist ekel, delikat, zierlich und ironisch besonnen, eine fleckenlose, schämige Schönheit, die sich in reinliches Linnen zu kleiden weiß, und nur genau so viel Schmucksachen auf ihren Staat verwendet, als für eine einfach ansprechende Schönheit gehört, die nicht geradezu auffallen will. Diese Charakteristik gilt indeß hauptsächlich von seinen jüngsten Produktionen, worin seine novellistische Muse den letzten, aber immer noch ehrenvollen Anlauf nahm. In dieser Glätte und Einfachheit liegt eine gewisse Vornehmheit und Coquetterie; denn es läßt sich auch coquettiren mit der Einfachheit und dem Hauskleide. Sternberg und Posgaru, jener mit momentanen poetischen Aufblitzungen, schließen sich ihm genau an. Mannigfaltiger ist W. Alexis, dessen schildernde Prosa einen anmuthigen Farbenwechsel bietet, sonst aber im keuschesten Geschmack und innerhalb des verständigen Calcüls und der novellistischen Convenienz gehalten ist. In die Prosa seiner größeren Romane spielen Walter Scottsche Elemente mit hinein, aber dergestalt verarbeitet, daß man ein Unrecht beginge, wenn man sie als fremdartige Bestandtheile bezeich-

nen und tadeln wollte. Sie verlieren sich in der Ausarbeitung des Ganzen fast in's Unscheinbare. — Zu diesen zum Theil abgeleiteten, immer aber nach den vornehmen, gesetzten Regeln künstlerischer Schönheit oder mindestens Convenienz construirten Schreibweisen steht des Novellisten L. Schefer Prosa in geradem Gegensatz. Hier wechseln Schatten und Licht, Kraft und Schwäche, verkürzte und erweiterte Sätze auffallend. Schefer schreibt unter den jetzt Lebenden, wenn wir die Einflüsse der Jean-Paulschen Schreib- und Denkweise außer Acht lassen, den subjectivsten und innerlichsten Styl. Hier ist Alles Herzenssache, eine graziöse, aber etwas formlose Unschuld und eine maßlose unbegrenzte Schönheit, welche mit ihren üppigen Gliedern ein formliches Spiel treibt, aber nicht hinlänglichen Sinn für Ordentlichkeit und Ordnung hat, um auf ihre Gewandung den gehorigen Fleiß zu verwenden. Das Haar ist nicht zusammengehalten und hängt ordnungslos, aber in prächtiger Fülle herab, bis auf einige Zöpfchen und Löckchen, welche zierlich gedreht sind; das Brusttuch liegt lose, der Busen quillt, die nackte Schulter strebt voll hervor, man freut sich des schönen Fleisches, aber man ärgert sich an der Nachläßigkeit der äußern Erscheinung. Kühnes Styl ist der einer schön ausgeprägten Individualität und besitzt bei aller an-

scheinenden Leichtigkeit, bei aller brillanten Virtuosität, bei aller Grazie eine gewisse Schwere, einen stolzen aber angenehmen Hohn, der um die Lippen der Kühneschen Suada sich geheimnißvoll fältelt, und anmuthig zwischen Weinen und Lächeln spielt. Dieser Styl hat Gesinnung, Nachdruck, Accent. Die Fahrlässigkeit ist nur scheinbar, hervorgegangen aus der Mißachtung ceremonieller Gesetze. Es zeugt für die Selbstständigkeit Kühnes, daß er aus wenigen Zeilen, aus der kleinsten Kritik sich erkennen läßt, so ausgeprägt ist seine Styl- und Denkart.

Die aus der Schule Hegels hervorgegangenen Prosaisten schaden sich häufig durch das starre Festhalten an ihrem Schultypus, durch den Mangel an handfester Praxis, welcher ihre Prosa nur innerhalb der Schule genießbar und vollkommen verständlich sein läßt, endlich durch eine aufgelockerte, breite, nachläßige, mit bequemen Fremdwörtern verunzierte und den strengen Periodenstyl geflissentlich meidende Schreibweise. Was Hotho, Rosenberg, Gans, letzterer namentlich in seinen „Rückblicken," worin er uns für die uns mangelnde Memoirenliteratur ein treffliches Surrogat geboten, der deutschen Prosa geworden sind, darauf fühle ich mich hier versucht nur hinzuweisen.

Unter den Romantikern zeichnen sich Wiese und

Duller einerseits, Mügge und der Verfasser der transatlantischen Reiseskizzen andrerseits vorzüglich aus. Jene erheben sich durch eine selbstständige, kräftige Schreibweise; Duller durch eine mehr stoffliche, körperliche, praktische, Wiese durch eine mehr innerliche und in und aus der philosophischen Bildung empfangene Schreibart. Beider Prosa erscheint mehr oder minder gewaltsam, krampfig, brüchig und rissig, unruhig, in Fragen und Ausrufungen sich fortschnellend, immer aber individuell und characteristisch. Das Stark- und Schwarzschattige waltet vor. Ihre Prosa hat Überfülle an venösem Blutinhalt und strengt alle Nerven und Muskeln an, um den drängenden Thatsachen und Gedanken das Gleichgewicht zu halten. Duller ist aber bei weitem praktischer, reell leidenschaftlicher, lebenswirklicher, während Wiese von dem Schulgebrauch philosophisch typischer Ausdrücke sich nicht loszureißen vermag. — Höchst anerkennenswerth ist die muntre, lebenswarme, glühende und volle, wenn auch ein wenig ausgeschweifte Prosa des Anonymus, welcher mit seinen transatlantischen Reiseskizzen, den Lebensbildern aus beiden Hemisphären u. s. w. die deutsche Literatur mit einem wesentlich neuen Romanengenre bereichert hat, welches ihr bisher gänzlich fehlte. Auch Mügge's Prosa bewegt sich in der glühenden That-

sächlichkeit, während Spindler in Süddeutschland und Rellstab in Norddeutschland den compacten Romanenstyl mit dem glücklichsten Erfolge vertreten haben. Der Verfasser des „Scipio Cicala,“ der „neuen Medea“ u. s. w. zieht es, mit Umgehung seines selbstständigen und bedeutenden Talentes, vor, seine Prosa mit dem Stiefel der Walter Scottschen Romantik breit und auszutreten. Der Pseudonymus Emerentius Scävola hat durch seinen ungraziösen Styl die Aufmerksamkeit, die er erregte, gewiß nicht verdient. In Eichendorff's Novellen- und Romanenprosa haucht und webt Wald- und Wiesenduft, Mondschein, Abend- und Nebeldämmer, melodischer Nachtigallenlaut und alle die wesenlose aber herzensinnige Träumerei, wodurch die ältere romantische Schule mehr geistig verdunstete, als körperlich sich verdichtete, und von der Realität der Dinge sich abwärts stellte.

Diese unter Vielen und Unzähligen habe ich angeführt. Man erlasse mir, die Verdienste der eigentlichen Männer der Wissenschaft um die Ausbildung der deutschen Prosa aufzuzählen. Wir leben mehr in einer Periode des anmuthigen und schönen Styls, als in einer des erhabenen und strengen. Auf die anmuthige Bildnerperiode des Lysipp folgte die Periode des Verfalls. Der Character der Anmuth ist

zu dünn, um Bestand zu haben. Einzelne unter unsern Prosaisten scheinen bereits diese Periode des Verfalls anzuzeigen. Andrerseits lebt aber in den Bessern ein ernstes Wollen, ein gesetztes Streben, ein mehr finstres, als heiteres Gemüth, eine Sehnsucht aus der Flauheit und Flachheit heraus, eine Lust, mit der Wirklichkeit, wie sie vorhanden ist, zu kämpfen und zu ringen. Ich glaube daher, daß wir mehr in der Gährung begriffen sind, als daß wir darüber hinaus wären. Im Allgemeinen aber können wir sagen, daß für den Augenblick das Characteristische als unterscheidendes Merkmal unter den einzelnen Pflegern der Prosa verschwunden und die Sperrlinien der Individualität aufgehoben sind. Selbst die Geschichtsschreiber beginnen, wie z. B. E. Münch, in einem mehr novellistischen Style zu schreiben; das Novellistische ist die Grundform, wenn auch nicht der Grundcharacter unsrer Epoche; der Memoirenstyl eine Beugung des historischen nahe an den novellistischen Styl heran. Unsre jungen Schriftsteller sind meist Zöglinge der Literaturblätter und belletristischen Journale, deren Einfluß in dieser Hinsicht nicht genug zu würdigen ist. Man versucht seine ersten Flüge in der Kritik. Diese wird Typus für unsere späteren Produktionen. Menzel, dessen Styl durch Entschiedenheit, fulminante Kraft, inquisitori-

sche Strenge und berserkerähnlichen Fanatismus sich auszeichnet, ging ebenfalls aus der Kritik hervor. Aber nicht die nachträglichen Fingerzeige der Kritik, nur die schöne, warme, lebendige That, die Praxis, der Gedanke, welcher in's Fleisch tritt, können uns jetzt zuträglich sein, nicht die Theorie, nicht das Zurückgehn auf philosophische Principien, nicht die Anweisung, wie und was man produziren soll, sondern das Product, das Produziren selbst. Auch unsre Novellen schlagen in kritische Spitzen aus. Wo wir keine Bücher zu recensiren haben, da recensiren wir Menschen, Zustände, Verhältnisse; wir setzen nicht zusammen, wir zergliedern nur; denn der kritische Bestandtheil in uns ist das Sondernde, Beizende und auseinander Haltende. Aber man hat gelernt, diese trennenden Elemente der Kritik mit gefälligen Bindmitteln und dem Reiz einer schönen Form vor den Augen der Welt zu verheimlichen. Auf die Nachwelt wird wenig Einzelnes übergehen, aber der Gesammtzustand wird sich in ihren Schooß senken und zu wirklichen Geburten der Kunst Anlaß geben.

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marggraff, Hermann

Bücher und Menschen

Bunzlau 1837

P.o.germ. 900 fk
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10114392-8